Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar 'zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

~~21747.~~
Gall. rev. 1019 L/(5

Geschichte

des

Consulats und des Kaiserreichs.

Fünfter Band.

NAPOLÉON.

Kaiser der Franzosen.

Geschichte

des

Consulats und des Kaiserreichs.

Von

Adolph Thiers,

Mitglied der Deputirtenkammer und ehemaligem Ministerpräsidenten von Frankreich.

Aus dem Französischen

übersetzt von

Dr. Eduard Burckhardt,

Verfasser der allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit.

Fünfter Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig,

Verlag von J. J. Weber.

1846.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des fünften Bandes.

Neunzehntes Buch.

Ende der Republik.

Eindruck, den der Tod des Herzogs von Enghien in Europa machte. — Preußen, früher zu einem Bündniß mit Frankreich geneigt, nähert sich jetzt wieder Rußland und schließt mit ihm einen geheimen Vertrag. — Das Benehmen von Drake, Smith und Taylor wird allen Cabineten angezeigt. — Der Eindruck des Todes des Herzogs von Enghien wird dadurch geschwächt. — Der Hof von St. Petersburg legt Trauer an. — Alexander will in Regensburg wegen Verletzung des deutschen Gebiets reclamiren. — Oesterreich führt keine Klage, sondern benutzt das Ereigniß von Vincennes zu Uebergriffen im Reiche. — Zurückberufung des französischen Gesandten von Petersburg. — Oesterreich wird bedeutet, seine Gewaltthätigkeiten einzustellen. — Nachgiebigkeit des Wiener Hofes. — Prozeß gegen Moreau und Georges. — Pichegru entleibt sich. — Man fordert Erblichkeit der Regierung, damit die Complotte aufhören. — Fouché's Rolle. — Er ist das Werkzeug der Veränderung. — Cambacérès ist unzufrieden. — Schritt des Senats, von Fouché hervorgerufen. — Der Erste Consul will erst wissen, ob die Höfe ihn anerkennen werden. — Preußen und Oesterreich antworten günstig. — Der Erste Consul fordert den Senat auf, seine Gedanken ganz kund zu geben. — Debatten im Senat. — Vorschlag des Tribuns Curée, die Monarchie wieder herzustellen. — Carnot's Rede. — Der Senat fordert den Ersten Consul auf, die Monarchie wiederherzustellen. — Veränderungen in der Verfassung. — Der Senat begiebt sich in Masse nach St. Cloud und ruft Napoleon zum Kaiser aus. — Verlauf des Prozesses. — Georges wird zum Tode verurtheilt und hingerichtet. — Polignac und Rivière werden begnadigt

Moreau verbannt. — Sein Schicksal und das Napoleons. — Neue Phase der französischen Revolution. — Die Republik wird eine Militär-Monarchie. Seite 1

Zwanzigstes Buch.

Die Kaiserkrönung.

Aufschiebung der Expedition gegen England. — Gründe und Vortheile davon. — Verdoppelte Sorgfalt bei den Rüstungen. — Finanzmittel. — Budget der Jahre XI, XII und XIII. — Indirecte Steuern. — Alte Theorie von einer einzigen Steuer auf Grund und Boden. — Napoleon verwirft sie und führt eine Consumtionssteuer ein. — Spaniens Subsidienzahlungen. — Eine Vereinigung von Finanziers will sie discontiren. Alle disponiblen Kräfte werden den Geschwadern zu Brest, Rochefort und Toulon überwiesen. — Napoleon bereitet das Erscheinen einer französischen Flotte im Canal vor, um die Ueberfahrt der Flotille zu sichern. — Die erste Verflechtung von Umständen, auf die er stößt. — Admiral Latouche-Tréville soll sie bewältigen. — Dieser verläßt Toulon, täuscht die Engländer und erscheint im Canal. — Die Landung projectirt im Juli und August vor der Krönungsceremonie. — Die Gesandten der mit Frankreich in Frieden befindlichen Mächte überreichen Napoleon ihre Beglaubigungsschreiben. — Nur der österreichische Gesandte bleibt zurück. — Abfahrt Napoleons nach Boulogne. — Allgemeine Musterung der Flotille, Schiff um Schiff. — Die batavische Flotte. — Großes Fest am Strande des Oceans und Vertheilung von Decorationen der Ehrenlegion an die Armee. — Weitere Vorgänge in England. — Außerordentliche Aufregung. — Sturz des Ministeriums Addington durch die Verbindung von Fox und Pitt. — Wiedereintritt Pitts ins Ministerium und seine ersten Schritte zur Bildung einer Coalition auf dem Continent. — Argwohn Napoleons. — Er zwingt Oesterreich zu einer Erklärung. — Er bricht die diplomatischen Verbindungen mit Rußland ab und ruft Herrn von Oubril ab. — Tod des Admirals Latouche-Tréville; Verschiebung der Landung auf den Winter. — Admiral Villeneuve an Latouche-Tréville's Stelle. — Charakter des Erstern. — Reise Napoleons nach dem Rhein. — Großes Zusammenströmen zu Aachen. — Cobenzl überreicht hier Napoleon sein Beglaubigungsschreiben. — Der kaiserliche Hof begiebt sich nach Mainz. — Rückkehr nach Paris. — Vorbereitungen zur Krönung. — Schwierige Unterhandlungen mit Pius VII., der Napoleon selbst krönen soll. — Cardinal Fesch als Gesandter. — Charakter und Benehmen dieses Mannes. Schrecken Papst Pius' VII. bei dem Gedanken, nach Frankreich zu kommen. — Er befragt seine Cardinäle. — Fünf sprechen sich für die Reise, fünfzehn bedingungsweise dagegen aus. — Lange Verhandlung über die Bedingungen. — Schließliche Einwilligung. — Bestimmung der Ceremonien. — Napoleons Weigerung, sich die Krone aufsetzen zu lassen. — Familienpräten-

tionen. — Reise des Papstes nach Frankreich und seine Ankunft in Fontainebleau. — Freude und Vertrauen beim Anblick des ihm gewordenen Empfangs. — Kirchliche Trauung Josephinens und Napoleons Krönungsfeier. Seite 104

Einundzwanzigstes Buch.

Die dritte Coalition.

Aufenthalt des Papstes in Paris. — Napoleons Sorgfalt, ihn daselbst aufzunehmen. — Da die Flotten im December nicht auslaufen konnten, benutzt Napoleon den Winter zur Organisation Italiens. — Umgestaltung der italienischen Republik in ein Vasallenkönigthum des französischen Kaiserreichs. — Anerbieten dieses Königreichs an Joseph Bonaparte und Ablehnung desselben. — Napoleon beschließt, die eiserne Krone für sich zu behalten. — Feierliche Sitzung im Senat. — Zweite Krönung in Mailand, festgesetzt auf die Mitte des Mai's 1805. — Napoleon findet während seiner Anwesenheit jenseits der Alpen ein Mittel, seine neuen Seepläne besser zu verstecken. — Seine Seekräfte wachsen durch die plötzliche Kriegserklärung Englands gegen Spanien. — Die Seekräfte Hollands, Frankreichs und Spaniens. — Plan einer großen Unternehmung nach Ostindien. — Alles ist zur Ausführung der Landung im Juli und August bereit. — Der Papst schickt sich zur Rückreise nach Rom an. — Seine Eröffnungen gegen Napoleon vor seiner Abreise. — Abreise des Papstes nach Rom und Napoleons nach Mailand. — Stimmung der europäischen Höfe. — Ihre Neigung zu einer neuen Coalition. — Das russische Cabinet. — Alexanders junge Freunde stellen einen Plan zu einer großen europäischen Vermittelung auf. — Die ihm zu Grunde liegenden Gedanken als das eigentliche Original der Verträge von 1815. — Nowosiltzoff in London. — Seine Aufnahme bei Pitt. — Der Vermitelungsplan wird von dem englischen Minister in einen Coalitionsplan gegen Frankreich umgewandelt. — Rückkehr Nowosiltzoffs nach Peterburg. — Das russische Cabinet unterzeichnet mit Lord Gower den Vertrag zur dritten Coalition. — Die Ratification dieses Vertrags wird an eine Bedingung, die Räumung Malta's von Seiten Englands, geknüpft. — Nowosiltzoff begiebt sich, um scheinbar mit Napoleon zu unterhandeln, nach Paris. — Vergebliche Bemühungen Rußlands, Preußen für die neue Coalition zu gewinnen. — Glücklichere Schritte bei Oesterreich, das eventuelle Verpflichtungen eingeht. — Rußland bedient sich der preußischen Vermittelung, um von Napoleon Päffe für Nowosiltzoff zu erlangen. — Diese Päffe werden ihm bewilligt. — Napoleon in Italien. — Begeisterung der Italiener für seine Person. — Krönung zu Mailand. — Eugen Beauharnais als Vicekönig. — Militärische Feste und Besuche in allen Städten. — Napoleon beschließt, die Bourbonen dereinst aus Neapel zu vertreiben, und entscheidet, sich für die unmittelbare Vereinigung Genua's

mit Frankreich. — Beweggründe dazu. — Constitution von Lucca als Kaiserlehn zu Gunsten der Prinzessin Elise. — Nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in Italien schickt sich Napoleon zur Rückkehr nach Boulogne an, um die Landung zu bewerkstelligen. — Ganteaume hat von Brest aus nicht unter Segel gehen können. — Villeneuve und Gravina sind glücklich von Toulon und Cadiz ausgelaufen, und sollen vereint mit dem deblokirten Ganteaume sich nach dem Canal begeben. — Napoleons Aufenthalt in Genua. — Seine plötzliche Abreise nach Fontainebleau. — Inzwischen nehmen die Continentalmächte eine furchtbare Rüstung gegen Frankreich vor. — Subsidienvertrag. — Napoleon verlangt Erklärungen und rüstet gegen Italien und den Rhein. — Abreise nach Boulogne, um in London den Knoten aller Coalitionen zu zerhauen. — Sein Entschluß, sich einzuschiffen, und seine Ungeduld bei Erwartung der französischen Flotte. — Bewegung der Geschwader. — Villeneuve's und Gravina's lange und glückliche Fahrt nach Martinique. — Erste Anzeichen von Entmuthigung bei Villeneuve. — Schleunige Rückkehr nach Europa und Zug nach Ferrol, um diesen Hafen zu entsetzen. — Seeschlacht bei Ferrol gegen Admiral Calder. — Der französische Admiral konnte sich den Sieg zuschreiben, wenn er nicht zwei spanische Schiffe verloren hätte. — Entsetzung von Ferrol. — Statt Muth zu fassen, Ganteaume zu deblokiren und sich mit 50 Schiffen nach dem Canal zu begeben, geht der eingeschüchterte Villeneuve nach Cadiz unter Segel, während Napoleon ihn auf dem Wege nach Brest wähnt. — Napoleons vergebliches Harren in Boulogne. — Seine Hoffnungen beim Empfang der ersten Depeschen von Ferrol. — Sein Zorn, als er zu glauben anfängt, daß Villeneuve nach Cadiz gesegelt ist. — Heftige Erbitterung gegen Admiral Decrès. — Neue Pläne Oesterreichs. — Plan des Feldzugs von 1805. — Welchen Erfolg konnte eine Landung haben, die durch Villeneuve's Fehler vereitelt wurde. — Napoleon wendet seine ganzen Streitkräfte gegen den Continent. Seite 175

JOSEPHINE.

Kaiserin der Franzosen.

XIX. Buch.

Ende der Republik.

Der Eindruck, den die blutige Katastrophe von Vincennes auf Frankreich machte, war ohne Zweifel bedeutend, aber noch gewaltiger äußerte er sich in Europa. Wir entfernen uns nicht von der strengen Wahrheit, wenn wir behaupten, daß diese Katastrophe die Hauptursache eines dritten allgemeinen Krieges wurde. Die Verschwörung der französischen Prinzen und der Tod des Herzogs von Enghien, der die Folge davon war, gehörten zu jenen gegenseitigen Beleidigungen, durch welche die Revolution und die Gegenrevolution sich zu einem neuen und heftigen Kampfe reizten, der sich bald von den Alpen und dem Rhein bis zu den Ufern des Niemen ausdehnte. Wir haben die

gegenseitige Stellung Frankreichs und der verschiedenen Höfe geschildert, wie sie seit der Erneuerung des Krieges mit Großbritannien sich gebildet hatte; das Streben Rußlands nach einem höchsten Schiedsrichteramte, das bei England kalte, bei dem Ersten Consul höfliche Aufnahme fand, aber bald auch von diesem zurückgewiesen wurde, seit er die parteiische Stimmung des russischen Cabinets erkannt hatte. Wir haben erzählt, daß Oesterreich einen neuen allgemeinen Krieg befürchtete und sich vorläufig durch Uebergriffe im Reiche schadlos zu halten suchte, daß Preußen zwischen den Einflüsterungen Rußlands und den Liebkosungen des Ersten Consuls lange schwankte, durch die Aeußerungen des Letztern gegen Lombard beinahe verführt wurde und endlich bereit war, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Dies war die Weltlage kurz vor der traurigen Verschwörung, deren tragische Entwickelung wir so eben erzählt haben. Lombard war mit dem frischen Eindrucke des in Brüssel Gehörten nach Berlin zurückgekehrt, hatte dem jungen Friedrich Wilhelm seine Gesinnungen mitgetheilt und ihn bestimmt, sich definitiv mit uns zu verbinden. Ein anderer Umstand hatte zu diesem glücklichen Erfolge beigetragen. Die preußischen Ideen, die in einer Art von Neutralität des Festlandes bestanden, gegründet auf die frühere nordische Neutralität, hatten in Petersburg wenig Anklang gefunden, und es war dort der Versuch gemacht worden, diesen Plänen das Project einer europäischen dritten Partei zu unterstellen, die unter dem Vorwande, die kriegführenden Mächte im Zaume zu halten, bald zu einer neuen, gegen Frankreich gerichteten und von England bezahlten Coalition geführt haben würde. Durch die schlechte Aufnahme seiner Anträge verletzt, die Folgen des russischen Planes voraussehend, und zugleich fühlend, daß die größere Macht auf der Seite des Ersten Consuls sei, ließ Friedrich Wilhelm diesem nicht mehr eine unfruchtbare Freundschaft anbieten, wie er dies im Jahre 1800 durch den stets entschlüpfenden Haugwitz gethan hatte, sondern ein wirkliches Bündniß. Er hatte zuerst sowohl Frankreich als Rußland eine Neutralität angetragen, die alle Staaten Deutschlands umfassen und folglich auch die Räumung von Hannover bedingen sollte, was für uns keine andere Wirkung gehabt haben würde, als den Continent dem englischen Handel wieder zu öffnen und uns die Straße nach Wien

zu verschließen. Der Erste Consul hatte bei seinen Conferenzen mit Lombard in Brüssel davon nichts hören wollen. Nach der Rückkehr Lombard's nach Berlin und dem neueren Benehmen von Rußland ließ uns der König von Preußen etwas ganz Anderes vorschlagen. Nach diesem neuen Systeme gewährleisteten sich beide Mächte, Frankreich und Preußen den Status praesens, der für Preußen Alles umfaßte, was dieses Reich seit 1789 in Deutschland und Polen erworben hatte, für Frankreich den Rhein, die Alpen, die Einverleibung von Piemont, die Präsidentschaft der italienischen Republik, den Besitz von Parma und Piacenza, die Aufrechthaltung des Königreichs Hetrurien, die temporäre Besetzung von Tarent. Wenn wegen eines dieser Interessen der Friede gestört werde, so sollte diejenige der beiden Mächte, die nicht unmittelbar dabei bedroht sei, sich einmischen, um den Krieg zu verhüten. Wenn ihre Bemühungen erfolglos blieben, so verpflichteten sich beide Mächte, ihre Streitkräfte zu vereinigen und den Kampf gemeinschaftlich zu führen. Als Lohn für diese ernste Verpflichtung verlangte Preußen, daß man die Ufer der Elbe und Weser räume und die französische Armee in Hannover auf die nöthige Zahl reducire, um die Einkünfte des Landes einzutreiben, nehmlich auf 6000 Mann. Sollten die Erfolge Frankreichs zur Zeit des Friedens so bedeutend sein, daß es die Bedingungen desselben vorschreiben könne, so verlangte Preußen noch, daß das Schicksal von Hannover in Uebereinstimmung mit ihm entschieden werde. Dies hieß auf eine indirecte Weise feststellen, daß Hannover ihm gegeben werde.

Was Friedrich Wilhelm bestimmt hatte, auf die Politik des Ersten Consuls so weit einzugehen, war die Gewißheit des Continentalfriedens, der seiner Meinung nach von einem festen Bündnisse zwischen Frankreich und Preußen abhing. Mit einem Scharfblicke, der ihm, hauptsächlich aber seinem Lehrmeister Haugwitz, alle Ehre macht, hatte er entdeckt, daß keine Macht des Continents den allgemeinen Frieden zu stören wagen würde, sobald Preußen und Frankreich fest zusammen hielten. Er hatte zu gleicher Zeit erkannt, daß er auch den Ersten Consul zügele, wenn er den Continent fessele, denn die verabredete Gewährleistung der gegenwärtigen Lage der beiden Mächte war ein sicheres Mittel, diese Lage festzustellen und dem Ersten Consul neue Unternehmungen zu untersagen. Wenn

1*

Preußen bei dieser Politik geblieben wäre und wenn man es ermuthigt hätte, so würden die Geschicke der Welt eine andere Gestalt gewonnen haben.

Dieselben Gründe, welche Preußen veranlaßt hatten, den eben erwähnten Antrag zu machen, hätten den Ersten Consul bestimmen sollen, ihn anzunehmen. Was er definitiv wollte, wenigstens damals, war die Grenze des Rheins und der Alpen, ferner eine absolute Herrschaft über Italien, einen vorwiegenden Einfluß in Spanien, mit einem Worte, die Suprematie des Occidents. Wenn er die Gewährleistung Preußens erhielt, hatte er dies Alles in einem fast untrüglichen Grade von Gewißheit. Allerdings wurde durch die Räumung der Ufer von Elbe und Weser der Continent den Engländern wieder geöffnet, aber diese Erleichterung ihres Handels war für sie nicht so vortheilhaft, als die Unbeweglichkeit des Continents, die das Bündniß Preußens mit Frankreich von nun an sicherte, ihnen nachtheilig war. Wenn der Continent unbeweglich blieb, konnte der Erste Consul sein Genie Jahre lang walten lassen, und er war dann sicher, früher oder später irgend einen großen Schlag gegen England zu führen.

Es ist wahr, daß in dem Vorschlage Preußens der Name eines Bündnisses vermißt wurde: die Sache war vollkommen da, aber der Name fehlte, in Folge des reiflich überlegten Entschlusses des jungen Königs.

Dieser Fürst hatte das Wort in der That nicht gebrauchen wollen; er war sogar bemüht, die augenscheinliche Wichtigkeit des Vertrages dadurch zu vermindern, daß er ihn eine Uebereinkunft nannte. Was lag aber an der Form, da man die Sache hatte, da die Verpflichtung, die preußischen Streitkräfte mit den unsrigen zu verbinden, ausgesprochen war, da dieses Versprechen, von einem redlichen und seinem Wort getreuen König gegeben, Vertrauen verdiente? Wir müssen hier auf eine Schwäche aufmerksam machen, deren sich zu jener Zeit nicht blos der preußische Hof, sondern alle Cabinette von Europa schuldig machten. Man bewunderte die Regierung Frankreichs, seit ein großer Mann sie leitete, man liebte seine Grundsätze ebenso sehr, als man seinen Ruhm achtete, und dennoch hielt man sich gern abseits. Selbst dann, wenn man ein dringendes Interesse hatte, sich ihm zu nähern, wollte man blos geschäftliche Verbin-

dungen mit ihm haben, und der Grund lag nicht etwa darin, daß man die aristokratische Verachtung alter Dynastien gegen neue hegte oder zu äußern wagte, denn der Erste Consul, der ja noch nicht Haupt einer Dynastie war, hatte sich Vergleichungen dieser Art bis jetzt nicht ausgesetzt und der kriegerische Ruhm, in dem seine Hauptberechtigung lag, war eines jener Verdienste, gegen die der Dünkel stets machtlos ist. Wenn man sich nicht förmlich für seinen Verbündeten erklärte, so geschah dies deshalb, weil man in den Augen Europa's nicht für einen Abtrünnigen von der allgemeinen Sache der Könige gelten wollte. Friedrich Wilhelm würde sich seinem jungen Freunde Alexander und selbst seinem Feinde Kaiser Franz gegenüber verlegen gefühlt haben. Die junge und schöne Königin, die eine leidenschaftliche und in allen Vorurtheilen der alten Zeit befangene Coterie um sich hatte, eine Coterie, die Lombard verspottete, weil er als Enthusiast für den Ersten Consul von Brüssel zurückgekommen war, und Haugwitz haßte, weil er der Apostel des französischen Bündnisses war, die junge Königin und ihre Umgebung würden ein lautes Geschrei ausgestoßen und den König mit Vorwürfen überhäuft haben. Dies war allerdings blos eine häusliche Unannehmlichkeit, und solchen war Friedrich Wilhelm häufig ausgesetzt. Aber dieser förmliche Allianzvertrag wäre nicht mit der zweideutigen, unfreimüthigen Sprache zu vereinen gewesen, die er gegen die andern Höfe gewöhnlich führte. Er wünschte diesen die gegen den Ersten Consul eingegangenen Verpflichtungen so darstellen zu können, als seien sie ein Opfer, das er dem dringendsten Bedürfniß seiner Völker wider Willen bringe. In der That empfanden die Preußen ein dringendes Bedürfniß, Hannover geräumt zu sehen, damit Elbe und Weser frei würden. Um von Frankreich die Räumung von Hannover zu erlangen, würde er gesagt haben, habe er diesem Reiche wohl etwas bewilligen müssen, und sei deshalb genöthigt gewesen, das zu gewährleisten, was überdies alle Mächte, namentlich Oesterreich, durch Verträge oder geheime Artikel garantirt hätten. Um diesen Preis, der keine neue Concession sei, habe er Deutschland von den fremden Soldaten befreit und seinen Handel wieder hergestellt. Fügte man zu diesem vorgeschlagenen Vertrage das Wort Bündniß, so wurde diese Auslegung unmöglich. Es ist wahr, daß die auf Hannover bezügliche Bestimmung ebenso

compromittirend war, als das Wort Bündniß hätte sein können, aber sie war auf einen Artikel verwiesen, den geheim halten zu wollen man sich auf Ehrenwort versprochen hatte. Dieser Hof war ebenso schwach als ehrgeizig, wie man sieht, aber man konnte sich auf ihn verlassen, sohald er einmal ein Versprechen schriftlich gegeben hatte. Man mußte ihn daher so nehmen, wie er war, seiner Schwäche nachgeben und eifrig die einzige Gelegenheit benutzen, die es gab, ihn an Frankreich zu fesseln.

In unsern Tagen, nachdem das alte deutsche Reich zertrümmert ist, giebt es wenig Veranlassung zur Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich, während Preußen und Frankreich in den Rheinprovinzen einen Gegenstand furchtbarer Rivalität besitzen. Im Jahr 1804 war aber Preußen noch weit vom Rhein entfernt und hatte mit Frankreich blos gleiche, mit Oesterreich blos entgegengesetzte Interessen. Der Haß, den der große Friedrich gegen jenes Reich empfand und den er auch ihm einflößte, lebte noch in ganzer Stärke. Die Reform der deutschen Verfassung, die Säcularisationen der geistlichen Gebiete, die Unterdrückung des reichsunmittelbaren Adels, die Theilung der Stimmen unter Katholiken und Protestanten waren ebenso viele theils gelöste, theils noch zu lösende Fragen, welche beide Höfe mit Groll erfüllten. Durch die Kirchengüter bereichert, der Repräsentant der protestantischen Revolution in Deutschlaud, mit denselben Interessen und beinahe mit demselben schlechten Ruf bei den alten Monarchien, wie wir, war Preußen unser natürlicher Verbündeter, und wollte man überhaupt einen Freund in Europa haben, so mußte man dieses Reich an sich knüpfen.

In der That galt Spanien als Verbündeter so viel wie nichts und man wurde später genöthigt, sich wegen seiner Wiedergeburt in unermeßliche Schwierigkeiten zu stürzen. Italien, in Fetzen gerissen, die wir beinahe insgesammt besaßen, vermochte uns damals noch keine reelle Macht zu verschaffen und gab uns kaum einige Soldaten, die erst dann tüchtig werden konnten, wenn sie längere Zeit in unsere Regimenter eingereiht wurden. Oesterreich, geschickter und schlauer als alle die andern Höfe zusammen, nährte den gegen alle Welt und fast gegen sich selbst verhehlten Entschluß, bei der ersten günstigen Gelegenheit sich auf uns zu stürzen, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Darin lag nichts, worüber man staunen, oder

was man unrecht hätte finden können. Jeder Besiegte versucht sich wieder zu erheben und hat dazu das Recht. So sehr Preußen in Deutschland etwas uns Analoges darstellte, ebenso sehr repräsentirte Oesterreich den vollkommensten Gegensatz, denn es war das vollendete Bild des alten Regime's. Ueberdies machte es ein anderer Grund gegen Frankreich unversöhnlich und dies war Italien, der Gegenstand seiner lebhaftesten Leidenschaft, einer Leidenschaft, die der Erste Consul seinerseits theilte. Seit man nach der Herrschaft über Italien strebte, durfte man blos auf Waffenstillstände mit Oesterreich rechnen, die bald länger, bald kürzer sein konnten. Es war mithin unmöglich, zwischen den beiden feindseligen deutschen Höfen dem von Wien den Vorzug zu geben. Was Rußland betrifft, so mußte man sich gefaßt machen, es zum Feinde zu haben, wenn man nach Herrschaft über den Continent strebte. Die zehn letzten Jahre bewiesen dies hinreichend. Bei dem Kriege, den wir gegen Deutschland führten, ohne irgend ein Interesse, bei unserm Kampfe gegen England uns durch gleiche Interessen verbunden, hatte Rußland unter Katharina eine feindliche Haltung angenommen, unter Paul I. Suwarow in's Feld geschickt und endete unter Alexander damit, daß es die kleinen Mächte beschützen wollte, und nach einem Protectorat über den Continent strebte, das mit unserer Macht nicht zu vereinigen war. Wie England vermöge seiner Eifersucht zur See unser Feind wurde, so wurde dies Rußland vermöge seiner Eifersucht zu Lande. Da somit Spanien in seinem Verfall uns keine Macht bieten konnte, Oesterreich wegen Italien unversöhnlich war, Rußland wegen des Continents Eifersucht zeigte, wie England wegen der Meere, während Preußen im Gegentheil gleiche Interessen mit uns hatte, und unter den alten Regierungen die Rolle eines Emporkömmlings spielte, so war dieses Letztere unser natürlicher Verbündeter. Es vernachlässigen, hieß ganz allein stehen wollen. Stets, in allen Fällen allein stehen, hieß bei dem ersten Unfalle untergehen wollen.

Sobald es sich um Bündnisse handelte, berieth Talleyrand den Ersten Consul schlecht. Dieser Minister, bei dem die Neigung mehr Einfluß übte, als die Berechnung, hegte für Oesterreich aus alter Gewohnheit eine Vorliebe. Erfüllt von den Erinnerungen des alten Cabinets von Versailles, das den großen Friedrich wegen seiner Spöttereien verabscheute und den Hof von Wien wegen seiner Schmei-

cheleien liebte, glaubte er sich in Versailles selbst zu befinden, wenn man mit Oesterreich in gutem Vernehmen stand. Diesen schlechten Gründen zu Liebe war er gegen Preußen kalt, spöttisch, verachtend und rieth dem Ersten Consul, diesem Cabinet nicht zu sehr zu trauen. Seine Rathschläge übten übrigens wenig Einfluß. Der Erste Consul hatte vom ersten Tage seiner Gelangung zur Macht an erkannt, auf welcher Seite das wünschenswerthe Bündniß sich befinde, und neigte zu Preußen hin. Da er jedoch seiner Kraft vertraute, so hatte er keine Eile, seine Freunde auszuwählen. Er erkannte den Nutzen, welche zu haben, schätzte die einen wie die andern nach ihrem wahren Werthe, glaubte aber, es sei immer noch Zeit, sich welche zu verschaffen, und wollte mit Muße verfahren.

Als Lucchesini, in Folge der Conferenzen von Brüssel, einen eigenhändigen Brief des Königs und den Entwurf eines Bündnisses, jedoch ohne den Namen eines solchen, überbrachte, fühlte sich der erste Consul lebhaft verletzt. Er betrachtete mit Recht Beziehungen mit Frankreich als so ehrenvoll und hauptsächlich als so vortheilhaft, daß man sie wohl laut eingestehen könne. — „Ich nehme die vorgeschlagenen Grundlagen an," sagte er, „verlange aber, daß das Wort Bündniß in den Vertrag aufgenommen wird. Blos ein öffentliches Bekenntniß eines Bundes mit Preußen vermag Europa einzuschüchtern und gestattet mir, alle meine Hülfsquellen gegen England zu richten. Habe ich einen solchen Vertrag, so vermindere ich meine Landarmee, vermehre meine Seemacht und widme mich ganz dem Seekriege. Ohne ein öffentliches und förmliches Bündniß kann ich die Umwandlung unserer Streitkräfte nicht gefahrlos vornehmen und habe dann das Opfer der Absperrung unserer Flüsse ohne hinreichenden Vortheil gebracht."

Es lag in diesen Worten viel Wahres. Das vollständige Geständniß eines Bündnisses mit uns würde uns eine moralische Kraft gegeben haben, die uns eine halbe Erklärung nicht zu verleihen vermochte. Aber schon die Thatsache der Vereinigung der Kräfte war von einem unermeßlichen Werthe, und die Sache mußte hier mehr gelten als die Form. Da Preußen die Verpflichtung übernommen hatte, in gewissen Fällen die Waffen für uns zu ergreifen, so mußte es in den Augen Europa's bald compromittirt, durch den Haß der Cabinette gereizt und wider seinen Willen in unsere Arme getrieben

werden. Ein erster Schritt uns entgegen machte den zweiten unvermeidlich. Es war mithin ein Fehler, Preußen nicht gut aufzunehmen. Außer dem Worte: Bündniß, das der Erste Consul unbedingt verlangte, bestritt er gewisse der von Preußen gestellten Bedingungen. Was Hannover betraf, so war er sehr gefügig und machte keine Schwierigkeit, dasselbe in dem vorgesehenen Falle an Preußen abzutreten, denn dies hieß, jenen Staat mit England gründlich überwerfen. Gegen die Aufhebung der Stromsperre zeigte er sich jedoch sehr schwierig. Es empörte ihn die Idee, einen Theil des Continents den Engländern zu eröffnen, den Engländern, die alle Meere verschlossen. Er ging so weit, dem preußischen Minister zu sagen: „Wie, wegen einer Geldfrage wollen Sie mich zwingen, daß ich einem der wirksamsten Mittel entsage, Großbritannien zu schaden? Sie haben den schlesischen Leinenhändlern eine Unterstützung von 3 bis 4 Millionen Thalern gegeben; Sie müssen ihnen noch ein Mal so viel bewilligen. Machen Sie Ihre Berechnung: wie viel Kosten werden Sie haben? 6 bis 8 Millionen Thaler? Ich bin bereit, sie Ihnen insgeheim zu geben, wenn Sie der Bedingung der Eröffnung der Flüsse entsagen."

Dieses Auskunftsmittel war nicht nach dem Geschmacke Preußens, das den europäischen Höfen sagen wollte, es habe sich nur deshalb mit dem Ersten Consul so weit eingelassen, um die Franzosen von Elbe und Weser zu entfernen.

Als der auf diese Weise veränderte Vorschlag nach Berlin zurückkam, erschrak der König bei dem Gedanken an ein ausdrückliches Bündniß. Der Kaiser Alexander, die deutschen Höfe waren ihm in Gedanken stets gegenwärtig und machten ihm tausend Vorwürfe wegen seiner Abtrünnigkeit. Er fürchtete ferner den unternehmenden Charakter des Ersten Consuls und besorgte, wenn er sich zu vollständig an ihn fessele, zum Kriege fortgerissen zu werden, also zu dem, was er auf der Welt am meisten fürchtete. Der Hof selbst war getheilt und in der lebhaftesten Aufregung. Obgleich der Cabinetsrath sehr geheim gehalten wurde, so erfuhr man draußen doch etwas von dem, das ihn beschäftigte, und der Hof ergoß sich in Schmähungen gegen Haugwitz, den er anklagte, daß er der Urheber einer solchen Politik sei. Dieser ausgezeichnete Staatsmann, dem eine gewisse scheinbare Doppelsinnigkeit, die aber mehr in seiner Stellung als in seinem

Charakter lag, in Europa viele Verleumdungen zuzog, der jedoch damals besser wie irgend ein Preuße und besser wie irgend ein Franzose, müssen wir hinzusetzen, die combinirten Interessen beider Höfe verstand, machte alle mögliche Anstrengungen, den König zu ermuthigen und den Ersten Consul zu bitten, daß er nicht zu viel verlange. Aber seine Anstrengungen waren vergeblich und in seinem Unwillen faßte er den Entschluß, sich zurückzuziehen, was er bald darauf ausführte. Der russische Gesandte in Berlin, v. Alopäus, ein Russe, ungestüm und arrogant wie Markoff, regte Potsdam mit seinem Geschrei auf. Die österreichische Diplomatie erfüllte es mit ihren Ränken. Alle Leidenschaften hatten sich gegen die Idee eines Bündnisses mit Frankreich vereinigt. Nichtsdestoweniger erstreckte sich diese Aufregung nicht über die vertrauten Kreise des Hofes hinaus und hatte in Berlin die Notorität eines öffentlichen Ereignisses nicht erlangt.

So war die Lage, als plötzlich die Nachricht von der Verhaftung des Herzogs von Enghien auf deutschem Gebiet eintraf. Sie machte einen unermeßlichen Eindruck. Die Wuth der anti-französischen Partei überschritt alle Grenzen. Die Verlegenheit der entgegengesetzten Partei war außerordentlich. Das Wort des Consuls Lebrun, daß die Handlung in Europa großen Lärm machen werde, traf vollkommen ein. Um die Wirkung dieser Nachricht in etwas zu schwächen, fügte man hinzu, daß es eine bloße Vorsichtsmaßregel sei, daß der Erste Consul sich eines Pfandes habe bemächtigen wollen, daß es aber nicht in seiner Absicht liege, gegen einen jungen Prinzen von so erlauchtem Namen einzuschreiten, der überdies der Verschwörung von Paris fremd sei. Man hatte diesen Entschuldigungen kaum etwas Eingang verschafft, als man die furchtbare Execution von Vincennes erfuhr. Die französische Partei sah sich nun genöthigt, zu schweigen und sogar auf Entschuldigungen zu verzichten. Der französische Gesandte Laforest, der einer großen persönlichen Achtung genoß, sah sich plötzlich von der preußischen Gesellschaft verlassen und erzählte in seinen Depeschen selbst, daß Niemand mit ihm spreche. In einem seiner täglichen Berichte wiederholte er folgende Worte einer mit der französischen Legation befreundeten Person: „Darf man aus der Aufregung der Sprache auf die Erbitterung der Gemüther schließen, so zweifle ich nicht, daß alle mit der französischen Regie-

rung in Verbindung stehende Personen insultirt, oder selbst noch schlimmer behandelt werden würden, wenn es in Preußen nicht schützende Gesetze gäbe und einen König, dessen Grundsätze man kennt."

In demselben Briefe äußerte Laforest, daß diese Gegner, während sie anscheinend die größte Theilnahme für den Prinzen hegten, doch eine Art höhnischer Befriedigung äußerten und sich freuten, als hätten sie einen wichtigen Erfolg davon getragen.

In der That war dieses traurige Ereigniß für die Feinde Frankreichs ein wichtiger Erfolg, denn es brachte die französische Partei überall in Nachtheil und führte zur Anknüpfung von Bündnissen, die blos durch Kanonenschüsse aufgelöst werden konnten.

Die Fehler eines Gegners sind eine traurige Ausgleichung der Fehler, die man selbst begangen hat. England verschaffte uns indessen diese Ausgleichung. Es hatte eine schwer zu rechtfertigende Handlung begangen, als es das zu einer Verschwörung nöthige Geld hergab und befahl oder duldete, daß drei seiner Agenten, seine Gesandten in Cassel, Stuttgart und München in verbrecherische Umtriebe sich einließen. Der Erste Consul hatte einen sichern Beamten abgeschickt, der sich in einer Verkleidung und als angeblicher Agent der Verschwörung das Vertrauen von Drake und Spencer Smith zu verschaffen wußte. Er hatte von diesen für Rechnung der Verschworenen nur als kleine vorläufige Zahlung, „weil es schwierig sei, augenblicklich eine genügende Summe baaren Geldes aufzutreiben," über 100,000 Franken in Gold empfangen und diese Summe auf der Stelle der französischen Polizei ausgeliefert. Der Bericht dieses Beamten und die eigenhändigen Briefe von Drake und Spencer waren im Senat deponirt und dem diplomatischen Corps zugestellt worden, um die Aechtheit der Schriften zu constatiren. Die Thatsache konnte nicht geläugnet werden. Dieser Bericht und diese Beweisstücke, die in den Moniteur gerückt und allen Höfen mitgetheilt wurden, ließen auf den leidenschaftlichen Tadel, dessen ausschließlicher Gegenstand Frankreich seit einigen Tagen war, eine ernstliche Mißbilligung des englischen Benehmens folgen. Alle Unparteiischen sahen sehr gut ein, daß der Erste Consul durch gehässige Handlungen herausgefordert worden war, und ihr Urtheil lautete jetzt dahin-

man müsse um seines Ruhmes willen bedauern, daß er sich mit dem Tadel, den das Benehmen der englischen Diplomatie überall habe finden müssen, und mit der gesetzlichen Bestrafung von Georges und dessen Mitschuldigen nicht begnügt habe. Drake und Smith, die von München und Stuttgart mit Unwillen weggewiesen wurden, durchreisten Deutschland in großer Eile und wagten sich nirgends zu zeigen. Als Drake durch Berlin kam, erhielt er von der preußischen Polizei die Weisung, daß er nicht einen einzigen Tag verweilen dürfe. Er reiste durch diese Hauptstadt blos durch und schiffte sich eilig nach England ein, mit der Schande beladen, die sich an die Profanation der geheiligtsten Functionen knüpft.

Das Benehmen von Drake und dessen Amtsgenossen wandte die Gedanken einigermaßen vom Tode des Herzogs von Enghien ab. Das preußische Cabinet wurde indessen gegen Laforest plötzlich schweigsam, kalt und verschlossen, obgleich es in seinen Aeußerungen die größte Schicklichkeit beobachtete: Von einem Bündnisse, von Geschäften war keine Rede mehr und selbst von dem unglücklichen Ereignisse, das man aller Orten beklagte, sprach man mit keinem Worte. Man wußte, daß Haugwitz und Lombard wegen eines Ereignisses, das ihre Politik zu Grunde richtete, trostlos waren, daß namentlich Haugwitz den Entschluß gefaßt hatte, die Leitung der Geschäfte abzugeben und sich nach Schlesien auf seine Landgüter zurückzuziehen, die durch den Krieg sehr verarmt waren. Aber Keiner von Beiden ließ ein Wort fallen. Als Laforest eine Erklärung hervorrufen wollte, hörte Haugwitz seine Behauptnngen mit größter Höflichkeit an und antwortete mit den ernsten Worten: „Sein Sie überzeugt, mein Herr, daß der König für Alles, was den Ruhm des Ersten Consuls betraf, große Theilnahme zeigte. Was das Bündniß betrifft, so ist daran nicht mehr zu denken. Man hat von dem Könige zu viel verlangt und außerdem sind seine Gedanken durch ein unvorhergesehenes Ereigniß, dessen Folgen weder Sie noch ich verhindern konnten, plötzlich auf andere Bahnen gelenkt.“

In der That war die Stimmung des Königs von Preußen eine völlig veränderte. Er wollte sich gegenwärtig Rußland nähern und durch dieses Reich die Stütze erhalten, die er früher bei Frankreich gesucht hatte. Er hatte von dem Ersten Consul die Reduction der Armee von Hannover und die Räumung der Ufer von Elbe und Weser

erlangen und sich dafür verpflichten wollen, alle Wechselfälle mit uns zu theilen. Da er jetzt mit Frankreich nichts mehr gemeinschaftlich haben wollte, so beschied er sich, die Besetzung von Hannover, die Sperre der Flüsse zu leiten, und suchte durch eine innige Verbindung mit Rußland die Mittel zu erhalten, die Nachtheile, welche aus der Anwesenheit der Franzosen in Deutschland hervorgehen konnten, zu verhüten oder wenigstens zu verhindern. Er trat daher mit dem russischen Gesandten auf der Stelle in Unterhandlung. Eine solche Unterhandlung ließ sich leicht zu einem guten Ende führen, denn sie entsprach allen Wünschen dieses Hofes.

Während die Wirkung des tragischen Ereignisses in Berlin schwächer wurde, fing sie in St. Petersburg erst an. Sie war dort noch stärker wie an allen andern Orten. Der junge, lebhafte, inconsequente Kaiser, der sich wegen der großen Entfernung Frankreichs keine Vorsicht aufzulegen brauchte, verhehlte seine Gesinnungen nicht. Es war an einem Sonnabend, als der Courier nach Petersburg kam. Am folgenden Tage fand ein diplomatischer Empfang statt. Durch den Stolz des Ersten Consuls verletzt und wenig geneigt, ihm zu Liebe sich Zwang anzuthun, hörte der Kaiser bei dieser Gelegenheit blos seinen Groll und die Einflüsterungen einer leidenschaftlichen Mutter. Er ließ seinen ganzen Hofstaat Trauer anlegen, ohne sein Cabinet nur um Rath zu fragen. Als der Moment des Empfangs eintrat, befand sich der Kaiser und sein Hof in Trauer, zum großen Erstaunen der russischen Minister, die nicht benachrichtigt worden waren. Diese Schaulegung von Schmerz, die für Frankreich eine wahre Beleidigung war, erfüllte die Repräsentanten aller europäischen Höfe mit Freude. Unser Gesandter, der General Hedouville, der gleich den Andern bei diesem Empfange gegenwärtig war, befand sich in der schlimmsten Lage. Er zeigte aber eine Ruhe, eine Würde, die alle Zeugen dieser auffallenden Scene überraschten. Der Kaiser ging bei ihm vorüber, ohne ein Wort zu sprechen. Der General verrieth weder Unruhe, noch Verlegenheit, blickte mit freier Stirn rings um sich her und hielt durch seine Haltung die Würde der französischen Nation aufrecht, die durch ein großes Unglück bloßgestellt war.

Nach diesem unvorsichtigen Aufsehen erregenden Acte begann der Kaiser mit seinen Ministern über das einzuhaltende Benehmen zu

berathen. Dieser junge Monarch war ebenso empfänglich als eitel und hatte die größte Ungeduld, eine Rolle zu spielen. Er war in den deutschen Angelegenheiten sehr hervorgetreten, hatte aber bald bemerkt, daß er dies nicht sich selbst verdankte, sondern der Politik des Ersten Consuls. Er hatte Neapel und Hannover empfohlen, ohne gehört zu werden, und außerdem war er durch die Rohheit, mit der der Erste Consul Markoff getadelt hatte, empfindlich berührt worden, obgleich er selbst das Benehmen dieses Gesandten nicht billigte. Bei dieser Stimmung genügte die geringste Gelegenheit, daß er seiner verletzten Eitelkeit nachgab, während er blos den ehrenvollsten Gefühlen der Menschlichkeit zu gehorchen glaubte. Fügt man dazu noch einen für alle Eindrücke im höchsten Grade empfänglichen Charakter und einen gänzlichen Mangel an Erfahrung, so wird man sich seine plötzlichen Entschlüsse leicht erklären können. Zu dem erzählten Auftritte wollte er einen politischen Schritt fügen, der etwas Ernsteres sein sollte als eine Hofdemonstration. Nachdem sie ihm lange widerstanden hatten, verfielen seine Rathgeber auf ein sehr gewagtes Mittel, ihn zufrieden zu stellen, auf eine Reclamation gegen die Verletzung des badenschen Gebiets, wozu man als Garant des deutschen Reiches berechtigt sei. Dies war ein höchst unüberlegter Schritt, wie man bald sehen wird.

Die Eigenschaft eines Garanten des deutschen Reiches, welche sich der russische Hof hier beilegte, ließ sich sehr in Zweifel ziehen, denn der letzten in Gemeinschaft mit Frankreich geübten Vermittelung war kein förmlicher Act der Gewährleistung gefolgt. Dieser Act war aber der Existenz der Gewährleistung so nöthig, daß die französischen und russischen Gesandten mit den deutschen Ministern darüber häufig berathen hatten, theils über die Nothwendigkeit selbst, theils über die passendste Form. Dennoch hatte der Act nicht stattgefunden. In Ermangelung desselben blieb die Berechtigung, die sich aus dem Vertrage von Teschen ableiten ließ, durch den Frankreich und Rußland im Jahre 1779 das zwischen Preußen und Oesterreich über die baierische Erbfolge getroffene Abkommen gewährleistet hatten. Schloß diese, auf einen bestimmten Gegenstand beschränkte Verpflichtung das Recht der Einmischung in eine Frage der innern Polizei des Reiches ein? Die Sache war zweifelhaft. Da das Reich über eine Gebietsverletzung zu klagen hatte, so konnte jedoch zuerst

bloß der verletzte Staat, d. h. Baden, reclamiren, höchstens ein anderer Reichsstand, aber gewiß keine fremde Macht. Man handelte mithin ohne alle Berechtigung, als man diese Frage erhob. Man brachte Deutschland in Verlegenheit und machte sich dort verhaßt, denn obgleich dieses Reich beleidigt war, so hatte es doch keine Lust, einen Streit zu beginnen, dessen Ausgang leicht vorauszusehen war. Man verrieth endlich den größten Leichtsinn, indem man solchen Lärm erhob. Kaum waren vier Jahre verflossen, nachdem ein Verbrechen, das Verleumder einen Vatermord nannten, Petersburg mit Blut bedeckt und dem jungen Monarchen die Krone verschafft hatte. Die Mörder des Vaters befanden sich noch in der Umgebung des Sohnes und keiner von ihnen war bestraft worden. Setzte man sich da nicht von einem so kühnen Gegner einer niederschmetternden Entgegnung aus? Der kranke Woronzoff war durch den jungen Fürsten Czartoryski ersetzt worden, und man muß es diesem zum Lobe nachsagen, daß er, so jung er war, starke Einwendungen machte. Aber die ältern Männer des Ministerrathes zeigten bei dieser Gelegenheit nicht mehr Weisheit, als der jugendliche Monarch selbst, denn wie die Leidenschaften in das Spiel kommen, stehen alle Alter sich gleich. Das Cabinet von St. Petersburg beschloß daher, an den deutschen Reichstag eine Note zu richten, um die Aufmerksamkeit dieser Versammlung auf die jüngsthin in Baden vorgekommene Gebietsverletzung zu richten. Eine gleiche Note sollte der französischen Regierung übersandt werden. Man beschränkte sich auf diese durch den Augenblick eingegebenen Manifestationen nicht. Man beschloß, dem römischen Hofe eine auffallende Mißbilligung zu bezeugen, daß derselbe so gefällig gewesen sei, Frankreich den Ausgewanderten Vernègues aufzuopfern. Der russische Gesandte in Rom wurde auf der Stelle zurückgerufen, der päpstliche Nuntius von Petersburg fortgewiesen. Es gab gar keinen unberufenern und verletzendern Tadel für die Handlungen eines fremden Hofes, selbst wenn diese Handlung tadelnswerth gewesen wäre. Sachsen, durch das Mißvergnügen beunruhigt, das dem Ersten Consul die Anwesenheit von Entraigues in Dresden verursachte, hatte Rußland gebeten, ihn zurückzurufen. Das Cabinet von St. Petersburg antwortete, daß Entraigues in Dresden bleiben werde, da man bei der Wahl russischer Agenten die Wünsche anderer Höfe nicht zu berücksichtigen habe.

Nach diesen höchst unvorsichtigen Schritten wollte man die Folgen derselben dadurch verhüten, daß man Bündnisse anzuknüpfen suchte. Man lieh natürlich ein freundliches Gehör der neuen Sprache Preußens, das, nachdem es Rußland wegen Frankreich verlassen hatte, gegenwärtig Frankreich wegen Rußland aufgab und sich mit dem Norden zu vereinigen strebte. Am liebsten hätte man Friedrich Wilhelm zu einer Art von Continentalcoalition, von England unabhängig, aber zu demselben sich hinneigend, fortgerissen. Man war indessen genöthigt, sich mit dem zu begnügen, was der König von Preußen anbot. Da dieser Fürst den Franzosen, seit er mit ihnen nicht mehr unterhandeln wollte, Hannover überlassen mußte, so suchte er sich gegen die Nachtheile ihrer Anwesenheit durch ein Verständniß mit Rußland zu schützen. Weiter wollte er nichts und es war ihm unmöglich, ihm fernere Wünsche einzuflößen.

Nachdem man von beiden Seiten gesucht hatte, die Verhandlung zu dem Resultate zu führen, dem man hier oder dort den Vorzug gab, kam man über eine Art von Verpflichtung überein, bestehend in einer doppelten Erklärung Preußens an Rußland, Rußlands an Preußen, die in verschiedenen Ausdrücken abgefaßt war und von dem Geiste jedes der beiden Höfe Zeugniß ablegte. Der Sinn dieser Verpflichtung ist folgender: So lange die Franzosen auf die Besetzung von Hannover sich beschränkten und in diesem Theile von Deutschland die Zahl von 30,000 Mann nicht überschritten, sollten beide Höfe unthätig bleiben. Würden die französischen Truppen aber vermehrt oder andere deutsche Staaten angegriffen, so wollten sie sich verabreden, wie dieser neuen Invasion zu steuern sei, und, wenn ihr Widerstand gegen die Franzosen nach dem Norden hin zum Kriege führe, ihre Streitkräfte vereinigen und den Kampf gemeinschaftlich ausfechten. In diesem Falle stellte der Kaiser alle Hülfsquellen seines Reichs Preußen zur Verfügung. Dieser bedauernswürdige Vertrag, den Preußen am 24. Mai 1804 unterzeichnete, war seinerseits von einer Menge von Beschränkungen begleitet. Der König sagte in seiner Erklärung, er wolle sich nicht leichtsinnig zum Kriege fortreißen lassen, und eine Vermehrung der Armee in Hannover um einige Hundert Mann, die wegen der jährlichen Recrutirung einträfe, oder ein zufälliger Zusammenstoß mit einer der kleinen deutschen Mächte könnten ihn daher nicht bestimmen, einem

Bruche mit Frankreich zu trotzen, sondern blos die förmliche Absicht dieses Staates, sich in Deutschland auszubreiten, die in einer wirklichen und beträchtlichen Vermehrung der Streitkräfte in Hannover hervortrat. Was den jungen Kaiser betraf, so legte er in seine Verpflichtung keine Beschränkung dieser Art. Er versprach kurz und bündig, seine Armee im Falle eines Krieges zu dem preußischen Heere stoßen zu lassen.*)

*) Dieser Vertrag, der in Form einer doppelten Erklärung abgeschlossen wurde, darf nicht mit dem geheimen Vertrage von Potsdam verwechselt werden, der am 3. November 1805 festgesetzt ward, während Napoleon nach Austerlitz, marschirte und den man Preußen in Folge der Gebietsverletzung in Anspach-Baireuth abdrang. Der Vertrag, von welchem wir hier sprechen, ist noch in keiner Sammlung diplomatischer Aktenstücke veröffentlicht worden und selbst in Frankreich unbekannt geblieben. Da es mir gelang, ihn aufzufinden, so mache ich ihn hiermit bekannt, zur Aufklärung eines wichtigen Ereignisses: des Aufgebens des Bündnisses mit Frankreich von Seiten Preußens.

Erklärung des preußischen Hofes.

Wir Friedrich Wilhelm III. u. s. w.

Da der von Neuem zwischen England und Frankreich ausgebrochene Krieg den Norden Deutschlands einer Invasion des Auslandes ausgesetzt hat, so haben die Folgen, die aus demselben für unsere Monarchie und unsere Nachbarn hervorgegangen, unsere ganze Sorge in Anspruch genommen; namentlich aber haben diejenigen Folgen, die noch ferner aus demselben hervorgehen könnten, von uns erheischt, bei Zeiten die Mittel zu erwägen und in Bereitschaft zu halten, um ihnen vorzubeugen.

Wie unangenehm auch die Besetzung Hannovers und die unmittelbare Folge derselben, die Stromsperre, ist, so haben wir doch, nachdem wir zuvor Alles, was nicht Krieg war, erschöpft, um diesen Zustand zu beseitigen, beschlossen, dem Frieden dieses Opfer zu bringen, auf das Geschehene nicht weiter zurückzukommen und zu keinen thatsächlichen Handlungen zu schreiten, so lange nicht neue Usurpationen uns dazu zwängen.

Allein wenn trotz der feierlichen Versprechungen von Seiten der französischen Regierung letztere ihre Unternehmungen über den gegenwärtigen status quo gegen einen der nordischen Staaten ausdehnen sollte, so sind wir entschlossen, ihr die Macht entgegenzustellen, welche die Vorsehung in unsere Hand gelegt hat.

Wir haben solches Frankreich feierlich erklärt und Frankreich hat diese Erklärung angenommen; aber ganz vorzüglich legen uns das Vertrauen und die Freundschaft gegen Se. Majestät, den Kaiser aller Reußen die Pflicht auf, uns darüber auszusprechen, und wir haben die Befriedigung gehabt, uns zu überzeugen, daß unser Entschluß vollkommen mit den Grundsätzen unsres erhabenen Verbündeten übereinstimmt und daß dieser selbst entschlossen ist, jene Grundsätze mit uns aufrecht zu erhalten. Demgemäß sind wir mit Sr. Kaiserl. Majestät über folgende Punkte übereingekommen:

Dieser Vertrag von so sonderbarer Form sollte ein geheimer sein und blieb uns in der That vollkommen unbekannt. Kaum war

---

1) Man wird sich gemeinschaftlich jedem neuen Uebergriff der französischen Regierung gegen die nordischen Staaten, die ihrem Streite mit England fremd sind, widersetzen.

2) In dieser Absicht wird man zunächst die Rüstungen der Republik mit unablässigen und strengen Blicken verfolgen. Man wird ein wachsames Auge richten auf die Truppencorps, die sie in Deutschland unterhält, und, wenn die Anzahl derselben vermehrt wird, sich ohne Zeit zu verlieren in Stand setzen, dem Schutz Achtung zu verschaffen, den man den schwachen Staaten zu bewilligen gesonnen ist.

3) Wir sehen ein, daß wenn wirklich der Fall einer neuen Usurpation eintritt, bei einem so gefährlichen Gegner halbe Maßregeln unheilbringend sein würden. Wir würden alsdann mit Streitkräften gegen die Republik marschiren, die ihrer ungeheuern Macht angemessen wären. Indem wir daher dankend das Anerbieten unseres erhabenen Verbündeten, eine Armee von 40 bis 50,000 Mann unverzüglich zu unsern Truppen stoßen zu lassen, annehmen, so würden wir doch darum nicht minder die früheren Stipulationen des Allianzvertrages zwischen Rußland und Preußen festhalten, Stipulationen, die das Geschick beider Staaten so an einander ketten, daß wenn es sich um die Existenz des einen handelt, die Pflichten des andern keine Grenzen mehr haben.

4) Um den Augenblick zu bestimmen, in welchem der casus foederis eintritt, muß man die Verhältnisse im Großen und ihrem Geiste nach in's Auge fassen. In den kleinen Reichsstaaten jenseits der Weser können vorübergehend Auftritte vorkommen, die den Principien widerstreiten, theils weil die Souveräne derselben entweder durch ihr Interesse an Frankreich verkauft sind, wie der Graf von Bentheim, theils weil sie aus andern Rücksichten von ihm abhängen, wie der Graf von Ahremberg. Unbedeutende Ueberschreitungen daselbst, die sich durch eine Vorstellung ausgleichen lassen, wie in Meppen, oder die Niemandes Sicherheit gefährden, gehören nicht zu dem Einverständniß, dessen Beweggrund die Sicherheit ist. Wesentlich werden jedoch die Interessen an den Ufern der Weser, weil es sich hier um Dänemark, Mecklenburg, die Hansestädte u. s. w. handelt, und der casus foederis tritt folglich ein beim ersten Unternehmen der Franzosen gegen einen auf dem rechten Weserufer gelegenen Reichsstaat und besonders gegen die dänischen Provinzen und Mecklenburg, wobei wir die gerechte Erwartung hegen, daß Se. Majestät der König von Dänemark alsdann mit uns gemeinschaftliche Sache gegen den Feind machen wird.

5) Wegen der ungeheuren Märsche, welche die russischen Truppen zu machen haben würden, um zu den unsrigen zu stoßen, und in Betracht der Schwierigkeit, zur gehörigen Zeit anzulangen, um noch an den entscheidenden Schlägen Theil zu nehmen, glauben wir, daß es für die verschiedenen Waffengattungen von Vortheil sein würde, eine verschiedene Art des Transports anzuwenden. Während also die russische Cavalerie und die Pferde der Artillerie durch unsere Provinzen marschiren, dürfte es vorzuziehen sein, die Infanterie und die Ka-

er abgeschlossen, als der König von Preußen, der sich beständig von einer Seite zur andern wandte, um jede Kriegsgefahr zu verhüten,

---

nonen einzuschiffen und je nach den Operationen des Feindes in irgend einem Hafen Pommerns, Mecklenburgs oder Holsteins landen zu lassen.

6) Unmittelbar nach Beginn der Feindseligkeiten oder noch früher, wenn es von den beiden contrahirenden Höfen für zweckmäßig erachtet wird, sollen Dänemark und Sachsen eingeladen werden, dieser Uebereinkunft beizutreten und mit den ihrer Macht angemessenen Mitteln mitzuwirken, desgleichen auch alle übrigen Fürsten und Staaten Norddeutschlands, die wegen der Nähe ihrer Länder an den Wohlthaten gegenwärtiger Anordnung theilnehmen.

7) Von diesem Zeitpunkte an verpflichten wir uns, weder die Waffen niederzulegen, noch einen Vergleich mit dem Feinde einzugehen, es geschähe denn mit Einwilligung Sr. Kais. Majestät und nach vorgängiger Verabredung mit denselben, erfüllt von Vertrauen zu unserem erhabenen Bundesgenossen, der dieselbe Verpflichtung gegen uns übernommen hat.

8) Nach Erreichung des vorgesetzten Zieles behalten wir uns vor, uns mit Sr. Kais. Majestät über die fernerweit zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen, um Norddeutschland gänzlich von der Anwesenheit fremder Truppen zu befreien und für die Zukunft dies glückliche Resultat auf eine dauerhafte Weise zu sichern, eine Ordnung der Dinge bezweckend, die Deutschland nicht länger den Uebelständen aussetzt, unter denen es seit Anfang des gegenwärtigen Krieges zu dulden gehabt hat.

Da diese Erklärung auszutauschen ist gegen eine andere, von Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland unterzeichnete und in demselben Sinne abgefaßte, so versprechen wir in aller Treue und auf unser königliches Wort, die eingegangenen Verbindlichkeiten gewissenhaft zu erfüllen.

Zur Beglaubigung dessen haben wir Gegenwärtiges eigenhändig unterzeichnet und unser königliches Siegel beidrücken lassen.

Geschehen Berlin am 24. Mai im Jahre des Heils 1804, dem achten unserer Regierung.

(Gez.) Friedrich Wilhelm.
(contrasign.) Hardenberg.

Gegenerklärung von Seiten Rußlands.

Die kritische Lage, in welcher sich Norddeutschland befindet, und die Beschränkung seines Handels, so wie des ganzen Nordens durch das Verweilen der französischen Truppen in dem Kurfürstenthum Hannover, ferner die drohenden Gefahren, die für die Ruhe der Staaten zu befürchten stehen, denen auf diesem Theile des Continents das Joch Frankreichs bisher noch nicht auferlegt worden, hat unsere ganze Sorge rege gemacht und wir haben uns bestrebt, die geeigneten Mittel aufzufinden, um unsere desfallsigen Befürchtungen zum Schweigen zu bringen.

Da die Invasion in das Kurfürstenthum Hannover sich nicht hat verhindern lassen, und die Umstände es leider bis jetzt unmöglich gemacht haben, dasselbe von der Gegenwart französischer Truppen zu befreien, so haben wir es für an-

der Furcht sich hingab, daß er sich gegen Frankreich zu sehr blosgestellt habe, nachdem er von Seiten Rußlands gesichert sei. Die

---

gemessen erachtet, für den Augenblick keine thatsächliche Maßregel zu ergreifen, so lange sich die französische Regierung auf die Besetzung der deutschen Besitzungen Sr. Großbritannischen Majestät beschränkt, aber auch nicht zu gestatten, daß die französischen Heere in Deutschland die Linie überschritten, hinter welcher sie sich zur Zeit befinden.

Da Se. Majestät, der König von Preußen, dem wir im vollen Vertrauen unsere Besorgnisse und die Maßregeln mitgetheilt haben, die uns unerläßlich schienen, um die voraussichtliche Gefahr abzuwenden, seine Beistimmung zu unsern Ansichten wie den Wunsch ausgedrückt hat, zu solch heilsamen Bemühungen mitzuwirken und sich neuen Uebergriffen der französischen Regierung gegen andere Staaten des Reichs, die ihrem Streite mit England fremd sind, zu widersetzen, so sind wir mit genannter Majestät über folgende Punkte übereingekommen:

1) Da die anerkannte Kühnheit und Thätigkeit der französischen Regierung dieselbe ihre Absichten aus eigenem Antriebe unternehmen und ausführen läßt, so ist es unbedingt nothwendig, die Zurüstungen zu überwachen, die es zur Verwirklichung seiner Absichten auf Norddeutschland treffen kann. Man wird demnach das Truppencorps, das in dieser Gegend verweilt, mit wachsamem Auge beobachten und sich für den Fall, daß es verstärkt würde, ohne Zeitverlust beeilen, sich in den geeigneten Stand zu versetzen, dem Schutze Achtung zu verschaffen, den man denjenigen Staaten angedeihen zu lassen gesonnen ist, welche sich vermöge ihrer Schwäche gegen die sie bedrohenden Gefahren nicht würden schützen können.

2) Um jeder Ungewißheit über den Zeitpunkt vorzubeugen, in welchem die beiderseits bestimmten unten näher angegebenen Maßregeln in Wirksamkeit gesetzt werden sollen, um Norddeutschland vor jedem fremdländischen Einfall sicher zu stellen, ist zuvörderst zwischen Uns und Sr. preußischen Majestät übereingekommen worden, den casus foedèris gegenwärtiger Uebereinkunft zu bestimmen. Man hat sich zu diesem Behufe dahin verständigt, denselben als eingetreten zu betrachten bei dem ersten Eingriff, den sich die in den kurfürstl. Staaten Sr. britischen Majestät stationirten französischen Truppen gegen die anliegenden Länder etwa erlauben sollten.

3) Tritt der casus foederis ein, so wird Se. Majestät, der König von Preußen, da er sich dem Schauplatz der Ereignisse näher befindet, nicht erst auf die Ankunft der betreffenden unten namhaft gemachten Streitkräfte warten, sondern die Operationen sofort beginnen lassen, sobald ihm gemeldet wird, daß die französischen Truppen die Linie überschritten haben, welche sie augenblicklich in Norddeutschland besetzt halten.

4) Da sämmtliche Mittel, die wir zu demselben Behufe anzuwenden gedenken, bereit stehen, um in Activität gesetzt zu werden, so verpflichten wir uns auf das Ausdrücklichste, beim ersten Signal, das uns gegeben wird, Sr. preuß. Majestät mit aller nur möglichen Schnelligkeit zu Hülfe zu eilen.

5) Die Streitkräfte, die unsrerseits zur Vertheidigung des übrigen Theils von

rauhe Weise, in der er die Verhandlungen über das Bündniß mit uns abgebrochen, das ernste und strenge Stillschweigen, das er über die Angelegenheit des Herzogs von Enghien beobachtet hatte, erschienen ihm als eine Gefahr für den Frieden. Er beauftragte daher Haugwitz, dem französischen Gesandten feierlich zu erklären, daß Preußen so lange eine unbedingte Neutralität beobachten wolle, als die französischen Truppen in Hannover nicht vermehrt würden. Haugwitz brach daher sein frostiges Stillschweigen gegen Laforest und erklärte ihm, sein König verpflichte sich auf Ehrenwort, neutral zu bleiben, was auch kommen möge, wenn nur in Hannover die Zahl von 30,000 Franzosen nicht überschritten werde. Er fügte hinzu, dies sei fast so gut als das nicht zu Stande gekommene Bündniß, denn die Unbeweglichkeit Preußens, auf die man unter den gestellten Bedingungen rechnen könne, sichere die Ruhe des Continents. Der Pathos dieser Erklärung, der im Augenblicke wenig motivirt war, überraschte Laforest, enthüllte ihm aber nichts. Nichtsdestoweniger erschien er ihm auffallend. Friedrich Wilhelm glaubte dadurch mit aller Welt im Reinen zu sein. Es giebt nichts Traurigeres, als ungeschickte Schwäche, die sich im Labyrinthe der Politik verwickelt und sich compromittirt, weil sie Allem genügen will, wie der Vogel sich im Netze fängt, weil er furchtsam strebt, den Fäden zu entfliehen.

Norddeutschland gestellt werden, sollen sich auf 40,000 Mann reguläre Truppen belaufen, und können im Nothfall bis auf 50,000 vermehrt werden. Se. Majestät der König von Preußen verpflichtet sich, seinerseits zu demselben Behufe eine gleich große Anzahl regulärer Truppen zu stellen. Sobald die militärischen Operationen begonnen haben, verpflichten wir uns, weder die Waffen niederzulegen, noch uns auf irgend eine Uebereinkunft mit dem gemeinschaftlichen Feinde einzulassen, es geschehe denn mit Einwilligung Sr. preuß. Majestät und nach vorgängiger Verabredung mit derselben, vorausgesetzt, daß Se. Majestät der König von Preußen sich ebenfalls die Verpflichtung auferlegt, weder die Waffen niederzulegen, noch sich auf irgend eine Uebereinkunft mit dem gemeinschaftlichen Feinde einzulassen, es geschehe denn mit unsrer Einwilligung und nach vorgängiger Verabredung mit uns.

6) Unmittelbar u. s. w. (wörtlich lautend wie §. 6. der preuß. Erklärung).

7) Nach Erreichung u. s. w. (wörtlich wie §. 8. der preuß. Erklärung).

Zu Beglaubigung Dessen haben wir Gegenwärtiges eigenhändig unterzeichnet und unser kaiserliches Siegel beidrücken lassen.

Gegeben zu St. Petersburg am . . . . im Jahre des Heils 1804, dem vierten unsrer Regierung.

So waren durch die zweideutige Politik des Königs von Preußen und unter dem lebhaften Eindrucke des Ereignisses von Vincennes die Grundlagen der dritten Coalition gelegt. In seiner Freude, Preußen verpflichtet zu haben, beschäftigte sich Rußland zu gleicher Zeit mit Oesterreich und gab sich mehr Mühe, jener Macht zu gefallen, als es bisher angewandt hatte. Es hatte dazu ein leichtes Mittel in den Händen: es brauchte sich blos bei den im Reiche noch schwebenden Fragen von Frankreich zu trennen und genau so zu reden, wie der Hof von Wien.

Wir müssen gegenwärtig erzählen, wie man in Wien das Ereigniß aufnahm, das die Höfe von Berlin und von St. Petersburg so tief aufgeregt hatte. Wenn es einen Hof gab, den die Verhaftung des Herzogs von Enghien auf deutschem Boden nahe berühren mußte, so war es gewiß der österreichische. Indessen waren die Minister des Kaisers die Einzigen, welche bei dieser Gelegenheit Mäßigung bewiesen. Es entschlüpfte ihnen kein für die französische Regierung beleidigender Ausdruck. Und doch hatte entweder das Oberhaupt des Reichs oder Niemand auf der Welt den Beruf, gegen die in Baden vorgekommene Gewaltthat die Stimme zu erheben. Um wahr zu sein, muß man sogar anerkennen, daß es ganz an seiner Stelle gewesen wäre, wenn die Ruhe, die der österreichische Hof zeigte, in Petersburg, und die Petersburger Aufregung in Wien geherrscht hätte. Niemand würde es auffallend gefunden haben, wenn der Kaiser mit Mäßigung, aber Festigkeit wegen einer Gebietsverletzung, die Deutschland tief beunruhigen mußte, von dem Ersten Consul Erläuterung verlangt hätte. Nichts von dem geschah, und selbst das Gegentheil fand statt. In Petersburg war man jung, unerfahren, von Frankreich weit entfernt, in Wien war man besonnen, heuchlerisch und dem Sieger von Marengo sehr nahe. Man schwieg. Cobenzl, der von Champagny mehr provocirt wurde, als er selbst provocirte, sagte, er begreife die harten Nothwendigkeiten der Politik und beklage ein Ereigniß, das in Europa leicht zu neuen Verwickelungen führen könne, stehe aber dafür ein, wenigstens was ihn selbst betreffe, daß das Cabinet von Wien mit mehr Eifer denn jemals für die Aufrechthaltung des Friedens auf dem Festlande besorgt sein werde.

Um das Benehmen des Cabinets von Wien bei dieser Gelegen-

heit zu begreifen, muß man wissen, daß es die günstige Gelegenheit zum Wiedergewinnen des Verlorenen abwarten, aber nicht unvorsichtig herbeiführen wollte, daß es die Vorgänge in Boulogne mit brennender Neugier beobachtete und den natürlichen Wunsch hegte, die französischen Armeen möchten vom Ocean verschlungen werden, jedoch den Feind nicht an die Donau locken wollte, da es seine nunmehr unwiderstehliche Ueberlegenheit kannte. In der Zwischenzeit benutzte es die Beschäftigung Frankreichs mit dem Seekriege, um die Fragen, die durch den Receß von 1803 nicht gelöst waren, nach seinem Wunsche zur Entscheidung zu bringen. Diese Fragen, die man aus Mangel an Zeit in der Schwebe gelassen hatte, waren, wie man sich erinnern wird, folgende: Das Stimmverhältniß der Katholiken und Protestanten im Collegium der Fürsten; die Erhaltung oder Unterdrückung des reichsunmittelbaren Adels; eine neue Eintheilung in Kreise, um in Deutschland Polizei und Ordnung zu handhaben; die Wiederherstellung der deutschen Kirche; die Sequestration der beweglichen und unbeweglichen Güter der säcularisirten geistlichen Gebiete; endlich verschiedene Angelegenheiten von geringerer Wichtigkeit. Die dringendste dieser Fragen war die neue Kreisordnung, denn durch die Verzögerung derselben entstand ein Mangel an Polizei, der dem Stärksten die Macht zu Allem gab. Da Frankreich sich in diesem Augenblicke ganz mit dem Seekriege beschäftigte, so gab es keinen äußeren Einfluß, der den unterdrückten Staaten hätte zu Hülfe kommen können, und das Reich verfiel von allen Seiten in Anarchie.

Gegen das Ende der Verhandlungen von 1803 hatte Oesterreich alles Eigenthum der säcularisirten Fürstenthümer, das sich in seiner Hand befand, mit Sequester belegt. Man erinnert sich, daß diese frühern geistlichen Gebiete theils Gelder in der Bank von Wien, theils Enclaven in verschiedenen deutschen Staaten besaßen. Diese Gelder und diese Gebiete mußten von Rechtswegen den entschädigten Fürsten angehören. Oesterreich machte aber, ich weiß nicht welchen Grundsatz des Lehnsrechts geltend und sequestrirte für mehr denn 30 Millionen Capitalien, die in der Bank von Wien deponirt oder in Renten angelegt waren. Baiern und das Haus Oranien erlitten den größten Schaden von Allen. Oesterreich hatte seine Unternehmungen darauf nicht beschränkt. Es unterhandelte mit einer Menge

kleiner Fürsten, um ihnen gewisse Besitzungen in Schwaben zu entreißen und sich selbst eine Stellung am Bodensee zu bewahren. Es hatte von dem Fürsten von Bretzenheim die Stadt Lindau gekauft und ihm dafür Güter in Böhmen gegeben und eine Virilstimme auf dem Reichstage versprochen. Es unterhandelte mit dem Hause von Königseck, um von demselben unter ähnlichen Bedingungen einige in eben der Gegend liegenden Gebiete zu gewinnen. Endlich betrieb es beim Reichstage die Bildung neuer katholischer Stimmen, um zwischen Katholiken und Protestanten Gleichheit herzustellen. Da die Mehrheit des Reichstages darauf nicht eingehen wollte, so drohte Oesterreich, jede Berathung zu unterbrechen, bis die Frage der gleichen Stimmzahl seinen Wünschen gemäß entschieden sei.

Die deutschen Fürsten rächten sich gegen die Gewaltthätigkeiten Oesterreichs dadurch, daß sie gegen schwächere Staaten dasselbe Verfahren beobachteten. Hessen und Würtemberg ließen die Gebiete des reichsunmittelbaren Adels besetzen und erklärten laut ihre Absicht, dieselben sich einzuverleiben. Als der reichsunmittelbare Adel von Franken bei dem Reichskammergericht in Wetzlar klagte, um eine Entscheidung gegen die drohenden Usurpationen hervorzurufen, ließ die hessische Regierung die Anschläge, in denen das ergangene Urtheil bekannt gemacht wurde, überall abreißen und gab dadurch ein Beispiel der auffallendsten Verachtung gegen die Reichsgerichtshöfe. Man beschränkte sich auf diese Uebergriffe nicht und weigerte sich sogar, dem Clerus, dem die Säcularisationen seine Güter genommen hatten, Pensionen zu zahlen. Der Herzog von Würtemberg wollte keine einzige entrichten. Bei diesen gegenseitigen Gewaltthätigkeiten schwieg Jeder in der Hoffnung, für eigene Rechnung Straflosigkeit zu erlangen. Man ließ Oesterreich mit seinen Sequestrationen ruhig gewähren, damit der mächtige Staat Alles dulde, was man gegen den reichsunmittelbaren Adel oder gegen die unglücklichen darbenden Pensionäre unternahm. Baiern, der von Oesterreich am meisten mißhandelte Staat, rächte sich an dem Fürsten Erzkanzler, dessen Kurfürstenthum von Mainz nach Regensburg verlegt worden war. Kaum sah es diesen Fürsten im Besitz von Regensburg, wonach es selbst seit langer Zeit strebte, so verfolgte es ihn mit seinen Drohungen, nahm ihm eine Menge von Enclaven und flößte ihm die größte Unruhe für seine Existenz ein. Preußen ahmte dieses Verfahren in

Westphalen nach und blieb mit seinen Usurpationen weder hinter Baiern, noch hinter Oesterreich zurück.

Blos zwei Staaten verfuhren gerecht: 1. der Fürst Erzkanzler, der den Anordnungen von 1803, denen er seine Existenz verdankte, bei den Mitgliedern des Bundes Achtung zu verschaffen suchte; 2. der Kurfürst von Sachsen, der sich bei diesen Anmaßungen aller Arten nie betheiligte, in seinem alten Besitz unbeweglich blieb, nichts verloren, aber auch nichts gewonnen hatte und den redlichen, wenn auch nutzlosen Wunsch hegte, daß die Rechte eines Jeden geachtet werden möchten.

So viele unrechtmäßige Concessionen man auch Oesterreich gemacht hatte, indem man ihm einzelne Staaten opferte, um gegen die andern selbst freie Hand zu bekommen, so entwaffnete man es doch nicht, am wenigsten gegen Baiern. Indem Oesterreich sich für stark genug hielt, um nichts mehr zu schonen, nahm es lebhaft Partei für den reichsunmittelbaren Adel, den zu schützen im Interesse der Recrutirung seiner Armee lag.

Wir haben bereits gesehen, daß der reichsunmittelbare Adel vom Kaiser abhing und nicht von den Fürsten der Gebiete, in denen seine Ländereien lagen, weshalb er diesen Letzteren kein Kriegscontingent schuldete. Diejenigen Einwohner, die Geschmack an den Waffen fanden, ließen sich unter die österreichischen Truppen anwerben und lieferten allein in Franken über 2000 Recruten jährlich, die durch ihre Eigenschaften noch mehr Werth erhielten, als durch ihre Zahl. Dies waren in der That ächte Deutsche und den übrigen Soldaten Oesterreichs an Bildung, Tapferkeit und kriegerischen Eigenschaften weit überlegen. Sie lieferten sämmtliche Unteroffiziere der kaiserlichen Armee und bildeten in gewisser Weise den deutschen Kern, der den verschiedenen Völkerschaften, die Oesterreichs weites Gebiet umschließt, erst Haltung verschaffte. Der Kaiser war deshalb entschlossen, in dieser Beziehung lieber Allem zu trotzen, einen Krieg mit Frankreich ausgenommen, als nachzugeben. Ohne sich darum zu kümmern, daß man ihm eine Ueberschreitung der Macht vorwerfen werde, brachte er die Uebergriffe gegen den reichsunmittelbaren Adel vor den Reichshofrath, als ob die begangenen Gewaltthätigkeiten ausschließlich seiner Polizei unterworfen gewesen wären, und ließ mit einer im deutschen Verfahren ungewöhnlichen Schnelligkeit einen

provisorischen Bescheid aussprechen, ein sogenanntes Conservatorium, dessen Ausführung den vier Reichsständen Sachsen, Baden, Böhmen und Regensburg übertragen wurde. Der Kaiser selbst ließ von Böhmen und Tyrol 18 Bataillone vorrücken und bedrohte Baiern mit einem Einfall, wenn es seine Truppen nicht aus den verschiedenen Herrschaften zurückziehe, die es besetzt hatte. Man wird jetzt begreifen, daß Oesterreich unter diesen Umständen den Ersten Consul sehr schonen mußte, denn obgleich er nach der Seite des Oceans hin beschäftigt war, so war er doch nicht der Mann, irgendwo zurückzutreten. Ueberdies machte ihn die Aufregung, die man in ihm hervorgerufen hatte, empfindlicher und furchtbarer denn je. Dies erklärt die Zurückhaltung der österreichischen Diplomaten in der Sache des Herzogs von Enghien und die wirkliche oder scheinbare Gleichgültigkeit, die sie bei dieser ernsten Angelegenheit bewiesen.

Wir haben bereits die Stimmung bezeichnet, die in dem Ersten Consul durch die verschiedenen Angriffe gegen seine Person entstanden war. Seine vielen Wohlthaten hatten den Haß der Ausgewanderten nicht entwaffnet. Die Eifersucht Europa's war durch seine große Rücksichtsnahme nicht beschwichtigt worden. Daß er so wenig Erwiderung fand, reizte ihn im höchsten Grade, und es war in seiner Seele eine plötzliche Revolution vor sich gegangen, die ihn in die Stimmung versetzte, Alles zu mißhandeln, was er bis dahin am meisten geschont hatie. Seine Antwort auf die erwähnten Manifestationen ließ nicht auf sich warten, und nachdem wir die Verirrung seiner Leidenschaften beklagt haben, erhalten wir auf's Neue Gelegenheit, die ganze Größe seines Charakters zu bewundern.

Der preußische Hof schwieg und sprach von dem Bündnisse nicht mehr. Frankreich schwieg ebenfalls, doch richtete der Erste Consul an Laforest einen strengen Tadel, daß er in seinen Depeschen die Ansicht des Publicums von Berlin zu getreulich berichtet habe. Was den russischen Hof betraf, so war die Antwort ebenso schnell als hart. Der General Hedouville erhielt Befehl, St. Petersburg in 48 Stunden zu verlassen, ohne einen andern Grund seiner Abreise anzuführen, als seinen Gesundheitszustand, ein bei Diplomaten gewöhnliches Verfahren, um das errathen zu lassen, was sie nicht sagen wollen. Er sollte unbestimmt lassen, ob er blos für einige Zeit oder für immer abreise. Rayneval sollte allein in der Eigen-

schaft eines Bevollmächtigten zurückbleiben. Seit Markoff zurückgeschickt war, gab es übrigens in Paris auch nur einen Agenten dieses Ranges, von Oubril. Der Erste Consul gab sodann auf die Depesche des russischen Cabinets eine Antwort, die dem Kaiser schmerzlich war. Man machte in dieser Antwort darauf aufmerksam, daß Frankreich, nachdem es gegen Rußland bis jetzt das freundlichste Verfahren beobachtet und in allen großen Angelegenheiten des Continents mit ihm gemeinschaftlich gehandelt habe, keine Erwiederung finde; daß die russischen Agenten ohne Ausnahme alle übelwollend und feindselig seien; daß das Cabinet von St. Petersburg im Widerspruche mit dem letzten Friedensvertrage, welcher beide Höfe verpflichte, sich gegenseitig keine Verlegenheiten zu schaffen, französische Ausgewanderte bei fremden Nationen beglaubige und Verschwörer als Nationalrussen schütze, um sie der französischen Polizei zu entziehen; daß dies die Verträge dem Buchstaben und dem Geiste nach verletzen heiße; daß man es frei heraussagen müsse, wenn man den Krieg wolle; daß der Erste Consul ihn nicht wünsche, aber ebenso wenig fürchte, da die Erinnerung an den letzten Feldzug für ihn nichts Beunruhigendes habe (eine Anspielung auf die Niederlage von Suwarow); daß Rußland sehr leichthin verfahre, wenn es sich wegen der Vorgänge in Baden als Garant des deutschen Gebiets hinstelle, denn seine Ansprüche auf ein Recht der Dazwischenkunft seien sehr zu bestreiten; daß Frankreich jedenfalls eine gesetzliche Nothwehr ausgeübt habe, als es gegen Complotte eingeschritten sei, die man an seiner Grenze geschmiedet habe unter den Augen und unter der Mitwissenschaft gewisser deutscher Regierungen, die von ihm mit Wohlthaten überhäuft seien und diese mit der schwärzesten Undankbarkeit bezahlten; daß man überdies sich gegen sie erklärt habe, aber auch nur mit ihnen allein sich verständigen könne, und daß Rußland an Frankreichs Stelle gewiß ebenso handeln werde; denn ob Rußland, wenn es benachrichtigt worden sei, daß die Mörder Pauls I. einen Tagemarsch von seiner Grenze entfernt und innerhalb seines Bereichs sich versammelten, wohl sich würde enthalten haben, sie dort zu ergreifen?

Die Ironie war grausam einem Fürsten gegenüber, dem man vorwarf, keinen der Mörder seines Vaters bestraft zu haben, und den man deshalb, wenn auch mit Unrecht, der Mitschuld an einem

furchtbaren Attentate anklagte. Diese Ironie mußte dem Kaiser Alexander beweisen, wie unklug es von ihm war, sich in die Angelegenheit des Herzogs von Enghien zu mischen, da doch der Tod Pauls I. die Antwort so leicht und so furchtbar machte.

Da Rußland in Beziehung auf Deutschland das Benehmen Oesterreichs und die Anmaßung desselben, die Verfassungsfrage dem Reichshofrath zu überweisen, gebilligt hatte, so erklärte der Erste Consul rundweg, daß Frankreich von jetzt an bei der ferneren Verhandlung der deutschen Angelegenheiten von der russischen Diplomatie sich trenne; daß es den Reichshofrath, der mehr ein Gerichtshof des Kaisers, als des Reiches sei, nicht als competent für die erledigt gebliebenen Fragen betrachten könne; daß das Forum für diese wie für alle andere Fragen der Reichstag sei, die höchste und allein souveräne Körperschaft Deutschlands. So war die Uneinigkeit in allen Punkten vollständig und die Beschlüsse lauteten ebenso schneidend wie die Sprache.

Was Oesterreich betrifft, so hatte der Erste Consul die Gleichgültigkeit, die dasselbe dem Schlachtopfer von Ettenheim bewies, nur zu loben. Er sah jedoch deutlich, daß man in Wien die Hindernisse mißbrauchte, die ihm der Seekrieg in den Weg zu legen schien. Er wollte Oesterreich in dieser Beziehung aufklären. Er konnte England auf zwei Arten schlagen, einmal durch einen unmittelbaren Kampf mit ihm in der Meerenge von Calais, dann durch die Vernichtung seiner Verbündeten auf dem Festlande. Im Grunde war die zweite Art leichter und sicherer, als die erste, und wenn auch weniger direct, doch ebenso wirksam. Wenn Oesterreich ihn herausforderte, wollte er sein Lager von Boulogne unverzüglich aufheben und in Deutschland einfallen, denn er wollte nur dann über das Meer setzen, nachdem er alle offnen oder geheimen Verbündeten Großbritanniens entwaffnet hatte. Den beiden Cobenzl, sowohl dem, der Gesandter in Paris war, als jenem, der in Wien die Geschäfte leitete, ließ er sagen: Baiern sei seit Jahrhunderten der Verbündete Frankreichs und man werde es daher dem bösen Willen Oesterreichs nicht ausliefern; sei es im Unrecht, daß es zu rasch nach den Gütern des reichsunmittelbaren Adels gegriffen, so habe Oesterreich durch seine ungerechten Sequestrationen alle deutsche Fürsten gezwungen, sich für die erlittenen Gewaltthaten durch ähnliche Uebergriffe zu entschädigen;

Baiern habe vielleicht gefehlt, er lasse es aber nicht ungestraft angreifen, und wenn Oesterreich die Bataillone nicht zurückrufe, die es in Böhmen und in Tyrol versammele, so sei er entschlossen, ein Corps von 40,000 Mann nach München zu schicken und dort so lange als Besatzung zu lassen, bis der Rückzug der kaiserlichen Truppen erfolge.

Diese deutliche und bestimmte Erklärung brachte die Herren von Cobenzl in eine unbeschreibliche Verlegenheit. Sie antworteten mit neuen Klagen über die unaufhörliche Feindseligkeit, die Frankreich gegen Oesterreich zeige, die den Wiener Hof noch zur Verzweiflung bringen werde. Talleyrand und Champagny blieben indessen fest und es wurde von beiden Seiten verabredet, daß Baiern die Gebiete des reichsunmittelbaren Adels räume, die österreichischen Truppen an den Orten, wo sie sich befänden, zuerst stehen blieben, dann nach und nach zurückgingen, damit die Würde des Kaisers durch einen zu schleunigen Rückzug nicht bloßgestellt werde. Das österreichische Cabinet gab auf's Neue zu verstehen: wenn man seinen Wünschen in Beziehung auf das Verhältniß der katholischen und protestantischen Stimmen auf dem Reichstage nachgäbe, so könne man auf es unter allen Umständen rechnen, namentlich bei dem Punkte, den die russische Note an den Reichstag berühre.

Diese Note war in Regensburg mit demselben Courier angekommen, der die Depeschen von St. Petersburg nach Paris überbracht hatte. Sie machte die deutschen Fürsten um ihre Würde wie um ihre Sicherheit gleich besorgt, denn es war ein fremder Hof, der sie aufforderte, eine Verletzung des deutschen Gebiets nicht zu dulden, und gaben sie diesem Drängen nach, so liefen sie Gefahr, Frankreichs Groll zu erregen. Man hatte keine Zeit gehabt, den Reichstagsgesandten Instructionen zu schicken, aber diese Herren erriethen die Stimmung ihrer Höfe und schienen mehr geneigt zu sein, die Note zu vernachlässigen, als ihr große Folge zu geben. Der preußische Minister v. Görz, derselbe, den wir bereits bei den deutschen Unterhandlungen figuriren sahen, hätte gern die ganze Angelegenheit umgangen. Aber die österreichischen Minister, die wegen der Nähe von Wien Instructionen hatten bekommen können und ihrer Gewohnheit nach eine doppelte Rolle spielten, die Note in Gegenwart der französischen Agenten unbegreiflich fanden und dem russischen Gesandten gegenüber großen Eifer zeigten, ersannen einen Mittelweg. Man

zog die Note in Betrachtung, aber jeder Minister sollte, ehe über ihren Inhalt weiter beschlossen würde, an seinen Hof berichten. — „Sie sehen," sagte Herr v. Hügel dem russischen Gesandten, „daß wir die Zulassung Ihrer Note bewirkt haben." — „Sie sehen," sagte er dem französischen Minister, „daß wir die Berathung durch die Vertagung derselben um zwei Monate unmöglich gemacht haben, denn in zwei Monaten wird Niemand mehr an den Schritt des Kaisers Alexander denken." —

Dies mußte in der That das Schicksal dieses unüberlegten Schrittes sein. Um aber zu diesem Resultate zu gelangen, mußte man noch eine Verlegenheit überwinden. Die deutschen Regierungen wollten weder Frankreich beleidigen, vor dem sie sich fürchteten, noch Rußland verstimmen, das sie eventuell brauchen konnten. Ihre Minister liefen in Paris hin und her, um eine Lösung zu finden. — „Richten Sie sich ein, wie es Ihnen gefällt," sagte ihnen der Erste Consul. „Wenn die Berathung in zwei Monaten auf eine solche Weise vor sich geht, daß sie Frankreich officiell bekannt gemacht wird, so gebe ich eine so stolze, so harte Antwort, daß die Würde des deutschen Reichskörpers eine schwere Demüthigung erleidet. Es bleibt Ihnen dann nichts übrig, als diese Antwort ruhig hinzunehmen, oder zu den Waffen zu greifen, denn ich bin entschlossen, meinen Krieg gegen Großbritannien im Nothfall auf dem Festlande zu beginnen."

Talleyrand, seiner gewöhnlichen Vorliebe für den Frieden treu, suchte nach Auskunftsmitteln, um den Bruch zu verhüten. Da die fremden Minister den Ersten Consul fürchteten, bei Talleyrand dagegen der größten Freundlichkeit begegneten und einer Gefälligkeit, die übrigens nicht ohne Stolz war, so suchten sie ihn mit Beharrlichkeit auf. Unter den Eifrigsten und Verständigsten befand sich der Herzog von Dalberg, ein Neffe des Fürsten Erzkanzler und damals badenscher Gesandter in Paris. Er war es, dessen Talleyrand sich bediente, um auf den Hof von Baden einzuwirken. Nachdem er diesen Hof an Alles erinnert hatte, was er Frankreich verdankte, verwies er ihn auf Alles, was er von uns zu fürchten hatte, wenn der Krieg auf's Neue ausbrach. Man verpflichtete ihn daher, in Regensburg zu erklären, daß er von der französischen Regierung befriedigende Erläuterung empfan-

gen habe und folglich nicht wünsche, daß der russischen Note Folge gegeben werde. Während Talleyrand unter der Hand eine solche Erklärung erlangte, versuchte das Cabinet von St. Petersburg, indem es sich auf die Verwandtschaft des Hauses Baden mit der kaiserlichen Familie stützte, dieses Document so zu modificiren, daß es unbedeutend wurde. Frankreich war aber eben sowohl näher als stärker und mußte den Sieg davon tragen. Zwei Monate verflossen vor dem Tage der Eröffnung der Debatten. Man schickte Redactionsentwürfe von Paris nach Carlsruhe, von Carlsruhe nach Paris, veränderte sie unaufhörlich und mußte auf diese Weise bald eine angemessene Lösung erlangen.

Der Erste Consul bekümmerte sich um dieses Gehen und Kommen wenig und ließ seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten handeln. Er hatte Rußland beleidigt und Oesterreich gezwungen, sich ruhig zu verhalten. Er beunruhigte Preußen durch seine Kälte, und was den Reichstag von Regensburg betraf, so behandelte er ihn wie einen an Altersschwäche dahinsterbenden Körper, der allen Anstrengungen zum Trotz nicht zu verjüngen sei, und war entschlossen, entweder gar nicht zu antworten, oder eine demüthigende Entgegnung zu geben. Alle diese Angelegenheiten, die eine Folge der Katastrophe von Vincennes waren, hatten seine Aufmerksamkeit kaum von den innern Geschäften abgewendet, welche in diesem Augenblicke zu einer wahren Krisis gelangt waren.

Obgleich der Eindruck, den der Tod des Herzogs von Enghien machte, in wenigen Tagen sich abgestumpft hatte, wie dies bei allen, selbst den lebhaftesten Eindrücken der Fall ist, so blieb doch in dem Processe von Georges, Moreau und Pichegru ein Grund zu fortwährender Aufregung zurück. Es war in der That eine traurige, aber unvermeidliche Nothwendigkeit, so viele Personen der verschiedensten Art vor Gericht zu stellen, von denen die Einen, wie Rivières und Polignac, der alten französischen Aristokratie theuer waren, die Andern, wie Moreau, von den Freunden Frankreichs geliebt wurden. Diese Uebelstände wurden noch vermehrt durch die lebhafte Aufregung der allgemeinen Neugier, durch den Groll der Uebelwollenden, die stets geneigt waren, die geringfügigsten Umstände auf die feinste oder auch einfältigste Art auszulegen. Dem Rechte mußte übrigens sein Lauf werden und es war nicht zu vermeiden, daß dieser Proceß

die gewöhnlich herrschende Ruhe für einen oder auch für zwei Monate störte.

Ein völlig unvorhergesehener Unfall vermehrte noch das Trübe dieser Lage. Pichegru, der Gefangene des Ersten Consuls, der seiner Großmuth anfangs mißtraute und an die Gnade, die Réal ihm verkündete, kaum glauben wollte, hatte sich bald beruhigt und die Hoffnung gefaßt, daß er sein Leben retten und seine Ehre durch die Gründung einer großen Niederlassung in Cayenne wiederherstellen werde. Die Anerbietungen des Ersten Consuls waren aufrichtig gemeint, denn in Folge seines Entschlusses, blos die Royalisten zu verfolgen, wollte er Moreau und Pichegru begnadigen. Réal, der jedes unlautern Gefühls unfähig war, hatte im Verlauf dieser großen Angelegenheit ein zweites Unglück. Er war zu spät in Vincennes eingetroffen, er erschien zu selten im Kerker von Pichegru, wohin ihn das Interesse der Untersuchung wenig zog, da man von einem so entschiedenen und festen Manne, wie dieser alte General der Republik war, keine Aussage erwarten konnte. Mit tausend andern Arbeiten beschäftigt, vernachlässigte Réal Pichegru, und dieser, der von den Vorschlägen des Ersten Consuls nichts mehr hörte und die blutige Katastrophe von Vincennes erfuhr, glaubte nun, daß er auf die versprochene Gnade nicht mehr rechnen dürfe. Der Tod wurde diesem Kriegsmanne nicht am schwersten, denn es gab kaum eine andere Entwickelung der verbrecherischen Ränke, in die er sich eingelassen hatte, seitdem er im Jahre 1797 den geraden Weg verließ, aber er mußte neben Moreau erscheinen, den er compromittirt, neben Georges, dem er seine Ehre geopfert hatte, als er mit ihm an einer royalistischen Verschwörung Theil nahm. Alle die Anklagen, die er zur Zeit des 18. Fructidor erduldet und mit verstelltem Unwillen zurückgewiesen hatte, wurden jetzt gerechtfertigt. Er verlor mit dem Leben die schwachen Ueberreste seiner bereits so stark compromittirten Ehre. Dieser Unglückliche zog den augenblicklichen Tod vor, den Tod ohne die Schmach, die aus einer öffentlichen Verhandlung hervorgehen mußte. Dieses Gefühl beweist, daß er besser war, als sein früheres Benehmen vermuthen ließ. Er hatte von Réal die Werke Seneca's geliehen. In einer Nacht, nachdem er mehrere Stunden gelesen und das Buch an einer Stelle, wo von dem freiwilligen Tode die Rede ist, offen gelassen hatte, erwürgte er sich mittels einer sei-

denen Halsbinde, die er zu einem Strick zusammengedreht hatte, und mittels eines hölzernen Pflocks, der ihm als Hebel diente. Gegen das Ende der Nacht hörten die Wächter einige Bewegung in seinem Zimmer, traten ein und fanden ihn erstickt, mit rothem Gesicht, als ob ihn der Schlag getroffen hätte. Die herbeigerufenen Aerzte und Beamten ließen keinen Zweifel über die Ursache seines Todes und bewiesen sie für alle Wohlmeinenden bis zur Evidenz.

Aber es giebt gar keinen Beweis, der stark genug ist für Parteien, die einmal entschlossen sind, an eine Verleumdung zu glauben oder sie ihrer eigenen Ueberzeugung zum Trotz zu verbreiten. Bei den Royalisten, die der Regierung natürlich alle möglichen Verbrechen nachsagten, und bei den Müssiggängern, welche die Ereignisse ohne alle Böswilligkeit stets als verwickelter darstellen, als sie in Wahrheit sind, galt es auf der Stelle für ausgemacht, daß Pichegru auf Befehl des Ersten Consuls erdrosselt worden sei. Diese sogenannte Katastrophe des Temple's war die Vervollständigung der sogenannten Katastrophe von Vincennes; die eine folgt auf die andere: der Charakter des neuen Nero entwickelte sich mithin rasch. Nach dem Beispiele des römischen Kaisers schritt er fast ohne vermittelnden Uebergang vom Guten zum Bösen, von der Tugend zum Verbrechen. Da Diejenigen, welche sich die Mühe gaben, ihre Lügen zu motiviren, einen Grund brauchten, der eine solche Schandthat erklärte, so sagten sie, da es nicht möglich gewesen sei, Pichegru zu überführen, so habe man ihn ermordet, damit seine Anwesenheit bei den Gerichtsverhandlungen nicht zur Rechtfertigung seiner Mitangeklagten beitrage.

Es konnte keine einfältigere und zugleich gehässigere Erfindung geben. Wenn es einen Angeklagten gab, dessen Gegenwart bei den Verhandlungen im Interesse des Ersten Consuls nöthig war, so war dies Pichegru. Pichegru konnte persönlich für keiuen furchtbaren Nebenbuhler gelten, denn seine erwiesene Verbindung mit der royalistischen Partei hatte ihn in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, und außerdem belasteten ihn die Aussagen der Angeklagten aller Parteien auf gleiche Weise. Gab es Jemand, der wegen seines noch unbefleckten Ruhmes, wegen der Schwierigkeit, ihn zu überführen, gefürchtet werden mußte, so war dies Moreau, und gab es einen Angeklagten, der gegen ihn von Nutzen war, so war es Pichegru, der den Vermittler zwischen Republikanern und Royalisten

gemacht hatte. Wohnte Pichegru den Verhandlungen bei, so konnte er seine Verbindungen mit Georges wie mit Moreau ebenso wenig läugnen, als auf eine glaubhafte Weise erklären, und mußte daher unvermeidlich Moreau als den Verbündeten der Royalisten erscheinen lassen. Pichegru war daher für die Anklage ein unermeßlicher Verlust. Wollte man aber ein Verbrechen begehen, um sich eines furchtbaren Nebenbuhlers zu entledigen, so war es Moreau und nicht Pichegru, dessen Proceß man auf solche Weise beendigen mußte. Die Annahme war mithin eben so einfältig als gemein. Die Schwätzer in den royalistischen Salons behaupteten darum nicht minder, daß der Erste Consul Pichegru habe erdrosseln lassen, um sich seiner zu entledigen. Diese unwürdige Anklage mußte bald zu Schanden werden, verbreitete aber bis dahin Unruhe in den Gemüthern. Dieses neue Unglück erweckte wieder für einige Tage die traurigen Eindrücke, welche die Verschwörung der ausgewanderten Prinzen bereits hervorgerufen hatte. Jene Eindrücke konnten indeß nicht dauernd sein. Wenn die Gebildeten, die dem Ersten Consul wohlwollten und seinen Ruhm eifersüchtig bewachten, im Grunde des Herzens auch einen unauslöschlichen Kummer bewahrten, so fühlten die Massen doch recht wohl, daß sie unter dem Schutze einer festen und gerechten Hand furchtlos ruhen konnten. Niemand glaubte ernstlich daran, daß die Hinrichtungen, die Verbannungen, die Beraubungen wieder beginnen würden. Man muß sogar gestehen, daß die bei der Revolution persönlich betheiligten Männer, die entweder Nationalgüter oder öffentliche Stellen oder eine drückende Berühmtheit erlangt hatten, insgeheim Freude fühlten, daß der General Bonaparte durch eine mit königlichem Blute gefüllte Kluft von den Bourbons sich getrennt habe.

Uebrigens beschränkten sich die politischen Eindrücke damals auf eine Anzahl von Personen, die mit jedem Tage kleiner wurde. Die außerordentliche Theilnahme, welche die Nation während der Revolution für die öffentlichen Angelegenheiten gezeigt hatte, war einer Art von Unaufmerksamkeit gewichen, die zugleich aus Erschlaffung und aus Vertrauen hervorging. In den ersten Zeiten des Consulats hatte man die Augen noch mit einer gewissen Aengstlichkeit auf die Regierung gerichtet; als man sie aber so geschickt und so glücklich sah, überließ man sich der Sicherheit, der Ruhe, und

kehrte zu seinen Privatgeschäften zurück, die während einer stürmischen Revolution, welche das Eigenthum, den Handel und die Industrie zugleich umstürzte, lange vernachlässigt worden waren. Von diesen aufgestandenen Massen achteten auf die Ereignisse des Tages blos noch diejenigen Classen, die Zeit und Einsicht genug haben, um sich mit den Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, ferner die Betheiligten aller Parteien, die Ausgewanderten, Priester, Käufer von Nationalgütern, Offiziere und Beamten.

Bei diesem Publicum waren die Eindrücke getheilt. Während die Einen die Hinrichtung des Herzogs von Enghien abscheulich nannten, fanden die Andern die unaufhörlich erneuten Complotte gegen die Person des Ersten Consuls nicht minder schändlich. Die Letztern sagten, daß die Royalisten, um nur wieder zur Gewalt zu kommen, die auszuüben sie ebenso unwürdig als unfähig wären, jede Regierung Frankreichs unbedenklich vernichten würden; sei der Erste Consul todt, so könne Niemand die Zügel der Macht mit so fester Hand halten; man werde in die Anarchie und in das Blut zurückstürzen; Strenge sei am Platze gewesen, um die Verbrecher und die Unvorsichtigen zu entmuthigen; die Royalisten seien unverbesserlich; von dem Ersten Consul mit Wohlthaten überhäuft, seien sie nicht dankbar gewesen, nicht einmal neutral; um mit ihnen zu Ende zu kommen, habe man ihnen Schreck einjagen müssen, wenigstens ein Mal. Diese Meinung herrschte in den um die Regierung gebildeten Kreisen, in denen Generale, höhere Beamte der Verwaltung und der Justiz, Mitglieder des Senats, des Tribunats, des gesetzgebenden Körpers sich versammelten. Als der durch den Tod des Herzogs von Enghien hervorgebrachte Eindruck sich zu verwischen begann, sagte man etwas ganz Aehnliches in den Kreisen der Friedliebenden und der Unbetheiligten, die weiter nichts verlangten, als daß man sie in dem Schutze des mächtigen Armes, der damals Frankreich beherrschte, endlich ruhen lasse.

Aus diesem Streite der Geister zuckte plötzlich ein Gedanke, der sich alsbald mit der Schnelligkeit des Blitzes verbreitete. Die Royalisten hatten den Ersten Consul ermorden wollen, weil sie ihn als das einzige Hinderniß ihrer Pläne betrachteten und die Hoffnung hegten, daß mit ihm die ganze Regierung untergehen werde. Wohl, rief man aus, man muß diese verbrecherischen Hoffnungen täuschen.

Diesen Mann, den sie ermorden wollten, muß man zum König oder Kaiser machen, damit die Erblichkeit seiner Macht ihm natürliche und unmittelbare Nachfolger sichert, jedes Verbrechen gegen seine Person unnütz wird und mithin auch weniger Versuchung entsteht, ein solches zu begehen. Man sieht, daß die Rückkehr zu den monarchischen Meinungen im Laufe weniger Jahre rasch vor sich gegangen war. Zuerst hatte man 5 Directoren auf 5 Jahre ernannt, dann 3 Consuln auf 10 Jahre, endlich einen einzigen Consul, wenigstens thatsächlich auf Lebenszeit. Man konnte auf einem solchen Wege nicht stehen bleiben, ehe man den letzten Schritt gethan, d. h. die erbliche Macht wiederhergestellt hatte. Die geringste Erschütterung der Gemüther reichte dazu aus. Diese Erschütterung riefen die Royalisten selbst hervor, indem sie den Ersten Consul ermorden wollten, und gaben damit ein sehr gewöhnliches Schauspiel, da die schnellsten Fortschritte einer Regierung gewöhnlich durch die unvorsichtigen Versuche einer Verschwörung herbeigeführt werden.

In einem Augenblicke predigte man überall die Ideen der Monarchie und der Erblichkeit, im Senat, im Tribunat, im gesetzgebenden Körper und nicht blos in Paris, sondern auch in den Lagern auf den Küsten, in den Hauptorten der Departements, wo die Wahlcollegien versammelt waren. Diese Bewegung war eine natürliche, doch kam auch mancher Anstoß von den verschiedenen Versammlungen, die gefallen wollten, von den Präfecten, die ihren Eifer zu beweisen suchten, von den Generalen, welche die Blicke eines allmächtigen Herrn auf sich zu lenken wünschten. Alle wußten sehr wohl, daß die Krone der geheime Wunsch ihres Herrn sei und daß sie ihn gewiß nicht beleidigen würden, wenn sie vielleicht zufällig dem Moment, den sein Ehrgeiz ausersehen hatte, vorauseilten.

Ohne vorgeschrieben zu sein, war die Sprache überall dieselbe. Man müsse den Schwankungen, den falschen Bedenklichkeiten ein Ende machen, sagte man, und das einzige Institut herstellen, das Dauer verspreche, d. h. die erbliche Monarchie. So lange die Royalisten die Hoffnung hegten, die Regierung und die Revolution mit einem einzigen Schlage zu zerstören, würden sie ihre Schandthaten erneuern und zuletzt vielleicht das Ziel erreichen. Sie würden Ruhe halten oder mindestens ein geringeres Interesse an Verschwörungen haben, wenn sie zur Seite des Ersten Consuls erbfähige Söhne oder

Brüder erblickten, wenn die Regierung wieder wie früher die Fähigkeit erhalte, sich selbst zu überleben. Lege man eine Krone auf jenes kostbare und geheiligte Haupt, das die Geschicke Frankreichs trage, so gäbe man ihm einen Schild, der es gegen die Streiche der Mörder schütze. Mit ihm schütze man alle Interessen der Revolution, rette die Verirrten vor einer blutigen Reaction, erhalte den Käufern von Nationalgütern ihr Eigenthum, den Offizieren ihre Grade, allen Mitgliedern der Regierung ihre Stellung, Frankreich die Herrschaft der Gleichheit, der Gerechtigkeit und der Größe. Ueberdies sei Jedermann zu vernünftigen Gesinnungen zurückgekehrt, fügte man hinzu. Man vermöge kaum zu begreifen, wie man sich durch unsinnige Theoretiker habe verleiten lassen können, aus jenem großen Frankreich eine Republik wie Sparta und Athen zu machen. Jedermann erkenne an, daß man mit der Zerstörung der Monarchie der Republik zu Liebe weit hinausgegangen sei über die ersten und rechtmäßigen Wünsche der Revolution von 1789, die nichts gewollt habe, als die Reform der Mißbräuche, die Abschaffung des Lehnswesens, die Einschränkung, aber nicht den Umsturz der königlichen Gewalt; habe im Jahre 1802 bei der Einführung des lebenslänglichen Consulats eine falsche Scham die Gesetzgeber Frankreichs zurückgehalten, so sei jetzt, nachdem die Verbrechen der Royalisten Allen die Augen geöffnet, dieses Gefühl überwunden und man müsse nun seinen Entschluß fassen und die Regierung durch einen vollständigen definitiven Act constituiren; man thue damit nichts, als daß man eine Thatsache zu einem Recht erhebe, denn in Wahrheit sei General Bonaparte ein König, und zwar ein absoluter König; spreche man ihm das Königthum unter seiner wahren Form zu, so könne man mit ihm unterhandeln, seine Macht beschränken und so mit einem Schlage der Regierung Dauer, der Freiheit Garantien verschaffen.

So sprachen Alle wenige Tage nach den schmerzlichen Scenen, die weiter oben erzählt wurden.

Welches Schauspiel bietet diese Nation dar, die unter dem Convent mit der blutigen Republik einen Versuch machte, unter dem Directorium mit dem gemäßigten, aber kraftlosen Freistaat, dann plötzlich dieser bürgerlichen Regierung Vieler überdrüssig wurde, mit lautem Geschrei einen Kriegsmann zum Herrscher verlangte und diesen Wunsch so eifrig zu erfüllen strebte, daß sie in Abwesenheit des

Generals Bonaparte fast den unglücklichen Joubert genommen hätte, dann dem Letztern bei seiner Rückkehr von Aegypten entgegeneilte, ihn demüthig um die Annahme einer Gewalt bat, nach der ihm nur zu ungestüm verlangte, ihn zum Consul auf zehn Jahre, dann zum Consul auf Lebenszeit und endlich zum Erbfürsten machte, nur unter der einen Bedingung, daß sein starker Arm sie gegen jene Anarchie schütze, deren scheußliches Gespenst sie unaufhörlich verfolgte! Welche Lehre für die Parteimenschen, die in dem Wahnsinne ihres Stolzes Frankreich zu einer Republik gemacht zu haben glaubten, weil die Zeit eine Demokratie daraus gemacht hatte! Was war zu diesem Umschwunge der Ideen nöthig gewesen? Blos vier Jahre und eine verfehlte Verschwörung gegen den außerordentlichen Mann, den die Einen liebten, die Andern haßten, Alle mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit beobachteten! Und wie tief ist diese Lehre! Dieser Mann war der Zielpunkt eines verbrecherischen Versuchs gewesen, aber auch er hatte seinerseits eine blutige That begangen und in demselben Augenblicke erhob man ihn ohne Furcht auf den Thron, so sehr fühlte man, daß er nothwendig sei! Man erhöhte ihn, obgleich er minder rein, wenn auch noch ebenso ruhmbedeckt war. Man nahm ihn wegen seines Genies, und selbst ohne dieses Genie würde er Kaiser geworden sein, blos deshalb, weil er mächtig war, so sehr sehnte man sich am Abend der großen Unordnung nach Kraft! Haben nicht auch wir selbst in unsern Tagen Völker gesehen, die sich erschreckt in den Arm mittelmäßiger Soldaten warfen, weil sie wenigstens den Anschein der Kraft darboten?

In Rom, jener alten Republik, hatte man das Bedürfniß eines einzigen Oberhaupts, die vielen Nachtheile des Ueberganges der Macht auf dem Wege der Wahl lange empfinden müssen, waren mehrere Generationen vorübergegangen, zuerst Cäsar, dann Augustus und selbst Tiberius noch, ehe die Römer an den Gedanken einer monarchischen und erblichen Gewalt sich gewöhnten. So viel brauchte es in Frankreich nicht bei einem Volke, das zwölf Jahrhunderte an die Monarchie und blos zehn Jahre an die Republik gewöhnt war. Hier gab ein einziges Ereigniß den Anstoß, daß man von dem Traume einiger edlen, aber verirrten Seelen zu den lebendigen und unzerstörbaren Erinnerungen der gesammten Nation zurückkehrte.

In jedem, von Parteien zerrissenen, von äußern Feinden bedroh-

ten Lande wird das Bedürfniß, regiert und vertheidigt zu werden, früher oder später zu dem Triumph eines mächtigen Mannes führen, eines Königs, wie Cäsar in Rom, oder eines Reichen, wie Medici in Florenz. Wenn das Land lange Zeit als Republik gelebt hat, so bedarf es mehrerer Generationen, um es an die Monarchie zu gewöhnen; ist das Land aber stets eine Monarchie gewesen und hat die Thorheit der Parteien es für einen Augenblick seinem natürlichen Zustande entrissen, um eine ephemere Republik daraus zu machen, so genügen einige unruhige Jahre, um Abscheu vor der Anarchie einzuflößen, noch weniger Jahre, um den Krieger zu finden, der diesem Zustande ein Ende zu machen fähig ist, und endlich ein Wunsch dieses Kriegers oder ein Dolchstoß seiner Feinde, um ihn zum König oder Kaiser zu machen, das Land zu seinen Gewohnheiten zurückzuführen und den Traum Derer zu zerstören, welche die menschliche Natur durch eitle Beschlüsse und noch eitlere Eidschwüre verändern zu können glaubten. Rom und Florenz, beide seit langer Zeit Republiken, endeten durch die Cäsaren, durch die Medicis und brauchten länger als ein halbes Jahrhundert, um die Monarchie erträglich zu finden. England und Frankreich, Republiken von zehn Jahren, wurden in drei bis vier Jahren die Beute Cromwells und Napoleons.

So kehrte die Revolution im raschen Umschwunge immer weiter zurück, bekannte ihre Irrthümer, einen nach dem andern, im Angesicht der Welt, und strafte sich in auffallender Weise Lügen! Unterscheiden wir indessen: Als sie Abschaffung des Lehnswesens erstrebte, Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichförmigkeit der Justiz, der Verwaltung und der Besteuerung, regelmäßige Theilnahme der Nation an der Gesetzgebung des Staates, täuschte sie sich nicht, brauchte sie sich nicht Lügen zu strafen und hat dies auch nie gethan. Als sie dagegen eine barbarische und unmögliche Gleichheit verlangte, die Entfernung jeder socialen Stufenfolge, die beständige und lärmende Theilnahme der Menge an der Regierung, die Republik in einer Monarchie von zwölf Jahrhunderten, die Abschaffung jedes Cultus, war sie thöricht und verbrecherisch gewesen und mußte deshalb in Gegenwart des Weltalls Rechenschaft ablegen. Was bedeuten aber einige vorübergehende Irrthümer jenen unsterblichen Wahrheiten zur Seite, die sie um den Preis ihres Blutes dem menschlichen Geschlecht erobert hat! Selbst ihre Irrthümer enthielten noch ernste und nützliche

Lehren, die der Welt mit einer unvergleichlichen Größe ertheilt wurden. Eines müssen wir jedoch anerkennen: Wenn Frankreich bei der Rückkehr zu der Monarchie den unwandelbaren Gesetzen des menschlichen Geschlechts gehorchte, so schritt es doch rasch einher, zu rasch vielleicht, wie dies bei Revolutionen gewöhnlich ist. Cromwell hatte eine Dictatur mit dem Titel eines Protectors genügt. Auch dem General Bonaparte hätte die Dictatur unter jener Form des beständigen Consulats, die ihm eine Macht gewährte, groß wie sein Genie, von derselben Dauer wie sein Leben, genügen sollen, um seine schönen Entwürfe auszuführen, um die alte Gesellschaft aus dem Schutt wieder aufzubauen, um sie seinen Erben zu übergeben, wenn er solche besaß, oder andern Nachfolgern, denen die hohe Aufgabe vorbehalten gewesen wäre, eines Tages seine Werke zu erweitern. In dem Rathe der Vorsehung war es aber beschlossen, daß die Revolution bei ihrer Umkehr um sich selbst noch weiter gehen solle, als bis zur Wiederherstellung der monarchischen Form und bis zur Wiederaufrichtung der alten Dynastie. Um seinen edlen Beruf durchzuführen, genügte, unserer Meinung nach, dem General Bonaparte die Dictatur unter der Form des lebenslänglichen Consulats, und indem man ihn zum Erbfürsten machte, unternahm man etwas, was weder für seine moralische Größe das Beste, noch für die Größe Frankreichs das Sicherste war. Nicht etwa, daß Denjenigen, welche aus einem Soldaten einen König oder Kaiser machen wollten, das Recht gefehlt hätte: die Nation konnte das Scepter Carls des Großen und Ludwigs XVI. unzweifelhaft Jedem übertragen, den sie dazu erkor, und einem genialen Soldaten eher als jedem Andern. Aber dieser Soldat hatte in seiner natürlichen und einfachen Stellung als erster Beamter der französischen Republik nicht seines Gleichen auf der Erde, selbst auf dem höchsten Thron nicht. Indem er zum Erbfürsten wurde, mußte er mit den Königen, den kleinen wie den großen verglichen, und in einem Punkte, dem des Bluts, unter sie gestellt werden. Und geschah es auch nur aus Vorurtheil, genug, man schätzte ihn in einer Beziehung geringer denn sie. Sie mochten ihn in ihre Gesellschaft zulassen und ihm sogar schmeicheln, denn sie fürchteten ihn, insgeheim verachteten ihn gewiß Alle, selbst die unbedeutendsten. Aber eine Betrachtung war noch ernster. Zum König oder Kaiser erhoben, was mußte er nicht unternehmen, um der König der Könige, der

Chef einer neuen Dynastie von Monarchen zu werden! Welche gigantische Unternehmungen, denen das Glück Frankreichs vielleicht unterlag! Wie viel Anreiz für einen schon zu regen Ehrgeiz, der einzig durch seine eigenen Uebertreibungen untergehen konnte!

Wenn daher, wenigstens nach unserer Meinung, die Einführung des lebenslänglichen Consulats eine weise und politische Handlung war, die unumgängliche Vervollständigung einer nöthig gewordenen Dictatur, so war die Wiederherstellung der Monarchie in der Person Napoleon Bonaparte's nicht etwa eine Usurpation (so heißt sie in der Sprache der Ausgewanderten), aber eine Handlung der Eitelkeit von Seiten Desjenigen, der sich zu bereitwillig dazu hergab, und des unklugen Eifers von Seiten der Neubekehrten. Handelte es sich indessen nur darum, den Menschen eine Lehre zu geben, wie wir gern zugestehen, so war sie eindringlicher, tiefer, jener Warnungen, welche die Vorsehung den Nationen ertheilt, würdiger, wenn sie von diesem heldenkühnen Krieger gegeben wurde, von diesen neuerdings zur Monarchie bekehrten Republikanern, die unter den Trümmern einer zehnjährigen Republik, der sie tausend Eide geschworen hatten, den Purpur hervorsuchten. Unglücklicherweise mußte Frankreich, da es seinen republikanischen Wahnsinn mit seinem Blute gebüßt hatte, ihren neuen monarchischen Eifer mit seiner Größe bezahlen, denn unser Vaterland hat den Rhein und die Alpen verloren, damit es in Neapel, Spanien und Westphalen französische Könige gäbe. So war Frankreich dazu bestimmt, dem Weltall in jeder Beziehung zur Lehre zu dienen: für eine Nation ein großes Unglück und ein großer Ruhm!

Bei jeder Veränderung braucht man Menschen, die sich damit befassen, die Ideen, die in allen Köpfen leben, zu realisiren, d. h. die Werkzeuge derselben zu sein. Auch zu der Revolution, die sich vorbereitete, fand sich Einer, der zu den Umständen merkwürdig paßte. Fouché hatte in einer letzten Regung von Aufrichtigkeit die Geschwindigkeit der Reaction, die Frankreich zu der Vergangenheit zurückführte, bis dahin getadelt und sogar die Gunst von Madame Bonaparte erlangt, weil er ihre unbestimmten Befürchtungen zu theilen schien. Er hatte aber auch aus demselben Grunde die Ungnade ihres ehrgeizigen Gatten empfunden. Wegen dieser undankbaren Rolle eines geheimen Tadlers hatte Fouché ein Ministerium verloren und wollte sie nicht länger spielen. Er hatte die völlig entgegengesetzte Rolle

übernommen. Indem er bei der Verfolgung der letzten Verschwörung die Polizei freiwillig leitete, hatte er sich selbst wieder in seine Stelle gebracht. Als er den Ersten Consul gegen die Royalisten furchtbar gereizt sah, hatte er seinem Zorn geschmeichelt und ihn getrieben, den Herzog von Enghien zu opfern. Wenn der Gedanke, den man dem Ersten Consul oft geliehen hat, mit den Revolutionärs einen blutigen Pact zu schließen und die Krone um den Preis eines furchtbaren Pfandes zu erhalten, wenn dieser Gedanke in der Seele irgend eines Mannes jener Zeit lebte, so war es sicherlich in der von Fouché. Der Lobredner der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, war er zugleich der eifrigste aller neuen Anhänger der Erblichkeit. Er übertraf an monarchischem Eifer Talleyrand, Röderer und Fontanes.

Gewiß brauchte der Erste Consul nicht erst ermuthigt zu werden, um nach dem Throne zu streben. Er wünschte den ersten Rang, jedoch nicht etwa so, daß dies seit den Feldzügen von Italien, oder selbst seit dem 18. Brumaire sein beständiger Gedanke gewesen wäre, wie dies gewöhnliche Geschichtenerzähler angenommen haben; nein, alle diese Wünsche lagen nicht von vorne herein in seiner Seele. Sein Ehrgeiz war stufenweise gewachsen wie sein Glück. Zum Oberbefehl der Heere gelangt, hatte er von diesem erhabenen Punkte die noch größeren Höhen der Regierung der Republik erblickt und danach gestrebt. Auf diese Höhen gelangt, hatte er das beständige Consulat erblickt und ebenfalls danach gestrebt. Auf dieser letzten Stufe sah er den Thron in der Nähe und wollte ihn besteigen. So ist der Gang des menschlichen Ehrgeizes, und darin lag kein Verbrechen. Aber hellsehende Geister hätten erkennen sollen, wie gefährlich dieser unaufhörlich gereizte und dieser unaufhörlich befriedigte Ehrgeiz sei, denn indem man ihn stets befriedigte, reizte man ihn immer noch mehr auf.

Jedes Genie, so kühn es auch sei, zögert zum mindesten, wenn es nicht zittert, sobald es gilt, eine Macht zu ergreifen, die ihm von Rechtswegen nicht angehört. In solchen Lagen erfaßt den glühendsten Ehrgeiz eine unwillkürliche Scham und man wagt nicht zu gestehen, was man alles wünscht. Der Erste Consul, der mit seinen Brüdern über Staatsangelegenheiten wenig sprach, hatte in ihnen, sobald es sich um seine persönliche Größe handelte, Vertraute, denen er Alles zu sagen liebte, Vertraute, die noch eifriger waren, als er

selbst, da sie vor Verlangen brannten, Prinzen zu werden. Man wird sich erinnern, daß sie das lebenslängliche Consulat mit Aerger und als einen verfehlten Versuch betrachtet hatten. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war Lucian abwesend und Joseph im Begriff, Paris zu verlassen. In Folge einer neuen Inconsequenz nach seiner Art hatte Lucian eine Witwe*) geheirathet, die schön war, aber zu der Stellung der Familie Bonaparte wenig paßte. Wegen dieser Heirath mit dem Ersten Consul entzweit, hatte er sich nach Rom zurückgezogen, wo er den Verbannten spielte und in Kunstgenüssen eine Entschädigung für die brüderliche Undankbarkeit zu suchen schien. Madame Lätitia Bonaparte, die unter der Bescheidenheit einer in Armuth gebornen Frau (ein Umstand, an den sie geflissentlich erinnerte) einige der Leidenschaften einer Kaiserin Mutter verbarg, beklagte sich beständig über ihren Sohn Napoleon und verrieth für Lucian eine bedeutende Vorliebe. Sie war ihm nach Rom gefolgt. Der Erste Consul, der voll von Liebe war für seine Verwandten, selbst wenn er sich über sie beklagen mußte, hatte seine Mutter und seinen Bruder mit seinem allmächtigen Schutze begleitet und Beide dem Wohlwollen Pius VII. empfohlen, indem er sagte, daß sein Bruder in Rom Kunstgenüsse suche und seine Mutter die Wohlthat eines milden Climas. Pius VII. behandelte diese erlauchten Gäste mit der zartesten Aufmerksamkeit.

Joseph war ebenfalls unzufrieden und man würde den Grund nicht errathen, wenn die Geschichte nicht die Sorge übernähme, ihn zu erzählen. Er fühlte sich beleidigt, daß der Erste Consul ihn zum Präsidenten des Senats ernennen wollte, und schlug dieses hohe Amt mit dem Ton der beleidigten Würde aus, als Cambacérès im Namen des Ersten Consuls es ihm antrug. Dieser Letztere, der den Müssiggang nicht gern sah, hatte ihm darauf sagen lassen, er solle die Größe da suchen, wo er die seinige gefunden habe, nämlich bei der Armee. Joseph wurde zum Obrist des vierten Linienregiments ernannt und reiste nach Boulogne in demselben Augenblicke, als man die große Frage der Wiederherstellung der Monarchie berieth. Der Erste Consul war mithin der beiden Vertrauten beraubt, denen er Angelegenheiten,

*) Eine Kaufmannstochter aus Baltimore, Miß Patterson.
Anm. des Uebers.

die seine persönliche Größe betrafen, gern mittheilte. Cambacérès, dem er sich bei allen Geschäften, allgemeinen wie persönlichen, gewöhnlich zu eröffnen pflegte, Cambacérès hatte zur Zeit des lebenslänglichen Consulats ihm die Verlegenheit erspart, seine Wünsche selbst zu gestehen, die Initiative ergriffen und sich zum Werkzeuge einer allgemeinen Veränderung gemacht. Gegenwärtig aber schwieg Cambacérès aus zwei Gründen, von denen der eine gut, der andere schlecht war. Der gute Grund war der, daß er mit seiner seltenen Voraussicht die Uebergriffe eines schrankenlosen Ehrgeizes fürchtete. Er hatte von dem Reiche der Gallier, von dem Reiche Carls des Großen reden hören und hegte die Besorgniß, daß in Folge der Thronerhebung Napoleons die solide Größe des Vertrags von Luneville gigantischen Unternehmungen geopfert werden würde. Der minder gute Grund war sein bedrohtes Interesse, denn er sah sich von dem Kaiser um die ganze Höhe des Thrones entfernt und wurde von einem Mittheilhaber der Souveränetät, so gering sein Antheil auch sein mochte, ein einfacher Unterthan des künftigen Monarchen. Er schwieg daher und stellte seinen Einfluß dieses Mal dem Ersten Consul nicht zu Diensten. Der dritte Consul Lebrun, der vollkommen ergeben war, aber sich nie mit etwas Anderm als der Verwaltung beschäftigte, konnte von keinem Nutzen sein.

In der Gluth seines Eifers machte sich Fouché zum freiwilligen Agenten der herannahenden Veränderung. Er näherte sich dem Ersten Consul, dessen geheime Wünsche er errathen hatte, und stellte ihm vor, wie nöthig es sei, einen raschen und entscheidenden Entschluß zu fassen, den Besorgnissen Frankreichs ein Ende zu machen, die Krone auf sein Haupt zu setzen und auf diese Weise die Resultate der Revolution definitiv zu befestigen. Er sagte ihm, alle Classen der Nation wären von derselben Gesinnung beseelt und hegten die größte Ungeduld, ihn als Kaiser der Gallier oder als Kaiser der Franzosen auszurufen, wie es seiner Politik oder seinem Geschmack zusagen würde. Er kehrte auf dieses Thema oft zurück und machte bemerklich, welche Vortheile rasches Handeln gerade in einem Augenblicke habe, da Frankreich in seiner Unruhe um das Leben des Ersten Consuls geneigt sei, Alles zu bewilligen, was man nur von ihm verlange. Er ging von Ermahnungen beinahe zu Vorwürfen über und tadelte das Schwanken des Generals Bonaparte auf das Leb-

hafteste. Dieser hatte seit dem Ereignisse von Vincennes Malmaison nicht verlassen. Fouché zeigte sich dort unaufhörlich, und konnte er den Ersten Consul nicht sprechen, weil dieser auf einem Spaziergange oder sonst wo war, so bemächtigte er sich seines Geheimschreibers Meneval und erklärte ihm der Länge nach alle Vortheile des Erbfürstenthums und nicht blos der Monarchie, sondern auch der Aristokratie, als eine Stütze und Zierde des Thrones, wobei er hinzufügte, wenn der Erste Consul die letzte wiederherstellen wolle, so sei er vollkommen bereit, die Weisheit dieser neuen Schöpfung zu vertheidigen und sogar, wenn es sein müsse, selbst ein Adeliger zu werden.

Solcher Art war der Eifer dieses alten Republikaners, der von seinen Irrthümern so vollständig zurückgekommen war. Seine unruhige Thätigkeit war dieses Mal reger als gewöhnlich und verleitete ihn, weit mehr zu thun, als nöthig war. Er handelte wie jene Leute, die das Verdienst haben wollen, etwas vorwärts zu treiben, was ganz von selbst geht.

Es gab in der That beinahe Niemand, der nicht gestimmt gewesen wäre, die Wünsche des Ersten Consuls zu unterstützen. Frankreich, welches sah, daß bereits seit längerer Zeit ein Herrscher in Bereitschaft stand, der es übrigens mit Ruhm und Wohlthaten überhäufte, wollte ihm den Titel nicht verweigern, der seinem Ehrgeiz am meisten schmeichelte. Die Staatskörperschaften, die Führer der Armee, welche die Unmöglichkeit jedes Widerstandes kannten und in dem Sturze Moreau's die Gefahr einer unzeitigen Opposition gesehen hatten, arbeiteten dem neuen Cäsar mit großem Eifer vor, um sich durch ihre Ergebenheit auszuzeichnen und aus einer Erhebung, die sie doch nicht mehr verhindern konnten, Nutzen zu ziehen. Es ist die gewöhnliche Stimmung der Menschen, den Ehrgeiz, den sie mit Erfolg nicht bekämpfen können, auszubeuten und ihren Neid durch Befriedigung der Habgier zu beschwichtigen. Es gab für Jedermann blos eine Verlegenheit, wie man nämlich Worte, die früher streng verpönt gewesen waren, wieder in Aufnahme bringen und andere, die man mit Enthusiasmus angenommen hatte, abschaffen könne. Eine kleine Veränderung in dem Titel des künftigen Monarchen konnte die Sache erleichtern. Nannte man ihn Kaiser und nicht König, so war die Schwierigkeit sehr vermindert. Ueberdies eignete

sich Niemand besser dazu, die gegenwärtige Generation aus einer solchen Verlegenheit zu ziehen, als ein alter Jacobiner wie Fouché, der Allen, dem Herrn wie den Unterthanen, ein Beispiel gab und zuerst die Worte aussprach, die man noch nicht in den Mund zu nehmen wagte.

Fouché ordnete Alles mit einigen der Leiter des Senats, wobei der Erste Consul Alles sah, Alles erfuhr und sich doch stellte, als gehe ihn das nichts an. Man wagte die französischen Journale nicht zur Initiative zu benutzen, denn ihre gänzliche Abhängigkeit von der Polizei würde ihren Aeußerungen einen officiellen Charakter gegeben haben. Man hatte in England geheime Agenten und ließ in gewissen englischen Journalen verbreiten, der General Bonaparte sei seit der letzten Verschwörung unruhig, finster und drohend; Jedermann in Paris lebe in der größten Angst; das sei die natürliche Folge einer Regierungsform, bei der Alles auf einem einzigen Haupte beruhe, und die Freunde des Friedens wünschten daher, daß die Erblichkeit des Thrones in der Familie Bonaparte dem gegenwärtigen Zustande der Dinge die fehlende Festigkeit verschaffe. So diente die englische Presse dieses Mal dem Ehrgeize des Ersten Consuls, zu dessen Verleumdung sie sonst immer benutzt wurde. Diese Artikel wurden übersetzt und vielfach erklärt, machten einen lebhaften Eindruck und gaben das erwartete Zeichen. Es waren in dieser Zeit mehrere Wahlcollegien versammelt, in den Departements der Yonne, des Var, der oberen Pyrenäen, des Nordens und der Roër. Es war leicht, von ihnen Adressen zu erhalten. Auch bei den Stadträthen der großen Städte Toulon, Marseille, Bordeaux und Paris rief man ähnliche Schritte hervor. Endlich wurden die Lager auf den Küsten ihrerseits in Bewegung gebracht. Die Soldaten bildeten im Allgemeinen die dem Ersten Consul ergebenste Classe. Abgesehen von einer gewissen Anzahl Offiziere und Generale, die theils aufrichtige Republikaner waren, theils unter dem Einfluß der alten Eifersucht zwischen den Heeren von Italien und vom Rhein standen, sahen die meisten Führer der Armee in der Thronbesteigung eines Kriegsmannes ihre eigene Erhöhung. Sie waren mithin vollkommen geneigt, die Initiative zu ergreifen und selbst einen Kaiser auszurufen, wie dies im römischen Reiche so oft geschehen war. Der General Soult schrieb dem Ersten Consul, daß er Generale und Obristen be=

fragt habe, daß Alle die Einführung einer neuen Regierungsform verlangten und bereit seien, dem Ersten Consul den Titel eines Kaisers der Gallier zu ertheilen. Er bat in dieser Beziehung um seine Befehle. Unter den bei Compiegne lagernden Dragonerdivisionen liefen Petitionen um, wurden mit Unterschriften bedeckt und nach Paris geschickt.

Sonntags, am 4. Germinal (25. März), einige Tage nach dem Tode des Herzogs von Enghien, wurden dem Ersten Consul mehrere Adressen von Wahlcollegien überreicht. Der Admiral Ganteaume, einer seiner ergebensten Freunde, überreichte persönlich die Adresse vom Vardepartement, dessen Präsident er war. Dieses Document sprach auf die förmlichste Weise aus, daß es nicht genüge, die Verschwörer zu verhaften und zu bestrafen, daß man vielmehr neuer und umfassenderer Constitutionen bedürfe, um die Gewalt in den Händen des Ersten Consuls und seiner Familie zu befestigen, die Ruhe Frankreichs zu sichern und seinen ewigen Befürchtungen ein Ende zu machen. In derselben Audienz wurden noch andere Adressen vorgelesen und unmittelbar nach diesen Manifestationen sprach sich auch eine höher gestellte Körperschaft aus. Fontanes war zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers ernannt worden und hatte auf diese Weise durch die Gunst der Familie Bonaparte eine Stelle erhalten, deren ihn schon sein Talent allein würdig machte. Er hatte den Auftrag, den Ersten Consul wegen der Vollendung eines unsterblichen Werkes, des code civil, zu beglückwünschen. Dieses Gesetzbuch, eine Frucht angestrengter Arbeit, ein Monument der Willenskraft und des allumfassenden Geistes Napoleons, war in der gegenwärtigen Sitzung vollendet worden und der dankbare gesetzgebende Körper hatte beschlossen, zum Andenken daran die Marmorbüste des Ersten Consuls in seinem Sitzungssaale aufzustellen. Das war es, was Fontanes in dieser Audienz ankündigte, und gewiß gab es unter allen Ansprüchen Napoleons auf Machterhöhung keinen, auf den man sich schicklicher hätte berufen können in einem Augenblicke, da man ihn zum Erbfürsten eines Landes machen wollte, das er durch sein Genie organisirt hatte. Fontanes sprach sich auf folgende Weise aus:

„Bürger, Erster Consul!

„Ein unermeßliches Reich ruht seit vier Jahren unter dem Schutze Ihrer mächtigen Regierung. Die weise Gleichförmigkeit

Ihrer Gesetze wird alle Einwohner desselben mehr und mehr vereinigen. Der gesetzgebende Körper wünscht diese denkwürdige Epoche zu feiern: er hat beschlossen, daß Ihr Bildniß, in der Mitte seines Berathungssaales aufgestellt, ihm für alle Zeiten Ihre Wohlthaten, wie die Pflichten und Hoffnungen des französischen Volkes vergegenwärtige. Das zwiefache Recht des Eroberers und des Gesetzgebers hat stets alle andern Ansprüche zum Schweigen gebracht, die Abstimmung der Nation hat dieses Recht in Ihrer Person anerkannt. Wer könnte jetzt noch die verbrecherische Hoffnung hegen, daß sich Frankreich gegen Frankreich treiben ließe? Könnte dieses Land wegen einiger Erinnerungen aus der Vergangenheit sich trennen, da alle Interessen der Gegenwart es einigen? Es hat nur ein Oberhaupt, und dieses sind Sie; es hat nur einen Feind, und dieser ist England.

„Die politischen Stürme haben Viele und sogar einige Weise auf falsche Bahn getrieben. Aber sobald Ihre Hand das Banner des Vaterlandes wieder erhob, haben alle guten Franzosen sich um dasselbe geschaart; Alle sind auf die Seite Ihres Ruhmes übergegangen. Die Verschwörer auf feindlichem Gebiet entsagen unwiderruflich ihrem Geburtslande; und was vermögen sie Ihrer Macht entgegenzustellen? Sie haben unbesiegliche Armeen, Jene haben blos Schmähschriften und Mörder; und während alle Stimmen des Glaubens am Fuße jener Altäre, welche Sie wieder aufrichteten, zu Gebeten für Sie werden, schleudern Jene ihre Schmähungen durch einige gemeine Organe der Empörung und des Aberglaubens. Die Ohnmacht ihrer Complotte ist erwiesen. Sie machen das Schicksal immer strenger, indem sie täglich gegen seine Beschlüsse ankämpfen. Mögen sie endlich jener unwiderstehlichen Bewegung, die das Weltall mit sich fortreißt, nachgeben und schweigend über die Gründe nachdenken, die den Glanz und den Umsturz der Reiche herbeiführen!"

Diese feierliche Abschwörung der Bourbonen in Gegenwart des als neuen Monarchen bezeichneten Mannes war eine indirecte, aber höchst bedeutsame Manifestation. Man wollte indessen nichts veröffentlichen, bevor die höchste Körperschaft des Staates, der Senat, dem die Verfassung die Initiative übertrug, einen ersten Schritt gethan haben würde.

Um diesen Schritt zu erlangen, mußte man sich mit Cambacérès verständigen, der den Senat leitete. Zu diesem Zweck war nöthig,

daß man sich gegen ihn erklärte und seiner Bereitwilligkeit versicherte, nicht etwa, als ob man von ihm irgend einen Widerstand zu fürchten gehabt hätte, sondern weil seine bloße, wenn auch stillschweigende Mißbilligung eine Unannehmlichkeit gewesen wäre, da es sich hier darum handelte, Jedermann einen mächtigen Impuls zu geben.

Der Erste Consul ließ Lebrun und Cambacérès nach Malmaison berufen, Lebrun wurde zuerst beschieden, weil man ihn am leichtesten überreden konnte. Man hatte mit ihm gar keine Mühe, denn er war ein entschiedener Anhänger der Monarchie und hatte lieber den General Bonaparte zum Souverän als jeden Andern. Cambacérès, der mit dem neuen Plane unzufrieden war, kam an, als die Conferenz mit seinem Amtsgenossen Lebrun bereits weit vorgeschritten war. Nachdem der Erste Consul von der Bewegung, die in den Gemüthern vor sich gehe, wie von einer Sache, die ihm ganz fremd wäre, gesprochen hatte, forderte er den Zweiten Consul auf, seine Meinung über diese große Frage des Augenblicks, die Wiederherstellung der Monarchie, abzugeben.

„Ich dachte es wohl,“ antwortete ihm Cambacérès, „daß es sich darum handele. Ich sehe, daß Alles nach diesem Ziele strebt, und ich beklage dies.“ — Dann gab er seine Gründe an, wobei er sein persönliches Mißvergnügen schlecht verhehlte. Er schilderte das Mißvergnügen der Republikaner, daß man ihnen nicht einmal den Namen ihres Traumes lasse, die Wuth der Royalisten, daß man den Thron wieder aufrichte, ohne einen Bourbon darauf zu setzen, und machte darauf aufmerksam, wie gefährlich es sei, die Rückkehr zur alten Ordnung soweit zu treiben, daß man bald blos eine Person mit einer andern zu vertauschen brauche, um die alte Monarchie vollkommen wiederherzustellen. Er berief sich auf die Aussprüche der Royalisten selbst, die sich laut rühmten, in dem General Bonaparte einen Vorläufer zu besitzen, der die Rückkehr der Bourbonen vorbereite. Ferner machte er geltend, die neue Veränderung habe keinen andern Nutzen, als die Einführung eines leeren Titels, da die Gewalt des Ersten Consuls thatsächlich unbeschränkt sei, und es sei häufig gefährlicher, den Namen der Dinge zu verändern, als die Dinge selbst. Es sei schwierig, von Europa die Anerkennung der neu zu gründenden Monarchie zu erhalten, noch mißlicher, von Frankreich die Anstrengung eines dritten Krieges zu fordern, wenn man vielleicht zu

diesem Mittel greifen müsse, um den alten europäischen Höfen ihre Einwilligung zu entreißen. Er stellte mit einem Worte viele Gründe auf, von denen einige vortrefflich, andere mittelmäßig waren, und zeigte eine üble Laune, die bei dem ernsten Manne zu den ungewöhnlichen Stimmungen gehörte. Den besten Grund wagte er indessen nicht zu nennen, nämlich den, daß man nach dieser neuen Befriedigung eines unermeßlichen Ehrgeizes ihm nirgends mehr Schranken zu setzen vermochte, denn indem man dem General Bonaparte den Titel eines Kaisers der Franzosen beilegte, erregte man in ihm den Wunsch, Kaiser des Occidents zu heißen, wonach er seitdem heimlich strebte und was nicht der geringste Grund war, daß er alle Grenzen des Möglichen überschritt und eben dadurch zu Grunde ging. Wie jeder Mensch, der in einer verlegenen und gezwungenen Stellung ist, verschwieg Cambacérès gerade das Beste von dem, was er hätte sagen können, und wurde deshalb geschlagen. Der Erste Consul, der bei der Einführung des lebenslänglichen Consulats seine Wünsche so sehr verhehlte, that dieses Mal selbst den Schritt, mit dem man ihm nicht entgegenkam. Er gestand seinem Amtsgenossen Cambacérès rei, daß er daran denke, nach der Krone zu greifen, und erklärte seine Beweggründe. Frankreich wolle einen König, behauptete er, wie dies jedem Beobachter klar sei; es komme jeden Tag mehr von den Thorheiten zurück, die man ihm einen Augenblick in den Kopf gesetzt habe, und die Republik sei von allen diesen Thorheiten die größte; Frankreich sei derselben so vollkommen überdrüssig, daß es einen Bourbon nehmen werde, wenn man ihm nicht einen Bonaparte gäbe; die Rückkehr der Bourbonen sei ein Unglück, denn mit ihr beginne sofort die Gegenrevolution; er für seinen Theil begehre nicht mehr Macht, gäbe bei dieser Gelegenheit blos der Nothwendigkeit nach und handele im Interesse der Revolution selbst; man müsse übrigens einen Entschluß ergreifen, denn die Bewegung in den Armeen sei so groß, daß man ihn in den Lagern vielleicht als Kaiser ausrufen werde, was wie eine Scene von Prätorianern erscheine und vor Allem vermieden werden müsse.

Da Cambacérès sich nicht überzeugen lassen wollte, so überredeten diese Gründe ihn nicht, und Jeder blieb bei seiner Meinung und ärgerte sich, zu weit gegangen zu sein. Dieser unvorhergesehene Widerstand setzte den Ersten Consul in Verlegenheit. Er verhehlte in-

dessen seine Ungeduld und sagte seinen beiden Amtsgenossen, daß er sich in nichts mische und die Bewegung sich selbst überlassen werde. Man trennte sich und Jeder war mit dem Andern unzufrieden. Als Cambacérès mit Lebrun mitten in der Nacht nach Paris zurückkehrte, richtete er an seinen Amtsgenossen folgende Worte: „Es geschehen, die Monarchie wird wieder hergestellt, aber ich habe die Ahnung, daß dieses Gebäude keine Dauer haben wird. Wir haben Europa bekriegt, um ihm Republiken zu geben, Töchter der französischen Republik; wir werden es jetzt bekämpfen, um ihm Monarchen zu geben, Söhne oder Brüder des unsrigen, und Frankreich wird diesen thörichten Unternehmungen zuletzt in völliger Erschöpfung unterliegen."

Diese Mißbilligung von Cambacérès bildete jedoch den schweigsamsten und unthätigsten Widerstand, den man sich nur denken konnte. Fouché und dessen Verbündete konnten nach Gutdünken handeln. Es bot sich für sie eine treffliche Gelegenheit dar. In Folge der Gewohnheit, dem Senat über die wichtigen Ereignisse Mittheilungen zu machen, hatte man ihm einen Bericht des Großrichters über die Ränke der englischen Agenten Drake, Spencer, Smith und Taylor vorgelegt. Man mußte auf diese Mittheilung der Regierung antworten. Der Senat hatte eine Commission ernannt, um ihm einen Entwurf zu einer Antwort vorzulegen. Die Führer hielten die Gelegenheit für günstig und suchten die Senatoren zu überreden, daß die Zeit gekommen sei, bezüglich der Wiederherstellung der Monarchie die Initiative zu ergreifen; der Erste Consul zaudere, man müsse aber seine Bedenklichkeiten dadurch besiegen, daß man ihm die Lücken in den gegenwärtigen Institutionen zeige und die Art andeute, wie dieselben ausgefüllt werden könnten. Sie machten zugleich ganz leise auf die Unannehmlichkeit aufmerksam, der sich der Senat zwei Jahre früher ausgesetzt habe, als er hinter den Wünschen des Generals Bonaparte zurückgeblieben sei. Vorzüglich legten sie darauf Gewicht, daß man sich nicht zuvorkommen lassen dürfe. Die Armee, sagten sie, sei für ihren Anführer im höchsten Grade begeistert und stehe im Begriff, ihn als Kaiser auszurufen, in welchem Falle der Thron durch Prätorianer ausgetheilt werden würde wie in Rom. Man müsse sich beeilen, um Frankreich einen solchen Skandal zu ersparen. Man befolge damit blos das Beispiel des römischen Senats,

der mehr als ein Mal gewisse Kaiser eilig ausgerufen habe, um sie nicht aus den Händen der Legionen zu empfangen. Dann kam ein Grund, der niemals hätte genannt werden sollen, weder laut, noch leise, der nämlich, daß noch ein großer Theil der seit dem lebenslänglichen Consulat eingeführten Senatorenpfründen zu vertheilen sei, durch die man neben dem baaren Gehalt eine Dotation in Grundstücken bekommen werde. Außerdem mußte eine große Zahl neuer Stellen zur Vertheilung kommen. Man durfte sich daher nicht der Gefahr aussetzen, dem neuen Herrn zu mißfallen, da man seine Erhebung einmal nicht verhindern konnte. Man muß indessen hinzufügen, daß mit diesen gemeinen Gründen bessere sich verbanden. Abgesehen von einer wenig zahlreichen Opposition, deren eigentlicher Gründer Sieyès war, die ihm aber schon seiner Gewohnheit nach Langeweile machte und die er deshalb geringeren Führern überlassen hatte, abgesehen von dieser Opposition, erblickte die Masse in der Monarchie den Hafen, in dem die Revolution sich bergen müsse.

Diese Gründe von so verschiedener Art bestimmten die Mehrheit des Senats und man faßte den Beschluß, auf die Botschaft des Ersten Consuls eine bezeichnende Antwort zu geben. Der Sinn dieser Antwort war folgender:

Die Institutionen Frankreichs sind in zwei Beziehungen unvollständig. Zuerst giebt es kein Tribunal für die großen Staatsverbrecher und man ist gezwungen, diese einer schwachen und ungenügenden Jurisdiction zu überweisen. (Was bei Gelegenheit des Processes von Georges und Moreau bei dem Tribunal der Seine vor sich ging, flößte damals Jedermann dieses Gefühl ein.) Zweitens beruht die Regierung Frankreichs auf einem einzigen Haupte und dies ist eine fortwährende Versuchung für die Verschwörer, die Alles zu zerstören glauben, wen sie dieses Haupt vernichten. Diese doppelte Lücke muß man der Weisheit des Ersten Consuls bemerklich machen, damit er für Abhülfe sorgt und wenn nöthig die Initiative ergreift.

Am 6. Germinal (27. März), am zweiten Tage nach den obenerwähnten Audienzen, begann der Senat über diesen Entwurf zu berathen. Fouché und seine Freunde hatten Alles vorbereitet, ohne den Consul Cambacérès zu benachrichtigen, der im Senat gewöhnlich den Vorsitz führte. Es scheint sogar, daß sie auch den Ersten Con-

sul nicht benachrichtigt hatten, um ihn angenehm zu überraschen. Diese Ueberraschung war nicht so angenehm für Cambacérès, der in das größte Erstaunen gerieth, als er den Entwurf der Commission vorlesen hörte. Er bezwang sich jedoch und seine Aufregung entging den zahlreichen Blicken, die sich deshalb auf ihn richteten, weil man wissen wollte, bis zu welchem Punkte dies Alles dem Ersten Consul gefalle, für dessen Vertrauten und Mitschuldigen man ihn hielt. Bei diesem Vorlesen ließ sich in einem Theile des Saals ein leises, aber sehr verständliches Murren hören. Nichtsdestoweniger wurde der Entwurf mit einer unermeßlichen Mehrheit angenommen und sollte gleich am folgenden Tage dem Ersten Consul mitgetheilt werden.

Cambacérès, der sich gekränkt fühlte, daß er nicht benachrichtigt worden sei, hatte diese Sitzung kaum verlassen, als er dem Ersten Consul, statt sich selbst nach Malmaison zu begeben, schrieb und ihm in einem ziemlich kühlen Briefe das Vorgefallene mittheilte. Der Erste Consul mußte am folgenden Tage zum Empfange des Senats nach Paris kommen, und wollte sich vorher gegen seine beiden Amtsgenossen erklären. Die Beeiligung dieses Schrittes schien ihn gleichsam unvorbereitet auf unangenehme Weise zu überraschen. — „Ich habe mir die Sache noch nicht genug überlegt,“ sagte er zu Cambacérès; „ich fühle das Bedürfniß, Sie und viele Andere in Rath zu nehmen, ehe ich einen Entschluß fasse. Ich werde dem Senat antworten, daß ich es noch überlege. Ich will seine Botschaft weder officiell annehmen, noch veröffentlichen. Außen darf nichts verlauten, bis mein Entschluß definitiv gefaßt ist.“

Dies wurde beschlossen und noch an demselben Tage ausgeführt. Der Erste Consul empfing den Senat, wie er angekündigt hatte, und antwortete den Mitgliedern desselben, daß er ihnen für diesen Beweis ihrer Ergebenheit danke, aber das Bedürfniß fühle, den seiner Aufmerksamkeit empfohlenen Gegenstand reiflich zu überlegen, ehe er eine öffentliche und entscheidende Antwort gebe.

Obgleich der Erste Consul ein Zeuge und stillschweigender Theilnehmer des Geschehenen war, so hatte man ihn in seinen Wünschen doch beinahe überholt. Die Ungeduld seiner Anhänger hatte die seinige übertroffen und er war sichtlich nicht in Bereitschaft. Man publicirte daher den Beschluß des Senats nicht, obgleich ein absolutes Geheimniß unmöglich war. So lange kein officieller Schritt stattfand,

konnte man immer noch zurücktreten, wenn man auf ein unvorhergesehenes Hinderniß stieß.

Ehe er soweit vorging, daß kein Rückschritt mehr möglich war, wollte der Erste Consul der Armee und Europa's sicher sein. Im Grunde zweifelte er weder an der Einen, noch an dem Andern, denn der Armee war er theuer und Europa jagte er Furcht ein. Seine Waffengefährten, die ihr Blut für Frankreich und nicht für einen einzigen Mann vergossen hatten, brachten aber ein schweres Opfer, wenn sie ihn zu ihrem Souverän annahmen. Nach dem Tode des Herzogs von Enghien war es eine eigne Sache, von allen diesen legitimen Fürsten zu verlangen, daß sie einen Soldaten, der wenige Tage zuvor seine Hände in das Blut der Bourbonen getaucht hatte, als Ihresgleichen anerkannten. Obgleich man die Antwort erwarten durfte, welche die Macht dieses Soldaten dictirte, so war es doch klug, sich derselben im Voraus zu versichern.

Der Erste Consul schrieb an den General Soult und an diejenigen Generale, zu denen er das meiste Vertrauen hatte, um ihre Meinung über die vorgeschlagene Veränderung zu vernehmen. Er habe keinen Entschluß gefaßt, sagte er, sähe einzig auf das Wohl Frankreichs und wolle die Gutachten der Generale einholen, ehe er sich entscheide. Die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein; man erhielt auf diese Weise Ergebenheitsbetheuerungen, welche den Lauen und Wiederspänstigen zur Nachahmung dienen konnten.

Was Europa betrifft, so war dessen Gefügigkeit im Grunde wahrscheinlich, aber dennoch zweifelhafter. Mit Großbritannien befand man sich im Kriege und mit diesem Reiche brauchte man sich deshalb nicht zu beschäftigen. Die neuen Beziehungen zu Rußland machten es zu einer Pflicht der Würde, sich nicht an dasselbe zu wenden. Es blieben noch Spanien, Oesterreich, Preußen und die kleinen Mächte. Spanien war zu schwach, um irgend etwas zu versagen, aber man hatte das Blut eines Bourbonen vergossen und mußte deswegen einige Wochen warten, ehe man mit ihm communicirte. Oesterreich, um die Verletzung des deutschen Gebiets von allen Mächten am wenigsten bekümmert, und gänzlich gleichgültig gegen Alles, was nicht sein eigenes Interesse war, ließ von sich das Beste erwarten. Aber in Sachen der Etikette war es schwierig und eifersüchtig, wie dies dem ältesten und vornehmsten Hofe zukam.

Ein Kaiser — denn für diesen Titel, der größer, neuer und kriegerischer war als der eines Königs, hatte man sich entschieden — mehr auf der Liste der Souveräne war etwas, was das Oberhaupt des heiligen römischen Reichs nicht so leicht zugab.

Preußen war trotz seiner neuerlichen Erkaltung noch immer die Macht, welche sich am leichtesten günstig stimmen ließ. Man schickte daher auf der Stelle einen Courier nach Berlin, mit dem Befehl an Laforest, Haugwitz zu fragen, ob der Erste Consul Hoffnung habe, in seiner Eigenschaft als erblicher Kaiser der Franzosen von dem Könige von Preußen anerkannt zu werden. Man mußte diese Frage so stellen, daß der junge König zwischen der lebhaften Dankbarkeit und dem bitteren Grolle Frankreichs die Wahl hatte. Laforest hatte Befehl, jede Spur dieses Schrittes in den Gesandtschaftsarchiven zu vertilgen. Was Oesterreich betrifft, so besaß man, ohne an Champagny zu schreiben und ohne eine directe Eröffnung zu machen, ein sicheres Mittel, indem man nämlich Cobenzl sondirte, der bei Talleyrand einen unmäßigen Eifer entwickelte, dem Ersten Consul zu gefallen. Talleyrand war für eine solche Unterhandlung der wahre Mann. Er erhielt von Cobenzl die befriedigendsten Worte, aber nichts Bestimmtes. Gewißheit, meinte er, konnte blos Wien geben. Der Erste Consul mußte daher ein Paar Wochen warten, ehe er dem Senat antwortete und den Werkzeugen seiner neuen Größe gestattete, ihre Arbeit fortzusetzen. In der Zwischenzeit ließ man die Adressen der großen Städte und der Hauptbehörden kommen, jedoch nicht in den Moniteur einrücken.

Den König von Preußen fand man in der besten Stimmung. Nachdem dieser Fürst sich wieder Rußland genähert und insgeheim mit ihm verbündet hatte, befürchtete er, er sei in dieser Richtung zu weit gegangen und habe seinen Tadel über das in Ettenheim Geschehene zu deutlich blicken lassen. Es war ihm daher nichts lieber, als daß er dem Ersten Consul einen persönlichen Dienst leisten konnte. Laforest hatte zu Haugwitz kaum die ersten Worte gesagt, als dieser, ohne ihn ausreden zu lassen, die Erklärung gab, der König von Preußen werde nicht zögern, den neuen Kaiser der Franzosen anzuerkennen. Friedrich Wilhelm machte sich freilich auf neuen Tadel von Seiten der unruhigen Coterie der Königin gefaßt, wußte aber die Interessen seines Königreichs genug zu schätzen, um zu erkennen,

daß ein gutes Vernehmen mit dem Ersten Consul für ihn von der größten Wichtigkeit sei. Men muß hinzufügen, daß er ein Gefühl empfand, welches alle Höfe gleichmäßig theilten, nämlich Freude über die Abschaffung der Republik in Frankreich. Blos die Monarchie konnte die Höfe beruhigen, und da die Bourbonen gegenwärtig unmöglich zu sein schienen, so war der General Bonaparte der neue Monarch, den alle Fürsten auf dem neuen Throne Frankreichs zu sehen erwarteten. Dies ist ein Beweis unter Tausenden, wie flüchtig gewisse Eindrücke bei den Menschen sind, vorzüglich dann, wenn diese ein Interesse dabei haben, sie in ihrem Herzen zu verwischen. Alle Höfe standen im Begriff, den Mann als Kaiser anzuerkennen, den sie in ihrem Groll vierzehn Tage vorher einen Räuber und Königsmörder genannt hatten.

Der König von Preußen schrieb eigenhändig an Lucchesini einen Brief, der dem Ersten Consul mitgetheilt wurde und die freundschaftlichsten Versicherungen enthielt. „Ich zögere nicht," sagte der König, „Sie zu ermächtigen, daß Sie so bald als möglich eine Gelegenheit wahrnehmen, um Talleyrand zu bezeugen, daß ich schon die Uebertragung der lebenslänglichen Gewalt an den Ersten Consul mit Vergnügen sah, ein noch größeres Interesse daran nehme, daß die durch seine Weisheit und seine Großthaten hergestellte Ordnung der Dinge durch die Einführung der Erblichkeit in seiner Familie befestigt wird, und durchaus keine Schwierigkeit mache, die letztere anzuerkennen. Ich schmeichle mir, daß dieser unzweideutige Beweis meiner Gesinnungen in seinen Augen alle die Sicherheiten und Garantien aufwiegen wird, die ein förmlicher Vertrag, dessen Grundlagen überdies thatsächlich existiren, darbieten könnte, und ich hoffe auch meinerseits auf die Wirkungen jener Freundschaft und jenes gegenseitigen Zutrauens zählen zu können, die ich zwischen beiden Regierungen für immer hergestellt zu sehen wünsche." (23. April 1804.)

Diese Worte waren im Grunde aufrichtig gemeint, entsprachen indessen dem Geiste des Vertrages mit Rußland keineswegs. Der unmäßige Wunsch nach Frieden verführte diesen Fürsten zu einer Falschheit, die seines Charakters durchaus unwürdig war.

Die Dinge ordneten sich in Wien auf eine andere Weise. Man hatte dort keine Verpflichtung gegen Rußland, wollte keine Concession durch eine andere erkaufen und dachte nur an sein eigenes Interesse,

auf das man sich vortrefflich verstand. Den Tod des Herzogs von Enghien und die Verletzung des deutschen Gebiets hatte man als nicht sehr wichtig betrachtet. Die einzige Betrachtung, die man gegenwärtig in Rechnung zog, war die, welche Entschädigung man dafür fordern konnte, daß man das Opfer der Anerkennung des neuen Kaisers brachte. Das Mißvergnügen Rußlands, daß man der französischen Regierung etwas äußerst Angenehmes bewilligte, mußte unbeachtet bleiben, denn die Anerkennung Napoleons war kaum zu vermeiden, wenn man sich nicht gegen Frankreich geradezu in einen Kriegszustand setzen wollte, was man vor allen Dingen zu verhüten wünschte, wenigstens für den Augenblick. Um aus der Einwilligung Nutzen zu ziehen, mußte man sie ein wenig verschieben, mit gewissen Vortheilen erkaufen lassen und dann gegen Rußland den Schein annehmen, als sei dieser Aufschub, den man zu nützlichen Unterhandlungen brauchte, eine Folge des Widerstrebens. So war die österreichische Politik, und man muß zugestehen, daß sie zwischen Leuten, die in einem Zustande fortwährenden Mißtrauens lebten, eine natürliche war.

Bei der äußersten Schwächung der österreichischen Partei im Reiche konnte es geschehen, daß das Haus Habsburg bei der nächsten Wahl die kaiserliche Krone verlor. Es gab ein Mittel, dies zu verhüten, indem man nämlich dem Hause Oesterreich für seine Erbstaaten eine Krone gab, und zwar eine kaiserliche, so daß der Chef dieses Hauses Kaiser von Oesterreich blieb, wenn er auch bei der nächsten Wahl aufhörte, Kaiser von Deutschland zu sein. Dies sollten Champagny und Cobenzl von dem Ersten Consul als Preis dessen fordern, was er selbst verlangte. Sie sollten außerdem erklären, daß mit Vorbehalt der Verhandlung über die Bedingungen das Princip der Anerkennung vom Kaiser Franz ohne Weiteres zugegeben werde.

Obgleich der Erste Consul an der Stimmung der Mächte wenig gezweifelt hatte, so erfüllten ihn ihre Antworten dennoch mit Freude. Er verschwendete an den preußischen Hof Beweise von Dankbarkeit und Freundschaft. Nicht minder lebhaft dankte er dem Hofe von Wien und antwortete, daß er den Kaisertitel des Oberhauptes des Hauses Habsburg bereitwillig anerkenne. Nur wünschte er diese Erklärnng nicht sofort zu veröffentlichen, damit es nicht den Anschein gewinne, als erkaufe er die Anerkennung seines eigenen Titels um

irgend einen Preis. Er wollte sich lieber durch einen geheimen Vertrag verpflichten, den Nachfolger Franz's II. später als Kaiser von Oesterreich anzuerkennen, wenn dieser Nachfolger die Eigenschaft eines deutschen Kaisers verlieren sollte. Bestand übrigens der Wiener Hof auf seiner Forderung, so wollte er nachgeben, und konnte dies auch sehr gut, da diese Titel keine wahrhafte Bedeutung mehr hatten. Von Carl dem Großen an bis zum achtzehnten Jahrhundert gab es in Europa, wenigstens im Occident, blos einen Souverän, der den Kaisertitel führte. Seit dem achtzehnten Jahrhundert gab es deren zwei, indem auch der Czar von Rußland diese Benennung angenommen hatte. Nun sollte in Frankreich der dritte hinzukommen. Eines Tages mußte es vier geben, wenn die künftige Wahl des Reiches Deutschland einen Kaiser schenkte, der dem Hause Oesterreich nicht angehörte. Man glaubte sogar, daß der König von England, da er das vereinigte Parlament von England, Schottland und Irland ein kaiserliches Parlament genannt hatte, sich versucht fühlen würde, den Kaisertitel zu führen. In diesem Falle würde es fünf Kaiser gegeben haben. Dies Alles verdiente nicht, daß man sich dabei aufhielt. Es waren reine Benennungen, die nicht mehr den Werth hatten, welchen sie damals besaßen, als Franz I. und Karl V. die Stimmen der deutschen Kurfürsten sich streitig machten.

Die Armee hatte dem Ersten Consul ihre Zustimmung auf die bereitwilligste Weise ausgedrückt. Namentlich hatte ihm der General Soult einen Brief geschrieben, der die befriedigendsten Erklärungen enthielt, und in den zwei bis drei Wochen, die über der Correspondenz mit Wien und Berlin verflossen, hatten die großen Städte Lyon, Marseille, Bordeaux und Paris energische Adressen eingeschickt, die sich sämmtlich im Sinne der Wiederherstellung der Monarchie aussprachen. Der Aufschwung war ein allgemeiner, der Eclat so öffentlich, als er nur sein konnte; man mußte mithin officielle Schritte thun und sich endlich gegen den Senat erklären.

Der Erste Consul hatte den Senat nicht öffentlich empfangen, wie wir gesehen haben, und auf die Botschaft vom 6. Germinal blos eine mündliche Antwort gegeben. Es war jetzt fast ein Monat verflossen, seit er auf seine officielle Antwort warten ließ. Er gab sie am 5. Floréal (25. April 1804), und sie führte die erwartete Lösung herbei. — „Ihre Adresse vom 6. Germinal ist meinen Gedanken

stets gegenwärtig gewesen," sagte der Erste Consul. „Sie haben die Erblichkeit der höchsten Stelle für nothwendig erachtet, um das französische Volk gegen die Complotte unserer Feinde und gegen die Agitationen ehrgeiziger Feinde zu schützen. Sie haben zugleich die Verbesserung mehrerer unserer Institutionen gewünscht, um den Triumph der Freiheit und Gleichheit für immer zu sichern und der Nation wie der Regierung die doppelte Garantie zu bieten, deren sie bedürfen. Je mehr ich meine Aufmerksamkeit auf diese ernsten Gegenstände richtete, um so mehr empfand ich das Bedürfniß, mir bei Ihrer Weisheit und Erfahrung Raths zu erholen. Ich fordere Sie daher auf, mir Ihre Ansichten ohne allen Rückhalt kund zu geben."

Diese Botschaft wurde so wenig veröffentlicht, als jene erstere, auf die sie Antwort gab. Der Senat versammelte sich auf der Stelle, um zu berathen. Die Berathung war flüchtig und den Beschluß kannte Jedermann im Voraus: er lautete auf Verwandlung der Republik in ein erbliches Kaiserthum.

Alles brauchte indessen nicht in der Stille vorüberzugehen und es war vielmehr schicklich, daß man den großen Beschluß in einer Körperschaft, deren Berathung eine öffentliche war, discutirte. Der Senat discutirte nicht. Der gesetzgebende Körper hörte officielle Redner an und stimmte in der Stille ab. Das Tribunat bewahrte noch das Wort, obgleich es an Zahl geschwächt und in eine Section des Staatsraths verwandelt worden war. Man beschloß, sich desselben zu bedienen, um von der einzigen Rednerbühne, die noch die Möglichkeit eines Widerspruchs bewahrte, einige anscheinend freie Worte vernehmen zu lassen. Den Vorsitz im Tribunat führte damals Fabre de l'Aude, ein der Familie Bonaparte ergebener Mann. Man wählte gemeinschaftlich mit ihm zum Ergreifen der Initiative einen Tribun, der früher ein aufrichtiger Republikaner gewesen war. Der Tribun Curée, ein Landsmann und persönlicher Freund von Cambacérès, wurde für diese Rolle bestimmt. Im Publicum glaubte man, daß dieser Mann, den man für ein Geschöpf des Zweiten Consuls hielt, von diesem vorgeschoben werde. Dem war nicht so. Curée war wider sein Wissen und vielmehr aus Opposition gegen ihn gewählt worden. Curée, früher ein eifriger Republikaner, aber wie viele Andere zu monarchischen Ideen vollständig zurückgekehrt, entwarf einen Antrag, in dem er die Wiederherstellung der Erblichkeit

zu Gunsten der Familie Bonaparte vorschlug. Fabre de l'Aude überbrachte diesen Antrag nach St. Cloud, um ihn dem Ersten Consul zur Billigung vorzulegen. Dieser war damit wenig zufrieden und fand die Sprache des Republikaners abgenutzt, ungeschickt und zu wenig erhaben. Es war indessen nicht rathsam, ein anderes Mitglied des Tribunats zu wählen. Er ließ den Antrag umarbeiten und schickte ihn unmittelbar an Fabre de l'Aude zurück. Der Text hatte in St. Cloud eine eigenthümliche Veränderung erlitten. Statt der Worte: Erblichkeit in der Familie Bonaparte war gesagt: Erblichkeit unter den Nachkommen von Napoleon Bonaparte. Fabre de l'Aude war ein naher Freund von Joseph und einer seiner vertrauten Gesellschafter. Augenscheinlich wollte der Erste Consul gegen seine Brüder, mit denen er unzufrieden war, keine verfassungsmäßige Verpflichtung übernehmen. Die Freunde Josephs bemühten sich bei Fabre de l'Aude, und man schickte den Entwurf nach St. Cloud zurück, um statt der Worte „Nachkommen von Napoleon Bonaparte" den Ausdruck „die Familie Bonaparte" herzustellen. Der Entwurf kam mit dem Worte „Nachkommen" zurück, das ohne irgend eine Erklärung beibehalten blieb.

Fabre beschloß, diesen Umstand zu verschweigen und Curée den Text des Antrages so zu geben, wie er aus den Händen des Ersten Consuls hervorgegangen war, jedoch mit Beibehaltung der Version, welcher die Anhänger Josephs den Vorzug gaben. Er glaubte, wenn der Antrag einmal übergeben und im Moniteur abgedruckt sei, werde man keine Veränderung mehr vorzunehmen wagen. Eine peinliche Erörterung mit dem Ersten Consul wollte er geduldig ertragen. Es war dies ein Beweis, daß die Partei der Brüder Bonaparte's stark genug verbunden war, um im Interesse derselben sogar dem Mißvergnügen des Oberhauptes zu trotzen. Man meldete alle diese Schritte Tag für Tag an Joseph, der sich bereits in das Lager von Boulogne begeben hatte.

Sonnabends am 8. Florial (28. April 1804) wurde der Antrag Curée's im Tribunat niederlegt und die Berathung auf den Montag vertagt. Eine Menge von Rednern drängte sich zur Rednerbühne, um den Antrag zu unterstützen und sich durch eine Abhandlung über die Vorzüge der Monarchie so sehr als möglich hervorzuthun. Der Kern ihrer übrigens wahren Worte war folgender:

Die Revolution von 1789 hatte die Abschaffung des Lehnswesens gewollt, die Reform unseres geselligen Zustandes, die Unterdrückung der Mißbräuche, die sich unter einer Willkürherrschaft eingeschlichen hatten, und die Beschränkung der absoluten Macht des Königthums durch die Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung. Dies waren ihre wahren Wünsche. Alles, was diese Grenze überschritt, hatte das Ziel verfehlt und blos zu Unglück geführt. Frankreich hatte dies durch traurige Erfahrungen bestätigt gefunden. Man mußte diese Erfahrungen benutzen und das zurücknehmen, was zu viel geschehen war. Die Monarchie war mithin auf den neuen Grundlagen der verfassungsmäßigen Freiheit und der bürgerlichen Gleichheit zu errichten. Entschloß man sich zur Monarchie, so war blos ein Monarch möglich: Napoleon Bonaparte und neben ihm die Mitglieder seiner Familie.

Die eifrigsten Redner des Tribunats fügten zu ihren Lobreden auf Napoleon Ausfälle gegen die Bourbonen und die feierliche Erklärung, daß diese Fürsten in Frankreich für immer unmöglich seien, daß jeder Franzose ihrer Rückkehr mit Gut und Blut sich entgegenstemmen müsse. Man sollte glauben, daß das Dementi, das man sich in diesem Augenblicke selbst gab, indem man die Monarchie proclamirte, nachdem man der einen und untheilbaren Republik so viele Eide geschworen hatte, diesen Rednern hätte zur Lehre dienen sollen, etwas weniger zuversichtlich von der Zukunft zu sprechen. Es giebt aber gar keine Lehre, die den gewöhnlichen Haufen verhindern könnte, sich der jedesmaligen Strömung zu überlassen: Alle schwimmen damit fort, vorzüglich wenn sie in ihrem Laufe Ehre und Reichthum zu finden hoffen.

Unter der Zahl dieser Eifrigen befanden sich vorzüglich Leute, die sich früher durch ihren republikanischen Geist ausgezeichnet hatten, oder solche, die sich später durch ihren Eifer für die Bourbonen bemerklich machten. Ein einziger Mann zeigte in diesem Gewirr gemeiner Schmeichelei eine wahre Würde. Das war der Tribun Carnot. Allerdings täuschte er sich mit seinen allgemeinen Theorien, denn nach den Erfahrungen der zehn letzten Jahre ließ sich schwerlich mehr annehmen, daß in einem Lande wie Frankreich die Republik vor der Monarchie den Vorzug verdiene, aber doch war dieser Apostel des Irrthums in seiner Haltung würdiger, als die Apostel der Wahrheit, da er sich vor

ihnen durch eine muthige und unselbstsüchtige Ueberzeugung auszeichnete. Was seinen Muth noch ehrenhafter machte, war, daß er sich nicht etwa als Demagog, sondern im Gegentheil als besonnener, gemäßigter Bürger, als Freund der Ordnung aussprach. Er erklärte, daß er dem Souverän, den das Gesetz Frankreich geben würde, bereitwillig sich unterwerfe; da dieses Gesetz jedoch noch nicht erlassen sei und gegenwärtig berathen werde, wolle er seine Meinung sagen.

Er sprach zuerst in den edelsten Ausdrücken über den Ersten Consul und dessen Dienste für die Republik. Wenn man ein erbliches Staatsoberhaupt bedürfe, sagte er, um in Frankreich die Ordnung und den vernünftigen Gebrauch der Freiheit zu sichern, so sei es unsinnig, einen Andern zu wählen als Napoleon Bonaparte. Niemand habe gegen die Feinde des Landes furchtbarere Schläge geführt, Niemand gleich viel für bürgerliche Organisation gethan. Hätte er der Nation auch blos den Code civil gegeben, so verdiene sein Name schon deshalb allein auf die Nachwelt überzugehen. Müsse man den Thron wiederherstellen, so sei es nicht zweifelhaft, daß ihm die Krone gebühre und nicht jenem blinden und rachsüchtigen Geschlechte, das auf den französischen Boden nur deshalb zurückkehren werde, um das Blut der besten Bürger zu vergießen und den beschränktesten Vorurtheilen wieder zur Herrschaft zu verhelfen. Ob man denn aber, wenn Napoleon Bonaparte so viele Dienste geleistet habe, ihn blos dadurch belohnen könne, daß man ihm die Freiheit Frankreichs opfere?

Ohne sich in endlose Betrachtungen über die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Regierungsformen zu vertiefen, suchte Carnot zu beweisen, daß Rom zu den Zeiten des Kaiserreichs ebenso unruhig gewesen sei, wie unter der Republik, und daß man aus jener früheren Epoche nichts vermißt habe, als männliche Tugenden und Heldenmuth; die zehn Jahrhunderte der französischen Monarchie seien nicht minder stürmisch gewesen, als gleiche Zeiträume in allen bekannten Republiken; unter der Monarchie hingen sich die Völker an Familien, betheiligten sich bei dem Haß, der Eifersüchtelei, den Leidenschaften derselben und empörten sich aus diesen Ursachen so gut, wie aus andern; wenn die französische Republik blutige Tage gehabt habe, so seien dies Unruhen, die man von ihrem Ursprunge nicht habe trennen können; diese Erscheinung bezeichne höchstens das Bedürfniß einer zeitlichen Dictatur, wie Rom sie gekannt habe; diese Dicta-

tur habe man Napoleon Bonaparte übertragen, Niemand bestreite sie ihm und es hänge blos von ihm ab, den edelsten, glorreichsten Gebrauch davon zu machen, indem er sie so lange behalte, als nöthig sei, um Frankreich für die Freiheit vorzubereiten; wolle er sie in eine erbliche und fortwährende Macht verwandeln, so entsage er einem einzigen und unsterblichen Ruhme; der neue Freistaat, der seit zwanzig Jahren auf dem andern Ufer des atlantischen Meeres bestehe, sei ein Beweis, daß man auch unter republikanischen Institutionen Glück und Ruhe finden könne; was ihn betreffe, so bedaure er, daß der Erste Consul seine Macht nicht dazu verwenden wolle, seinem Lande ein gleiches Glück zu verschaffen. Indem er das häufig gebrauchte Argument prüfte, daß man durch Annäherung an die in Europa gebräuchlichen Regierungsformen mehr Aussicht auf einen bleibenden Frieden bekomme, fragte er, ob denn die Anerkennung des neuen Kaisers so leicht sei, wie man sich denke; ob man in dem Falle, daß sie verneint werde, zu den Waffen greifen wolle; ob Frankreich die Eifersucht Europa's als Kaiserreich etwa weniger reize, wie als Republik?

Indem Carnot einen letzten Blick rückwärts warf und der Vergangenheit in edlen Worten ein Lebewohl sagte, rief er aus:

„Sollte die Freiheit dem Menschen blos gezeigt werden, ohne daß er sie je genießen könnte? Würde sie seinen Wünschen unaufhörlich dargeboten wie eine Frucht, die man nicht berühren darf, ohne dem Tode zu verfallen? Nein, ich kann mich nicht überwinden, dieses Gut, das vor allen andern so weit den Vorzug verdient, ohne das alle andern nichts sind, als eine bloße Illusion zu betrachten. Mein Herz sagt mir, daß die Freiheit möglich, daß ihre Herrschaft leicht ist und mehr Dauer verspricht, als irgend eine willkürliche oder oligarchische Regierung beanspruchen kann.“

Er schloß mit folgenden Worten eines guten Bürgers: „Stets bereit, meine theuersten Neigungen den Interessen des Vaterlandes zu opfern, begnüge ich mich damit, daß ich heute noch ein Mal die Laute eines freien Herzens vernehmen ließ, und meine Achtung gegen das Gesetz wird um so unzweifelhafter sein, als sie die Frucht eines langen Unglückes ist; als ich weiß, daß wir uns fest vereinigen müssen gegen einen gemeinschaftlichen Feind, der stets Zwietracht säet, dem alle Mittel gut sind, wenn er nur zu seinem Zwecke ge-

langen, d. h. allgemeine Unterdrückung ausüben und die Meere beherrschen kann."

Der Tribun Carnot verschmolz augenscheinlich die Freiheit mit der Republik, und es ist der Irrthum aller Derer, welche gleich ihm denken. Die Republik ist nicht nothwendig die Freiheit, wie die Monarchie nicht nothwendig die Ordnung ist. In einer Republik findet zuweilen Unterdrückung, in einer Monarchie Unordnung statt. Ohne gute Gesetze findet man die eine wie die andere unter allen Regierungsformen. Worum es sich handelt, war das, ob, gute Gesetze vorausgesetzt, die Monarchie die mögliche Summe von Freiheit nicht in einem höhern Grade gäbe, wie jede andere Regierungsform, und dazu die Thatkraft, welche großen militairischen Staaten nothwendig ist, hauptsächlich aber, ob die Gewohnheiten von zwölf Jahrhunderten sie einem Lande, wie das unsrige, nicht unvermeidlich, d. h. wünschenswerth machen. Wenn dem so war, so war es jedenfalls besser, sie einzuführen und weise zu organisiren, als sich in einer falschen Stellung abzumühen, die weder den alten Sitten Frankreichs angemessen war, noch dem damals herrschenden Bedürfniß nach einem beruhigenden und stabilen Zustande. Der erlauchte Tribun hatte unserer Ansicht nach nur in einem Punkte Recht: vielleicht bedurfte Napoleon nur einer zeitlichen Dictatur, um später zur Republik zu gelangen, wie Carnot meinte, oder zur constitutionellen Monarchie, wie unsere Ansicht ist. Napoleon war von der Vorsehung bewunderungswürdig gewählt, um Frankreich auf eine neue Regierungsweise vorzubereiten und es Denen, die nach ihm zur Herrschaft berufen waren, vergrößert und wiedergeboren zu überliefern.

Der Tribun Carion de Nisas übernahm es, Carnot zu antworten, und führte dies zur großen Zufriedenheit der neuen Monarchisten aus, aber mit einer Mittelmäßigkeit der Sprache, die der Mittelmäßigkeit der Ideen entsprach. Das Ganze war nichts, als eine Discussion zum Schein. Die Ermüdung und das Bewußtsein der Nutzlosigkeit machten der Berathung bald ein Ende. Man bildete einen Ausschuß von 13 Mitgliedern, um den Antrag des Tribuns Curée zu prüfen und in einen definitiven Beschluß zu verwandeln.*)

*) Das Schmachvollste bei diesen an Gunstbuhlerei reichen Debatten — die Worte des hochherrlichen Carnot ausgenommen — ist die schamlose An-

In der Sitzung vom 13. Floréal (3. Mai), d. h. am Donnerstage, stattete Jard-Panvillier im Namen des Ausschusses Bericht ab und schlug dem Tribunat vor, einen Wunsch auszusprechen, der nach den damaligen constitutionellen Regeln an den Senat gerichtet und dieser Körperschaft durch eine Deputation überbracht werden mußte.

Dieser Wunsch war folgender:

Zuerst, daß Napoleon Bonaparte, gegenwärtig Consul auf Lebenszeit, zum Kaiser ernannt und in dieser Eigenschaft mit der Regierung der französischen Republik beauftragt werde.

Zweitens, daß der Kaisertitel und die kaiserliche Macht in seiner Familie im Mannsstamme nach dem Erstgeburtsrecht vererbe.

Drittens endlich, daß bei den nöthigen Modificationen in der Organisation der bestehenden Behörden, welche die Einführung der erblichen Gewalt nöthig mache, die Gleichheit, die Freiheit, die Rechte des Volkes ungeschmälert aufrecht erhalten werden möchten.

Dieser Wunsch wurde mit einer unermeßlichen Mehrheit angenommen und am folgenden Tage (4. Mai 1804) in den Senat geschickt. Es war François de Neufchateau, der in dieser Sitzung in seiner Eigenschaft als Vicepräsident den Sessel einnahm. Nachdem er die Deputation angehört und ihr die Vollziehung ihres Auftrags bescheinigt hatte, sagte er dem Tribun: „Ich darf den Schleier nicht zerreißen, der für den Augenblick die Arbeiten des Senats bedeckt. Ich kann Ihnen indessen sagen, daß wir seit dem 6. Germinal die Aufmerksamkeit des Ersten Staatsbeamten auf denselben Gegenstand gelenkt haben, der Sie beschäftigt. Erkennen Sie Ihren Vortheil; was wir seit zwei Monaten in der Stille überlegen, das dürfen Sie in Gegenwart des Volks in Berathung bringen. Die glückliche Entwickelung, die Sie einer großen Idee gegeben haben, verschafft dem Senat die Freude, seine Ideen bestätigt zu sehen und sein Werk leben zu dürfen."

„In Ihren öffentlichen Reden haben wir die Grundzüge aller unserer Gedanken wiedergefunden; gleich Ihnen, Bürger Tribunen, verwerfen wir die Bourbonen, weil wir die Gegenrevolution nicht

---

wendung von prunkvollen Redensarten aus den Zeiten der Republik, der Anführung der „jetzt erst festgestellten Freiheit und Gleichheit," u. s. w. Wollte man damit das erschlaffte Volk täuschen, oder gab es noch einen Rest von Schaam in den Herzen der ehemaligen Republikaner? Anm. des Uebers.

wollen, jenes einzige Geschenk, das uns werden könnte von diesen unglücklichen Flüchtlingen, die den Despotismus, den Adel, das Lehnswesen, die Knechtschaft und die Unwissenheit mit sich fortgeführt haben."

Gleich Ihnen, Bürger Tribunen, wollen wir eine neue Dynastie erhöhen, weil wir dem französischen Volke alle die Rechte zu sichern wünschen, die es sich zurückerobert hat. Gleich Ihnen wollen wir, daß die Freiheit, die Gleichheit, die Aufklärung keine Rückschritte mehr machen können. Ich rede nicht von dem großen Manne, der durch seinen Ruhm berufen ist, seinem Jahrhundert seinen Namen zu geben. Nicht sein, unser Interesse ist es, um das es sich hier handelt. Was Sie mit Enthusiasmus vorschlagen, das erwägt der Senat mit Ruhe."

Man sieht aus diesen Worten des Vicepräsidenten, daß der Senat an Ergebenheit gegen den neuen Herrn sich dieses Mal nicht übertreffen oder zuvorkommen lassen wollte. Die geheimen Leiter der Veränderung hatten den Einfluß vorhergesehen, den die Berathung im Tribunat auf den Senat üben mußte. Sie hatten sich desselben bedient, um seinen Entschluß zu beschleunigen, indem sie sagten, dieser Entschluß müsse an demselben Tage gefaßt werden, an dem der Wunsch des Tribunats zur Mittheilung komme, damit beide Versammlungen sich zu begegnen schienen, und die bedeutendste von beiden der andern nicht nachfolge. Man hatte deshalb so viel als möglich sich beeilt. Es war beschlossen worden, eine Denkschrift an den Ersten Consul zu richten, in der der Senat seine Gedanken aussprechen und die Grundlage eines neuen Senatsbeschlusses vorschlagen sollte. Diese Denkschrift lag schon bereit, als die Deputation des Tribunats eingeführt wurde. Die Redaction derselben wurde gebilligt und die Ueberreichung an den Ersten Consul sofort beschlossen. Man wollte diese Ueberreichung noch an demselben Tage stattfinden lassen. Demnach begab sich eine Deputation, aus den Bureaux und den Mitgliedern des Ausschusses bestehend, zum Ersten Consul und übergab ihm die Botschaft des Senats nebst der Denkschrift, welche die Ansicht der neuen monarchischen Organisation von Frankreich enthielt.

Man mußte diesen Ansichten endlich die Form constitutioneller Artikel geben. Man ernannte eine Commission, bestehend aus den

drei Consuln, Ministern und mehrern Senatoren, um den neuen Senatsbeschluß zu entwerfen. Da man jetzt die Oeffentlichkeit nicht mehr zu scheuen brauchte, so veröffentlichte man am nächsten Tage im Moniteur alle Verhandlungen des Senats, die Mittheilungen desselben an den Ersten Consul, die Antworten des Letztern und alle Adressen, die seit einiger Zeit auf Wiederherstellung der Monarchie antrugen.

Die ernannte Commission ging sofort an die Arbeit. Sie vereinigte sich in St. Cloud in Gegenwart des Ersten Consuls und seiner beiden Amtsgenossen. Sie prüfte und entschied alle Fragen, die in Folge der Einführung der erblichen Macht entstanden. Zuvörderst handelte es sich um den Titel des neuen Monarchen. Derselbe Grund, der in dem alten Rom die Cäsaren vermochte, den Königstitel nicht wieder zu erwecken und vielmehr die kriegerische Bezeichnung eines Imperator anzunehmen, derselbe Grund bestimmte die Urheber der neuen Verfassung, den Kaisertitel vorzuziehen. Er war nicht allein neuer, sondern auch größer und vermied in einem gewissen Grade die Erinnerungen an eine Vergangenheit, die man wohl theilweise, aber nicht ganz wiederherstellen wollte. Ueberdies lag in dieser Bezeichnung etwas Unbegrenztes, was dem Ehrgeize Napoleons zusagte. Seine zahlreichen Feinde in Europa, die ihm täglich Entwürfe unterschoben, die er nicht oder wenigstens noch nicht hatte, und in einer Menge von Blättern wiederholten, daß er das Kaiserreich des Westens wiederherstellen wolle, seine Feinde hatten Alle und auch ihn auf den Kaisertitel vorbereitet. Dieser Titel war in dem Munde von Jedermann, von Freund wie von Feind, ehe er noch angenommen wurde. Man wählte ihn ohne Widerrede und entschied demnach, daß der Erste Consul als Kaiser der Franzosen ausgerufen werden sollte.

Die Erblichkeit, der Zweck dieser neuen Revolution, wurde natürlich nach den Grundsätzen des salischen Gesetzes eingeführt, also im Mannesstamme nach dem Rechte der Erstgeburt. Da Napoleon keine Kinder hatte und auf Nachkommen nicht mehr rechnen zu können schien, so wollte man ihm das Recht der Adoption geben, so wie die römischen Gesetze es kannten, mit denselben Bedingungen und denselben Formen. Fehlte auch ein Adoptivsohn, so sollte die Krone in der Nebenlinie vererben, jedoch nicht auf alle Brüder des Ersten Consuls, sondern blos auf zwei, Joseph und Ludwig. Dies

waren die Einzigen, die sich eine wahre Achtung erworben hatten. Lucian hatte sich durch seine Lebensweise und seine neuerliche Verheirathung der Erbfolge verlustig gemacht. Hieronymus war kaum aus dem Jünglingsalter getreten und hatte eine Amerikanerin ohne Einwilligung seiner Verwandten geheirathet. Man erklärte deshalb blos Joseph und Ludwig für successionsfähig. Um mögliche Unannehmlichkeiten zu verhüten, die in einer zahlreichen und jüngst zum Throne gelangten Familie in Folge des unvorsichtigen Benehmens einzelner Mitglieder entstehen konnten, legte man dem Kaiser eine unumschränkte Macht über alle Personen seiner Verwandtschaft bei. Es wurde bestimmt, daß jeder französische Prinz, der ohne Einwilligung des Reichsoberhauptes eine Heirath eingehe, für sich und seine Kinder das Erbrecht verliere. Die Auflösung der auf diese Art eingegangenen Ehe verschaffte ihm seine verlornen Rechte zurück.

Die Brüder und Schwestern des Kaisers empfingen die Eigenschaft von Prinzen und Prinzessinnen mit allen an diesen Titel sich knüpfenden Ehren. Die Civilliste wurde nach den Grundsätzen von 1791 eingerichtet, sollte mithin für das ganze Königreich votirt werden und aus den königlichen Palästen, den Einkünften der Krondomainen und einem Jahreseinkommen von 25 Millionen bestehen. Die Dotation der französischen Prinzen wurde für jeden von ihnen auf eine Million jährlich bestimmt. Der Kaiser bekam das Recht, durch kaiserliche Decrete (Ordonnanzen, wie man zu sagen pflegt) die innere Verwaltung des Palastes zu ordnen und selbst die Art von Repräsentation zu bestimmen, die er für die angemessenste halte.

Da man so vollständig auf die monarchischen Ideen einging, so mußte man diesem neuen Throne als Zierde und Stütze eine Umgebung von großen Würdenträgern geben. Man mußte ferner an die Ehrgeizigen zweiter Classe denken, die sich Höherstehenden gern untergeordnet, sie auf den Gipfel der Größe vorgeschoben hatten und nun ihrerseits den Lohn ihrer heimlichen und öffentlichen Dienste erwarten durften. Die größte Aufmerksamkeit richtete sich auf die beiden Consuln Cambacérès und Lebrun, die ihrem Amtsgenossen freilich in jeder Beziehung fern gestanden, aber doch die höchste Macht mit ihm getheilt und durch ihre weisen Rathschläge unzweifelhafte Dienste geleistet hatten. Sie waren Beide Mitglieder der Senatorialcommission, die in St. Cloud die neue monarchische Ver-

fassung entwarf. Der Consul Cambacérès benahm sich kalt, verschlossen, und konnte sein Mißvergnügen vielleicht zum ersten Male in seinem Leben nicht verhehlen. Er war eben so zurückhaltend, als Fouché mittheilend war und trug ebensowohl seinen Aerger zur Schau als seine Verachtung gegen die Baumeister dieser neuen Monarchie. Dies führte zu mehr als einem Conflicte, den Napoleon mit seiner Autorität bald unterdrückte. Man fühlte allgemein das Bedürfniß, die beiden austretenden Consuln zu entschädigen, namentlich Cambacérès, der trotz einiger Lächerlichkeiten der größten Achtung genoß. Man hatte zuerst, um das römische Kaiserthum in jeder Beziehung nachzuahmen, die beiden Consuln zur Seite des Kaisers bestehen lassen wollen. Jedermann weiß, daß, nachdem die Consuln nach der Erhebung der Cäsaren auf den Kaiserthron beibehalten worden waren, eines der unsinnigen Mitglieder dieser Familie sein Pferd zum Consul ernannte, Andere ihren Sklaven oder ihren Verschnittenen diesen Titel gaben, und daß im byzantinischen Reiche, als es bereits seinem Falle sehr nahe war, noch zwei Consuln bestanden, die ein sehr gewöhnliches Geschäft hatten: das Ordnen des Kalenders. Diese nicht eben schmeichelhafte Erinnerung hatte wohlwollenden Freunden den Gedanken eingeflößt, die beiden Consuln in dem neuen französischen Kaiserreiche beizubehalten. Fouché wies diesen Vorschlag zurück, indem er sagte, man dürfe sich nicht darum kümmern, daß einige Leute bei der neuen Organisation etwas verlören, denn es komme vor allen Dingen darauf an, daß man von der verschrieenen republikanischen Form keine Spur übrig lasse. — „Diejenigen, welche bei der neuen Organisation etwas verlieren," antwortete Cambacérès, „können sich trösten, denn sie nehmen etwas mit sich, was nicht Alle besitzen, die aus Stellen ausscheiden: die öffentliche Achtung." — Diese Anspielung auf Fouché und dessen ersten Austritt aus dem Ministerium erregte das Lächeln des Ersten Consuls, der die Antwort billigte, aber dieser peinlichen Erörterung rasch ein Ende machte. Der zweite und dritte Consul wurden zu den Sitzungen der Commission nicht mehr berufen.

Talleyrand, der sinnreichste aller Erfinder, so oft es sich um Befriedigung des Ehrgeizes handelte, war auf den Gedanken gekommen, von dem deutschen Reiche einige seiner großen Würden zu erborgen. Von den sieben Kurfürsten dieses alten Reiches war der

Eine Marschall, der Andere Mundschenk, ein Dritter Kämmerer, ein Vierter Kanzler von Italien u. s. w. Bei dem noch unbestimmten Gedanken, das Kaiserreich des Occidents eines Tages vielleicht zu Gunsten Frankreichs herzustellen, verschaffte man sich alle Elemente dazu, wenn man den Kaiser mit großen Würdenträgern umgab, die man für den Augenblick theils unter den französischen Prinzen auswählte, theils aus den hervorragenden Persönlichkeiten der Republik, die man später selbst zu Königen erhöhen und aus ihnen ein Gefolge von Vasallen für den modernen Carolus magnus bilden konnte.

Talleyrand ersann in Gemeinschaft mit dem Ersten Consul sechs hohe Würden, die nicht etwa verschiedenen Dienstleistungen des kaiserlichen Haushalts, sondern einzelnen Attributen der Regierung entsprachen. Die Würde eines Großwahlherrn, der bei den Wahlen gewisse Ehrendienste leistete, stand im Einklange mit dieser Verfassung, die den Wahlmodus in verschiedener Beziehung beibehielt, die Mitglieder des Senats, des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats durch Wahl ernannte und diese Form der Ernennung sogar bei dem Kaiser zuließ, wenn die directe Nachkommenschaft erlosch. Man schlug daher als ersten Würdenträger einen Großwahlherrn vor. Als zweiter figurirte ein Erzkanzler des Reiches, dessen Rolle in Repräsentation und allgemeiner Ueberwachung des Richterstandes bestand; als dritter ein Erzkanzler des Staates, dem man dieselben Functionen in Beziehung auf die Diplomatie übertrug; als vierter ein Erzkämmerer; als fünfter ein Connetable; als sechster ein Großadmiral. Der Titel dieser Letztern bezeichnet hinlänglich, welcher Theil der Regierungsgewalt ihrer Würde entsprach.

Die Inhaber dieser hohen Stellen waren, wie bereits gesagt, keine Beamten, sondern Würdenträger, denn sie sollten unverantwortlich und unabsetzbar sein. Man übertrug ihnen reine Ehrenstellen und dazu eine allgemeine Aufsicht über den Theil der Regierung, auf den ihr Titel sich bezog. Der Großwürdenträger berief den gesetzgebenden Körper, den Senat, die Wahlcollegien, stellte die erwählten Mitglieder der Versammlung zur Beeidigung vor und nahm an allen Förmlichkeiten Antheil, die bei der Berufung oder der Auflösung der Wahlcollegien stattfanden. Der Erzkanzler des Reiches nahm den Eid der obrigkeitlichen Beamten ab, oder präsentirte sie zur Vereidigung beim Kaiser, sorgte für Bekanntmachung der Gesetze

und Senatsbeschlüsse, führte den Vorsitz im Staatsrathe und im hohen kaiserlichen Gerichtshofe (von diesem wird gleich die Rede sein), machte auf wünschenswerthe Reformen in den Gesetzen aufmerksam und führte endlich bei den Geburten, Vermählungen und Todesfällen in der kaiserlichen Familie das Protocoll. Der Erzkanzler des Staates empfing die Gesandten, führte sie beim Kaiser ein, unterzeichnete und veröffentlichte die Verträge. Der Erzkämmerer beaufsichtigte das große Buch der öffentlichen Schuld, gewährleistete die Ansprüche der Staatsgläubiger durch seine Unterschrift, prüfte die Rechnungen, ehe sie dem Kaiser vorgelegt wurden, und machte Anträge über die Führung der Finanzen. Der Connetable und der Großadmiral hatten in Beziehung auf die Verwaltung des Kriegswesens und der Marine eine vollkommen ähnliche Rolle. Napoleon hatte deswegen den Grundsatz aufgestellt, daß ein Großwürdenträger niemals Minister werden solle, damit das wirkliche Amt von der Ehrenstelle stets getrennt bleibe. Die Würden waren in jedem Theile der Regierung nach dem Königthume selbst modellirt, waren, gleich jenen, unthätig, unverantwortlich und blos mit einer allgemeinen Oberaufsicht beauftragt.

Die Inhaber dieser Würden konnten den abwesenden Kaiser im Senat, in den Räthen, in der Armee ersetzen. Sie bildeten mit dem Kaiser den großen Reichsrath. Im Falle des Aussterbens der natürlichen und legitimen Nachkommenschaft wählten sie den Kaiser; war ein minderjähriger Nachfolger da, so bildeten sie den Regentschaftsrath.

Die Idee dieser hohen Würden wurde von allen Urhebern der neuen Verfassung gebilligt. Jeder Großwürdenträger, der nicht zugleich kaiserlicher Prinz war, sollte eine Besoldung empfangen, die sich auf ein Drittheil der Dotation der Prinzen erhob, d. h. auf das Drittheil einer Million. Man konnte damit die beiden Brüder des Kaisers, seine abgesetzten Collegen und die hervorragenden Persönlichkeiten der Republik versorgen. Jedermann dachte, außer den beiden Brüdern Joseph und Ludwig, an die Consuln Cambacérès und Lebrun, an Eugen Beauharnais, den Adoptivsohn des Ersten Consuls, an Murat, seinen Schwager, an Berthier, seinen getreuen und nützlichen Waffengefährten, an Talleyrand, seinen Unterhändler mit Europa. Die Vertheilungen dieser hohen Gunstbezeugungen stellte man ihm ausschließlich anheim.

Es war natürlich, daß man auch in der Armee höhere Stellungen schuf und namentlich die Marschallswürde herstellte, die in der alten Monarchie existirte und in ganz Europa für das glänzendste Attribut militairischen Oberbefehls galt. Es sollten 16 Marschälle des Reichs ernannt werden, dazu 4 Ehrenmarschälle, gewählt aus den alten Generalen, die Senatoren geworden und vermöge dieser Eigenschaft des activen Dienstes enthoben waren. Man richtete die Stellen der Generalinspectoren der Artillerie und des Geniewesens, und der Generalobristen der Reiterei ebenfalls wieder ein. Zu diesen oberen Offizieren fügte man höhere Civilbeamte, z. B. Kammerherren, Ceremonienmeister rc. und bildete aus den Einen wie aus den Andern eine zweite Classe von Würdenträgern, die Großoffiziere des Reiches hießen und ebenfalls unabsetzbar waren. Um sie im Leben wurzeln zu lassen, übergab man ihnen den Vorsitz in den Wahlcollegien. Der Vorsitz in jedem Wahlcollegium wurde einem der Großwürdenträger oder einem der Großoffiziere für immer überwiesen. So präsidirte der Großwähler im Wahlcollegium von Brüssel, der Erzkanzler des Reiches in Bordeaux, der Erzkanzler des Staates in Nantes, der Erzkämmerer in Lyon, der Connetable in Turin, der Großadmiral in Marseille. Die bürgerlichen und Großoffiziere präsidirten in Wahlcollegien von geringerer Wichtigkeit. Der menschliche Scharfsinn konnte nicht Besseres erfinden, um mit einer Demokratie eine Aristokratie nachzuahmen, denn diese um die Stufen des Thrones gestellte Hierarchie von 6 Großwürdenträgern und 40 bis 50 Großoffizieren war zugleich aristokratisch und demokratisch; aristokratisch vermöge ihrer Stellen, ihrer Ehren, ihrer Einkünfte, demokratisch vermöge ihres Ursprungs, denn sie bestand aus Advocaten, aus glücklichen Soldaten, von denen einige früher Bauern, jetzt Marschälle waren, und sollte stets jedem Emporkömmlinge von Genie oder selbst von Talent geöffnet bleiben. Diese Schöpfungen sind zugleich mit ihrem Urheber und mit dem großen Kaiserreiche, das ihnen zur Grundlage diente, verschwunden, aber es ist möglich, daß sie dauernd geworden wären, wenn die Zeit ihnen ihre Weihe und eine Ehrfurcht erweckende Alterthümlichkeit verliehen hätte.

Indem man den Thron aufrichtete und seine Stufen mit diesem socialen Pomp ausschmückte, konnte man nicht umhin, den Bürgern

einige Garantien zu gewähren und sie durch ein wenig reelle Freiheit für die ostensible Freiheit zu entschädigen, deren man sie durch Abschaffung der Republik beraubte. Man hatte seit einiger Zeit oft wiederholt, daß eine wohlgeordnete Monarchie der Regierung mehr Stärke und den Bürgern mehr Freiheit gewähre. Man mußte einen Theil dieser Versprechungen halten, wenn dies anders bei einer derselben möglich war zu einer Zeit, da Jedermann eine energische Regierung verlangte und selbst eine Freiheit, die gesetzlich am stärksten garantirt gewesen wäre, durch Nichtgebrauch würde haben untergehen lassen. Man dachte daher daran, dem Senat und dem gesetzgebenden Körper einige Vorrechte zu geben, die sie nicht besaßen und die für die Bürger nützliche Garantien werden konnten.

Der Senat, bestehend aus den 80 von ihm selbst erwählten Mitgliedern, ferner aus den Bürgern, die der Kaiser dieser hohen Stellung würdig hielt, endlich aus den 6 Großwürdenträgern und allen französischen Prinzen über 18 Jahre, blieb die erste Körperschaft des Staates. Er bildete die andern vermöge seines Wahlrechts, das er behielt, konnte jedes Gesetz oder Decret wegen Verfassungswidrigkeit cassiren und die Verfassung selbst mittels eines organischen Senatsbeschlusses reformiren. Er war nach den vielen Umschmelzungen, die er seit vier Jahren erlitten hatte, noch ebenso mächtig geblieben, als Sieyès ihn hatte machen wollen. Die Commission von St. Cloud beschloß, ihm zwei neue Rechte von der höchsten Wichtigkeit zu geben. Sie vertraute ihm die Bewachung der individuellen Freiheit und der Freiheit der Presse. Nach Artikel 46 der ersten Consularverfassung mußte die Regierung jeden Gefangenen binnen zehn Tagen vor seine natürlichen Richter stellen. Durch die zweite Consularverfassung erhielt der Senat in dem Falle eines Complotts gegen die Sicherheit des Staats das Recht, zu bestimmen, ob und um wie lange die Regierung diese zehntägige Frist überschreiten könne. Man wollte diese der Regierung gegen die Freiheit der Bürger bewilligte willkürliche Macht auf eine beruhigende Weise ordnen. Man schuf eine Senatorialcommission, die aus 7 Mitgliedern bestand, durch Abstimmung ernannt und durch den Austritt eines ihrer Mitglieder alle vier Monate theilweise erneuert wurde. Sie sollte die Bitten und Reclamationen der Gefangenen oder deren Familien annehmen und erklären, ob die Haft gerecht und vom

Staatswohl geboten sei. Fiel ihre Entscheidung entgegengesetzt aus und beachtete der betreffende Minister eine erste, zweite und dritte Aufforderung nicht, so konnte die Commission ihn wegen Verletzung der persönlichen Freiheit vor den hohen kaiserlichen Gerichtshof stellen.

Eine ähnliche, auf dieselbe Weise gebildete Commission war damit beauftragt, die Freiheit der Presse zu beschützen. Dies war das erste Mal, daß diese Freiheit in den verschiedenen Consularverfassungen genannt wurde, so wenig kümmerte man sich um sie nach den Saturnalien der Presse während des Directoriums. Die periodische Presse ließ man unter der Aufsicht der Polizei. Für sie interessirte man sich damals nicht. Man beschäftigte sich blos mit den Büchern, die man allein der den Journalen verweigerten Freiheit würdig hielt. Man wollte sie nicht der Willkür der Polizei überlassen, wie vor 1789. Jeder Buchdrucker oder Buchhändler, der bei einer Veröffentlichung durch die Behörde gehemmt wurde, hatte das Recht, sich an die zu diesem Behuf niedergesetzte Senatorialcommission zu wenden. Mißbilligte diese, nachdem sie von dem verbotenen oder verstümmelten Buche Kenntniß genommen hatte, die Strenge der öffentlichen Behörde, so erließ sie eine erste, zweite Aufforderung an den Minister und stellte ihr, wenn er der letzten nicht gehorchte, vor den hohen kaiserlichen Gerichtshof.

So bekam der Senat, außer den bereits aufgezählten Rechten, das Amt, die persönliche Freiheit und die Freiheit der Presse zu beschützen. Diese beiden Garantien waren nicht ohne Werth. Ohne Zweifel gab es unter einem Despotismus, dem Alle sich unterworfen hatten, für den Augenblick keinen Schutz, aber unter den Nachfolgern des damaligen Gewaltherrschers, wenn es solche gab, mußten solche Garantien bald eine wirkliche Macht erlangen.

Für die Organisation des gesetzgebenden Körpers that man in demselben Sinne etwas. Wir haben bereits häufig gesagt, daß das Tribunat die Gesetzentwürfe allein discutirte und darauf drei Redner abschickte, um seine Meinung gegen drei Staatsräthe vor dem stummen gesetzgebenden Körper zu vertheidigen. Dieses Stummsein, das nach Sieyès in der Geschwätzigkeit des Tribunats ein Gegengewicht finden sollte, war in den Augen einer zum Spott geneigten Nation bald lächerlich geworden, denn so sehr die Franzosen das Wort und die Ausschweifungen desselben fürchteten, so lachten sie nichtsdesto-

weniger über das gezwungene Stillschweigen ihrer Gesetzgeber. Das Stummsein des gesetzgebenden Körpers war auffallender geworden, seit das Tribunat, jeder Kraft beraubt, ebenfalls schwieg. Es wurde bestimmt, daß der gesetzgebende Körper, nachdem er die Staatsräthe und die Mitglieder des Tribunats gehört habe, sich zurückziehen solle, um die vorgelegten Entwürfe im geheimen Ausschuß zu berathen, daß jedes Mitglied dabei reden könne, daß die Gesammtheit sodann zur öffentlichen Sitzung zurückkehren und in gewöhnlicher Weise abstimmen werde.

Dem gesetzgebenden Körper wurde mithin im geheimen Ausschusse die Sprache wiedergegeben.

Das Tribunat, das nach der Einführung des lebenslänglichen Consulats eine Art von Staatsrath geworden war, seit dieser Zeit noch aus 50 Mitgliedern bestand und die Gewohnheit angenommen hatte, die Gesetzentwürfe blos in Privatconferenzen mit den Staatsräthen, welche dieselben abgefaßt hatten, zu prüfen, bekam in der neuen Ordnung eine dieser Gewohnheit angemessene Organisation. Es wurde in drei Sectionen eingetheilt, die erste für die Gesetzgebung, die zweite für das Innere, die dritte für die Finanzen. Es durfte die Gesetze blos in einer Section berathen, niemals in allgemeiner Versammlung. Drei Redner sollten die Meinung der Section vor dem gesetzgebenden Körper vertheidigen. Auf diese Weise wurde die neue Form, die sich durch den Gebrauch eingeschlichen hatte, zu einer verfassungmäßigen Bestimmung erhoben.

Die Vollmacht seiner Mitglieder wurde von fünf auf zehn Jahre verlängert, was für die Individuen vortheilhaft, für die Körperschaft selbst nachtheilig war und die Lebendigkeit derselben verminderte.

Zu diesem Allen kam eine Einrichtung, die zur Sicherheit der Regierung wie der Bürger noch fehlte, nämlich ein hoher Gerichtshof, der in England und gegenwärtig auch in Frankreich aus der Pairskammer besteht. Man empfand den Mangel eines solchen bei der Verschwörung von Georges und bei der unglücklichen Hinrichtung von Vincennes. Man mußte ihn noch mehr empfinden unter einer Dictatorialregierung, deren Agenten blos dem Namen nach verantwortlich waren, da sie bei keiner der Staatskörperschaften angeklagt werden konnten. Das Mittel, das man jetzt besitzt, Interpellation vor einer der beiden Kammern, hatte man damals nicht.

Es war mithin wichtig, der Regierung gegen die Urheber von Complotten, den Bürgern gegen die Agenten der öffentlichen Gewalt eine Garantie zu verschaffen.

Wie allen neuen monarchischen Einrichtungen, so suchte man auch diesem hohen Gerichtshofe den Anschein zu geben, als vermehre er ebenso die Freiheit der Bürger, wie die Macht der Regierung. Man verlegte seinen Sitz daher in den Senat, ohne ihn aus diesem allein zusammenzusetzen. Die Mitglieder waren 60 Senatoren von hundert und zwanzigen, die Präsidenten des Staatsraths, 14 Staatsräthe, 20 Mitglieder des Cassationshofes, die Großoffiziere des Reichs, die 6 Großwürdenträger und die Prinzen, welche eine berathende Stimme bekommen hatten. Der Erzkanzler führte den Vorsitz. Zu seiner Competenz gehörten alle Complotte gegen die Sicherheit des Staates und die Person des Kaisers, die Willkürhandlungen der Minister und deren Agenten, die Verbrechen der verletzten Amtspflicht und der Erpressung, die Fehler der Generale zu Lande und zur See in Ausübung ihres Befehls, die Vergehen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, der Großwürdenträger, der Großoffiziere, der Senatoren, der Staatsräthe u. s. w. Diese Behörde war mithin nicht blos ein Criminalsenat zu Unterdrückung von Staatsverbrechen, sondern auch ein Staatsgerichtshof für die Minister und die Agenten der öffentlichen Autorität, ein Marschallstribunal für die Oberoffiziere, ein Pairsgerichtshof für die bedeutenden Persönlichkeiten des Staats. Ein dauernd angestellter Generalprocurator hatte den Auftrag, von Amtswegen einzuschreiten, wenn die eigentlichen Kläger nicht selbst die Initiative ergriffen.

Die einzige im Fach der Justizverwaltung vorgenommene Aenderung bestand darin, daß man die Collegien höheren Ranges nicht mehr Gerichte, sondern Höfe nannte. Das Cassationsgericht empfing den Namen Cassationshof, die Appellationsgerichte hießen fortan kaiserliche Höfe.

Man wollte die Volkssouveränetät noch ein Mal anerkennen und Register auslegen, in denen die Bürger über die Erblichkeit der Kaiserwürde in der Nachkommenschaft Napoleons und seiner beiden Brüder Joseph und Ludwig abstimmen sollten.

Der Kaiser sollte binnen zwei Jahren die Verfassungen des Reichs feierlich beschwören, in Gegenwart der Großwürdenträger,

der Großoffiziere, der Minister, des Staatsraths, des Senats, des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats, des Cassationshofes, der Erzbischöfe, der Bischöfe, der Präsidenten der Gerichtshöfe, der Präsidenten der Wahlcollegien und der Maires der 36 größten Städte von Frankreich. Dieser Eid sollte dem französischen Volke auf das Evangelium geschworen werden. Er war in folgenden Ausdrücken abgefaßt: „Ich schwöre, die Unverletzlichkeit des Gebiets der Republik zu erhalten, die Gesetze über das Concordat und die Freiheit des Cultus zu schützen, die Gleichheit der Rechte, die politische und bürgerliche Freiheit, die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter zu achten und zu vertheidigen; keine Auflage zu erheben und keine Steuer einzuführen, als in Gemäßheit eines Gesetzes; das Institut der Ehrenlegion aufrecht zu erhalten; den Nutzen, das Glück, den Ruhm des französischen Volkes zur einzigen Richtschnur meiner Regierung zu nehmen."

Man nahm diese Bedingungen der neuen Monarchie in einen Entwurf zu dem Senatsbeschlusse auf, der einfach, bestimmt und klar abgefaßt war, wie dies von allen Gesetzen jener Zeit galt.

Dies war die dritte und letzte Umwandlung, welche die berühmte Verfassung von Sieyès erlitt. Wir haben anderswo gesagt, was dieser Gesetzgeber der französischen Revolution bezweckt hatte. Die aristokratische Regierungsform ist der Hafen, in den alle Republiken einlaufen, die nicht dem Despotismus verfallen. Ohne es vielleicht zu ahnen, hatte Sieyès dieselben Häfen der französischen Republik öffnen wollen, die nach zehn Jahren derselbe Widerwille gegen Unruhe überkam, den die Republiken des Alterthums und des Mittelalters erst nach Jahrhunderten empfanden. Er hatte seine Aristokratie aus den erfahrenen und hervorragenden Männern der Revolution gebildet. Er hatte zu diesem Zwecke einen unthätigen Senat erfunden, der nichtsdestoweniger einen unermeßlichen Einfluß ausübte, seine eigenen Mitglieder und diejenigen aller Staatskörperschaften aus selten erneuerten Notabilitätslisten erwählte, die Chefs der Regierung ernannte, sie zurückrief, nach Willkür den Ostracismus gegen sie übte, an der Abfassung der Gesetze keinen Theil nahm, aber sie wegen Verfassungswidrigkeit cassiren konnte, also mit einem Worte die Macht nicht ausübte, aber sie verlieh und stets die Befugniß hatte, sie aufzuhalten. Er hatte dazu einen gesetzgebenden Körper gefügt, der ebenfalls unthätig war und die Gesetze, die der Staats-

rath entwarf und das Tribunat berieth, stillschweigend annahm oder verwarf; endlich einen Repräsentanten der ausübenden Gewalt, der Großwahlherr hieß, gleich einem Dogen seine durch Wahl überkommene Macht nur auf Zeit ausübte, gleich einem König von England keine Thaten verrichtete, von dem Senat ernannt wurde und seinerseits die Minister wählte, die allein thätig und verantwortlich waren. Auf diese Weise hatte Sieyès den Einfluß und die Thätigkeit stets getrennt: den Einfluß, welcher die Macht einsetzt, beaufsichtigt und beschränkt, die Thätigkeit, welche sie empfängt und ausübt; den Einfluß hatte er einer müßigen und hochgestellten Aristokratie überwiesen, die Thätigkeit wählbaren und verantwortlichen Agenten. Auf diese Weise war er zu einer Art von aristokratischer Monarchie gelangt, der nur die Erblichkeit fehlte, die mehr an Venedig als an Großbritannien erinnerte und besser für ein ermüdetes, als für ein freies Land sich eignete.

Zum Unglück für das Werk von Sieyès stand neben dieser Aristokratie ohne Wurzeln, die von abgenutzten und unbeliebten Revolutionärs gebildet wurde, ein Mann von Genie, den Frankreich und Europa ihren Heiland nannten. Diese Aristokratie hatte wenig Aussicht, sich gleich der von Venedig gegen die Usurpation vertheidigen zu können, und der Kampf mußte in dieser Zeit rascher Revolutionen sogar bald beendet werden. Zuerst hatte der General Bonaparte, ehe er diese Verfassung annahm, sich einen Platz darin gesichert, indem er sich nicht zum Großwahlherrn, sondern zum Ersten Consul machte. Kaum begann er zu regieren, so hemmte ihn der unzeitige Widerstand des Tribunats in seinen besten Entwürfen, worauf er ihn unter lautem Beifall des der Revolutionen überdrüssigen Volkes zerbrach und sich vom Senat das lebenslängliche Consulat ertheilen ließ. Bei dieser Gelegenheit fügte er zu den Rechten des Senats die constituirende Gewalt, da er kein Bedenken trug, eine Körperschaft, die er beherrschte, allmächtig zu machen. Zugleich vernichtete er die Macht des Tribunats, indem er dasselbe auf 50 Mitglieder herabsetzte und in Sectionen theilte, welche die vorgeschlagenen Gesetze mit den Staatsräthen in vertraulicher Sitzung beriethen. Dies war die zweite Umschmelzung der Verfassung von Sieyès, diejenige, welche im Jahre 1802 zur Zeit des lebenslänglichen Consulats stattfand. So hatte eine kräftige Hand diese aristokratische Re-

publik in zwei Jahren in eine Art von aristokratischer Monarchie verwandelt, der blos noch die Erblichkeit fehlte. Auch hatten im Jahre 1802 Viele gefragt, weshalb man nicht auf der Stelle ein Ende mache und diesem so augenscheinlichen Monarchen die Erblichkeit verleihe? Eine gegen sein Leben gerichtete Verschwörung, die den Wunsch nach dauerhafteren Einrichtungen stärker als je hervortreten ließ, hatte endlich zu einer letzten Umschmelzung geführt und zu einer definitiven Umwandlung der Verfassnng vom Jahre VIII. in eine Monarchie, die der Form nach repräsentativ und thatsächlich absolut war. Wie in dem Reiche, das die Cäsaren in Rom gründeten, so befanden sich auch in dieser Verfassung viele republikanische Ueberreste neben einer despotischen Gewalt. An eine constitutionelle Monarchie, wie wir das Wort verstehen, darf man nicht denken. Dieser Senat mit seinem Recht, alle Körperschaften des Staats aus den Wahllisten zu bilden, mit seiner constituirenden Gewalt, mit seiner Befugniß, die Gesetze zu cassiren, dieser Senat war doch einem Herrn unterworfen und glich einem Oberhause nicht. Dieser stumme gesetzgebende Körper, dem man blos in geheimer Sitzung die Sprache zurückgegeben hatte, konnte eine Kammer von Abgeordneten nicht vorstellen. Und dennoch konnte aus diesem Senat, diesem gesetzgebenden Körper, diesem Kaiser eines Tages eine constitutionelle Monarchie werden. Auch darf man die von Napoleon umgemodelte Verfassung von Sieyès nicht nach dem stummen Gehorsam beurtheilen, der unter dem Kaiserreiche geherrscht hat. Unsere Verfassung von 1830 mit Presse und Rednerbühne hätte zu jener Zeit wahrscheinlich kein bedeutend abweichendes Resultat geliefert, denn der Geist der Zeit wiegt schwerer, als das geschriebene Gesetz. Man hätte die Verfassung des Kaiserreichs unter der folgenden Regierung beurtheilen müssen. Dann würde die Opposition, diese Folge einer lange unvermeidlichen Unterwerfung, in demselben Senat entstanden sein, der lange Zeit so gefügig war und eine unermeßliche Macht besaß. Er würde wahrscheinlich mit den Wahlcollegien übereingestimmt haben, die Wahlen im Sinne des neuen Geistes zu treffen; er hätte die Fesseln der Presse gebrochen und im Palast des gesetzgebenden Körpers Thüren und Fenster geöffnet, damit die Rednerbühne ihre Donner weithin trage. Dann hätten wir die constitutionelle Monarchie ganz so wie heute gehabt, nur mit dem Unterschiede, daß der Wider-

stand von oben und nicht von unten gekommen wäre. Derselbe würde deshalb nicht minder aufgeklärt, minder beständig, minder entschlossen gewesen sein. Es ist dies übrigens ein Geheimniß, das die Zeit mit sich fortgeführt hat, wie schon so viele andere, ohne es uns zu enthüllen. Soviel ist gewiß, daß diese Institutionen durchaus nicht die Verachtung verdienten, die man so häufig gegen sie gezeigt hat. Sie bildeten eine aristokratische Republik, die durch eine mächtige Hand von ihrem Ziele abgelenkt und zeitweilig in eine absolute Monarchie verwandelt und bestimmt war, später wieder zur constitutionellen Monarchie zu werden, allerdings zu einer stark aristokratischen, die aber auf dem Grundsatz der Gleichheit beruhte, denn jeder glückliche Soldat konnte Connetable werden, jeder geschickte Rechtsgelehrte Erzkanzler. War doch ihr Gründer selbst von einem einfachen Artillerieoffizier zum erblichen Kaiser und zum Herrn der Welt emporgestiegen.

Solcher Art war das Werk des in St. Cloud versammelten constituirenden Ausschusses. Während der letzten Tage hatten Cambacérès und Lebrun den Sitzungen nicht mehr beigewohnt. Die Streitigkeiten, welche auf der einen Seite der monarchische Eifer Fouché's, auf der andern die üble Laune von Cambacérès hervorriefen, waren das Motiv, weswegen man aufgehört hatte, den zweiten und dritten Consul zu berufen. Die Besonneneren von den im Ausschusse befindlichen Senatoren empfanden darüber Bedauern und machten Napoleon darauf aufmerksam, wie wichtig es sei, seine beiden Amtsgenossen angemessen zu entschädigen. Dieser Wink war unnöthig, denn er kannte den Werth des zweiten Consuls Cambacérès, schätzte seine prunklose Ergebenheit und legte ein gewisses Gewicht darauf, ihn an die neue Monarchie zu knüpfen. Er ließ ihn daher nach St. Cloud kommen, sprach sich gegen ihn abermals über die neue Veränderung aus, nannte seine Gründe, hörte die seinigen und endete die Debatte mit der Erklärung, daß sein Entschluß unwiderruflich gefaßt sei. Er wollte eine Krone haben und dem ließ sich nicht widersprechen. Uebrigens hatte er Cambacérès und Lebrun eine schöne Entschädigung zu bieten. Er bestimmte dem Erstern die Würde des Erzkanzlers des Reichs, dem Zweiten die des Erzkämmerers. Er behandelte sie mithin wie seine eigenen Brüder, die unter die Zahl der sechs Großwürdenträger aufgenommen werden sollten.

Er kündigte dies dem Zweiten Consul an und verband damit jene verführerischen Liebkosungen, denen damals kein Mensch widerstand und die auch Cambacérès gänzlich gewannen. — „Ich bin von Ränken, von falschen oder selbstsüchtigen Rathgebern umgeben, sagte er zu Cambacérès, und werde dies mehr denn je sein; Sie allein besitzen Aufrichtigkeit und Urtheilskraft genug, um mir die Wahrheit zu sagen. Ich will Sie daher meiner Person und meinem Ohr noch näher bringen. Sie müssen bleiben, um mein ganzes Vertrauen zu bekommen und zu rechtfertigen." — Diese Achtungsbezeigungen waren verdient. Da Cambacérès in dieser hohen Stellung nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu fürchten hatte, so mußte er der aufrichtigste, wahrste, einflußreichste Rathgeber des neuen Kaisers sein und wurde dies wirklich.

Joseph Bonaparte wurde zum Großwahlherrn, Ludwig Bonaparte zum Connetable ernannt. Die beiden Würden des Erzkanzlers des Staats und des Großadmirals wurden vorbehalten. Napoleon schwankte noch zwischen den verschiedenen Mitgliedern seiner Familie. Er mußte an Lucian denken, der im Auslande in Ungnade lebte, dessen neuliche Verbindung man aber auflösen zu können hoffte; an Eugen Beauharnais, der um nichts bat, aber von der Zärtlichkeit seines Adoptivvaters Alles erwartete; an Murat, für den sich seine junge, schöne, ehrgeizige Gattin bemühte, die Napoleon theuer war und die Zärtlichkeit, welche sie ihm einflößte, geschickt zu benutzen verstand.

Talleyrand, der Haupterfinder der neuen Würden, erlitt bei dieser Gelegenheit eine erste Täuschung, die auf seine Stimmung den traurigsten Einfluß übte und ihn später in eine Opposition warf, die für ihn verhängnißvoll, für Napoleon nachtheilig war. Da die Stelle eines Erzkanzlers des Reichs, die den richterlichen Functionen entsprach, dem Zweiten Consul Cambacérès zugewiesen war, so hoffte er, daß ihm der diplomatische Posten eines Erzkanzlers des Staats von selbst zufallen werde. Der neue Kaiser hatte sich über diesen Gegenstand aber bestimmt ausgesprochen. Er ließ nicht zu, daß die Großwürdenträger Minister sein könnten, und wollte auf diesen Posten blos absetzbare und verantwortliche Beamte haben, die sich abrufen und bestrafen ließen. Der General Berthier war für ihn ein ebenso kostbares Werkzeug, als Talleyrand. Er wollte ihn indessen gleich Jenem

im Ministerium lassen, Beide jedoch durch große Dotationen entschädigen. Der Stolz Talleyrand's wurde stark verletzt, und obgleich er stets Höfling blieb, so begann er nichtsdestoweniger jene Haltung eines unzufriedenen Großen anzunehmen, die er damals noch sehr versteckte, später aber stärker hervortreten ließ und sich dadurch eine empfindliche Ungnade zuzog.

In der Armee wie am Hofe gab es Stellungen genug, um alle Ehrgeizigen zu befriedigen. Man hatte an die Generale, die im Senat ruhten, vier Stellen von Ehrenmarschällen zu vergeben, und 16 an Jene, die in voller Jugend blühten und noch lange an der Spitze unserer Soldaten stehen sollten. Napoleon bestimmte die 4 ersten für Kellermann, wegen Valmy; für Lefèbre wegen seines geprüften Muthes und seiner Ergebenheit seit dem 18. Brumaire; für Pérignon und für Serrurier wegen der Achtung, die sie der Armee einflößten. Von den 16 Marschallstellen, die für active Generale bestimmt waren, wollte er blos 14 sofort besetzen und 2 für die Belohnung künftiger Verdienste vorbehalten. Diese 14 Stäbe wurden gegeben: dem General Jourdan wegen der schönen Erinnerung an Fleurus; dem General Berthier wegen seiner vielen ausgezeichneten Dienste in der Leitung des Generalstabes; dem General Masséna wegen Rivoli, Zürich und Genua; den Generalen Lannes und Ney wegen einer langen Reihe von Heldenthaten; dem General Augereau wegen Castiglione; dem General Brune wegen des Helder; Murat wegen seiner ritterlichen Tapferkeit an der Spitze der französischen Reiterei; dem General Bessières wegen des Oberbefehls über die Garde, den er seit Marengo führte; den Generalen Moncey und Mortier wegen ihrer kriegerischen Tugenden; dem General Soult wegen seiner Dienste in der Schweiz, in Genua, im Lager von Boulogne; dem General Davoust wegen seines Benehmens in Aegypten und seiner Charakterfestigkeit, von der er bald glänzende Beweise gab; endlich dem General Bernadotte wegen eines gewissen Rufs, den er in der Mosel- und Rheinarmee erworben hatte, hauptsächlich wegen seiner Verwandtschaft und trotz eines neidischen Hasses, den Napoleon in dem Herzen dieses Offiziers entdeckt hatte und der ihm bereits die Ahnung gab, welche er auch mehrmals laut aussprach, daß Jener ihn in der Zukunft verrathen werde.

Ein General, der noch keinen Oberbefehl geführt, aber gleich

den Generalen Lannes, Ney und Soult beträchtliche Corps geleitet hatte und den Marschallstab ebenso sehr verdiente, als die genannten Offiziere, stand nicht auf der Liste der neuen Marschälle. Dies war Gouvion Saint Cyr. Wenn er an kriegerischem Charakter, an raschem Ueberblick im Feuer Masséna nicht gleichkam, so übertraf er ihn in Kenntnissen und militairischen Combinationen. Seit Moreau vermöge seiner politischen Fehler für Frankreich verloren war, seit Kléber und Desaix den Tod gefunden hatten, war er neben Masséna der fähigste Mann, eine Armee zu befehligen, Napoleon natürlich ausgenommen, dem Niemand je sich vergleichen kann. Sein eifersüchtiger und unverträglicher Charakter hatte aber angefangen, bei dem höchsten Vertheiler der Gnaden Kälte gegen ihn zu erwecken. Mit der höchsten Gewalt kamen auch deren Schwächen, und Napoleon, der dem General Bernadotte seine kleinen Verräthereien, jene Vorboten einer größern Treulosigkeit nachsah, konnte dem General Saint Cyr seine Bitterkeiten nicht verzeihen. Der Letztere wurde jedoch unter die Generalobristen aufgenommen und zum Generalobristen der Kürassiere gemacht. Junot und Marmont, die getreuen Adjutanten des Generals Bonaparte, wurden Generalobristen der Husaren und Jäger, Baraguay d'Hilliers der Dragoner. Der General Marescot bekam den Titel eines Generalinspectors des Geniewesens, der General Songis den eines Generalinspectors der Artillerie. In der Marine erhielt der Viceadmiral Bruix, der Anordner und Chef der Flotille, den Admiralstab und wurde zum Generalinspector der Küsten des Oceans ernannt; der Viceadmiral Decrès wurde Generalinspector der Küsten des Mittelmeeres.

An dem Hofe waren ebenfalls hohe Stellen zu vertheilen. Er wurde mit dem ganzen Pompe der alten französischen Monarchie eingerichtet und mit mehr Glanz, als der deutsche Kaiserhof entfaltete. Es sollte ein Großalmosenier angestellt werden, ein Großkammerherr, ein Großjägermeister, ein Großstallmeister, ein Großceremonienmeister und ein Großmarschall des Palastes. Die Stelle des Großalmoseniers wurde dem Cardinal Fesch, dem Oheim Napoleon's, gegeben, der Posten des Großkammerherrn Talleyrand, der des Großjägermeisters dem General Berthier. Bei den beiden Letzteren waren diese Hofstellen eine Entschädigung, um sie zu trösten, daß sie keine Großwürde des Reichs empfangen hatten. Die Stelle des Großstallmeisters wurde

6*

Caulaincourt bewilligt, um ihn an den Royalisten zu rächen, die ihn seit dem Tode des Herzogs von Enghien mit Schmähungen überschütteten. Segur, der alte Gesandte Ludwig's XVI. bei Katharina, wurde Großceremonienmeister, da er sich mehr denn irgend Jemand eignete, den neuen Hof mit den Gebräuchen des alten Versailles bekannt zu machen. Duroc, der Gouverneur des Consular-Hofstaates, wurde Großmarschall des Palastes.

Wir übergehen die untern Stellen und die subalternen Bewerber, welche sich dieselben streitig machten. Die Geschichte hat wichtigere Thatsachen zu erzählen. Sie steigt zu solchen Details nur dann hinab, wenn sie für eine getreue Sittenschilderung wichtig sind. Wir erwähnen blos, daß die Ausgewanderten, die vor dem Tode des Herzogs von Enghien sich näherten, dann wieder einen Augenblick fern blieben und jetzt an eine blos zwei Monate alte Katastrophe schon weniger dachten, unter den eifrigsten Bewerbern um Stellen am kaiserlichen Hofe aufzutreten begannen. Einige wurden zugelassen. Man dachte hauptsächlich daran, für die Kaiserin einen reichen Hofstaat zu gründen. Eine Dame von hoher Geburt, Frau von La Rochefoucauld, unschön, aber geistreich, durch Erziehung und Benehmen ausgezeichnet, ehedem stark royalistisch und jetzt über diese erloschene Leidenschaft mit Anmuth scherzend, wurde zur ersten Ehrendame Josephinens bestimmt.

Alle diese Wahlen waren bekannt, ehe sie in den Moniteur aufgenommen wurden, gingen von Mund zu Mund und erregten ein endloses Geschwätz, wobei Jedermann lobte oder tadelte, je nach seiner Freundschaft, seinem Haß, seiner befriedigten oder getäuschten Hoffnung, beinahe Niemand nach seinen politischen Meinungen, denn solche gab es damals gar nicht mehr, ausgenommen bei den hartnäckigen Royalisten oder bei den unversöhnlichen Republikanern.

Zu diesen Ernennungen kam eine viel ernstere, die von Fouché, der in das Ministerium der Polizei berufen wurde, welches man für ihn herstellte zur Belohnung seiner Verdienste bei den letzten Ereignissen.

Diese Wahlen und die größte von allen, die aus einem General der Republik einen Erbfürsten machte, mußten den Charakter officieller Handlungen bekommen. Der Senatsbeschluß war entworfen und redigirt. Man kam überein, ihn am 26. Floréal (16. Mai 1804)

dem Senat zu überreichen, damit er in der gewöhnlichen Form decretirt werde. Nachdem diese Ueberreichung stattgefunden hatte, ernannte man sofort eine Commission zur Berichterstattung. Den Bericht übernahm Lacépède, der bekannte Gelehrte, der als Senator Napoleon höchstergeben war. Er beendete ihn in 48 Stunden und überreichte ihn dem Senat am 18. Mai. Dieser Tag war zu der feierlichen Proclamirung Napoleon's als Kaiser bestimmt. Es war bestimmt worden, daß der Consul Cambacérès im Senat den Vorsitz führen solle, um seinen Beitritt zu der neuen monarchischen Ordnung noch auffallender zu machen. Lacépède hatte seinen Bericht kaum beendigt, als die Senatoren, ohne irgend eine Meinungsverschiedenheit hervortreten zu lassen und mit einer Art von einstimmiger Acclamation, den Senatsbeschluß annahmen. Sie verriethen sogar eine große Ungeduld über die unumgänglichen Formalitäten, die einen solchen Act begleiten mußten, da sie gern in St. Cloud ihre Aufwartung machen wollten. Es war verabredet worden, daß der Senat in Masse sich nach der Residenz begeben werde, um seinen Beschluß dem Ersten Consul zu überreichen und ihn mit dem Kaisertitel zu begrüßen. Kaum war die Annahme des Senatsbeschlusses beendigt, als die Senatoren tumultuarisch die Sitzung aufhoben, um zu ihren Wagen zu eilen und zuerst nach St. Cloud zu gelangen.

Im Palaste des Senats, auf der Straße und in St. Cloud selbst waren Vorbereitungen für diese unerhörte Scene getroffen. Eine lange Reihe von Wagen, von der Reiterei der Garde escortirt, führte die Senatoren an einem herrlichen Frühlingstage nach der Residenz des Ersten Consuls. Napoleon und seine Gemahlin waren auf diesen feierlichen Besuch vorbereitet. Napoleon, stehend, in militairischer Tracht und so ruhig, wie er zu sein verstand, sobald die Menschen ihn beobachteten, und seine Gemahlin, die Zufriedenheit und Unruhe zugleich empfand, empfingen den Senat, den der Erzkanzler Cambacérès einführte. Dieser, als Unterthan noch ehrfurchtsvoller wie früher als Amtsgenosse, richtete an den Krieger, den er als Kaiser ausrufen sollte, mit einer tiefen Verbeugung folgende Worte:

„Sire!

„Die Liebe und die Dankbarkeit des französischen Volkes haben Ew. Majestät seit vier Jahren die Zügel der Regierung anvertraut, und die Staatsverfassung übertrug Ihnen bereits die Wahl eines

Nachfolgers. Der imposantere Titel, den Sie heute empfangen, ist daher nur ein Tribut, den die Nation ihrer eigenen Würde zahlt, wie dem Bedürfniß, welches sie empfindet, Ihnen täglich Beweise einer Ehrfurcht und einer Zuneigung zu geben, die mit jedem Tage wachsen.

„Wie könnte auch das französische Volk an das Glück, das es empfindet, seit ihm die Vorsehung den Gedanken eingab, sich in Ihre Arme zu werfen, ohne Begeisterung denken?

„Die Heere waren besiegt, die Finanzen in Unordnung, der öffentliche Credit vernichtet; die Parteien machten sich die Reste unsers alten Glanzes streitig; die Ideen der Religion und selbst der Moral waren verdunkelt; die Gewohnheit, die Macht zu geben und wieder zu nehmen, raubte den Beamten das Ansehn.

„Ew. Majestät erschienen. Sie riefen den Sieg unter unsere Fahnen zurück; Sie führten Ordnung und Sparsamkeit in die öffentlichen Ausgaben ein; die Nation faßte wieder Vertrauen zu ihren eigenen Hülfsquellen, da sie den Gebrauch sah, den Sie davon machten; Ihre Weisheit beruhigte die Wuth der Parteien; die Religion sah ihre Altäre wieder aufrichten; dieses Volk, und dies ist gewiß das größte Wunder, welches Ihr Genie bewirkte, dieses Volk, das jedem Zwange feind geworden war, jede Autorität verachtete, wurde durch Sie gewöhnt, eine Macht zu lieben, die nur zu seinem Glück und zu seinem Ruhm ausgeübt wurde.

„Das französische Volk maßt sich nicht an, die Verfassungen anderer Staaten zu richten; es hat nichts zu kritisiren, keine Beispiele zu befolgen; die Erfahrung bildet von nun an seine Lehrerin.

„Es hat Jahrhunderte lang die mit der Erblichkeit verbundenen Vortheile kennen gelernt; es hat mit dem entgegengesetzten System eine kurze, aber peinliche Erfahrung gemacht; es kehrt in Folge einer freien und reiflichen Berathung unter eine seinem Geiste angemessene Regierungsform zurück. Es macht einen freien Gebrauch von seinen Rechten, indem es Ew. kaiserlichen Majestät eine Macht übergiebt, die selbst auszuüben sein Interesse ihm verbietet. Es verfügt zugleich im Namen der künftigen Generationen und vertraut durch einen feierlichen Vertrag das Glück seiner Enkel den Sprossen Ihres Geschlechts an.

„Wie glücklich ist die Nation zu preisen, die nach so viel Un-

ruhen in ihrem Schooße einen Mann findet, der den Sturm der Leidenschaften zu schweigen, alle Interessen zu versöhnen und alle Stimmen zu vereinigen weiß.

„Wenn es den Grundsätzen unserer Verfassung angemessen ist, daß derjenige Theil des Decrets, welcher die Einführung einer erblichen Regierung betrifft, der Bestätigung des Volks vorgelegt werden muß, so hat der Senat geglaubt, Ew. kaiserliche Majestät bitten zu müssen, zu genehmigen, daß die organischen Verfügungen sofort zur Ausführung gelangen, und er proclamirt daher zum Ruhme wie zum Glück der Republik Napoleon als Kaiser der Franzosen."

Kaum hatte der Erzkanzler diese Worte beendigt, als der Ruf: Es lebe der Kaiser! unter dem Täfelwerk von St. Cloud erschallte. In den Höfen und Gärten vernommen, wurde dieser Ruf freudig und mit lärmendem Geräusch wiederholt. Vertrauen und Hoffnung strahlten auf jedem Antlitz und alle Anwesende wurden von der Wirkung dieser Scene fortgerissen und glaubten ihr Glück und den Ruhm Frankreichs auf lange Zeit gesichert zu haben. Der Erzkanzler, der selbst mit fortgerissen wurde, schien das, was er in diesem Augenblicke vollbrachte, stets gewollt zu haben.

Nachdem wieder Ruhe eingetreten war, richtete der Kaiser an den Senat folgende Worte:

„Alles was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, ist mit meinem Glück innig verbunden.

„Ich nehme den Titel an, den Sie um des Ruhmes der Nation willen für angemessen halten.

„Ich unterwerfe das Gesetz über die Erblichkeit der Bestätigung des Volkes. Ich hoffe, daß Frankreich die Ehre, die es meiner Familie bewilligt, nie zu bereuen haben wird.

„Jedenfalls würde mein Geist nicht mehr auf meiner Nachkommenschaft ruhen, wenn sie je aufhören könnte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen."

Wiederholte Zurufe übertönten diese schönen Worte und der Senat richtete nun durch das Organ seines Präsidenten Cambacérès einige beglückwünschende Worte an die neue Kaiserin, welche diese mit ihrer gewöhnlichen Anmuth anhörte und in tiefer Erregung beantwortete.

Der Senat zog sich darauf zurück, nachdem er diesem, so fern vom Throne gebornen Manne den Kaisertitel verliehen hatte, den

er nie wieder verlieren sollte, selbst nach seinem Sturze und in der Verbannung nicht. Wir werden ihm von jetzt an diesen Titel geben, der an dem eben geschilderten Tage sein Eigenthum wurde. Die Abstimmung des Volkes, die in einem solchen Grade sicher war, daß darin, daß man sie überhaupt einholte, etwas Kindisches lag, die Abstimmung des Volkes sollte blos darüber entscheiden, ob er erblicher Kaiser werde. Kaiser der Franzosen war er durch die Machtvollkommenheit des Senats, der seine verfassungsmäßigen Befugnisse ausübte.

Während die Senatoren sich zurückzogen, hielt Napoleon den Erzkanzler zurück und lud ihn zum Mittagsmahle der kaiserlichen Familie ein. Kaiser und Kaiserin überhäuften ihn mit Liebkosungen und suchten ihm den Abstand vergessen zu machen, der ihn von jetzt an von seinem alten Amtsgenossen trennte. Der Erzkanzler konnte sich übrigens trösten, denn er war in Wirklichkeit nicht gesunken; sein Herr war gestiegen und hatte alle Welt zugleich mit sich erhöht.

Der Kaiser und der Erzkanzler Cambacérès unterhielten sich über die wichtigen Gegenstände, welche sich an das Ereigniß des Tages knüpften. Es waren dies die Ceremonie der Krönung und die künftige Regierungsform der italienischen Republik, die neben dem monarchischen Frankreich kein Freistaat bleiben konnte. Napoleon, der das Wunderbare liebte, hatte einen kühnen Gedanken gefaßt, dessen Ausführung die Gemüther überraschen und seine Thronbesteigung noch außerordentlicher machen mußte, nämlich den, sich vom Papst selbst krönen und diesen um dieser Feier wegen von Rom nach Paris kommen zu lassen. Die Sache war in den achtzehn Jahrhunderten der Kirche ohne Beispiel. Alle deutschen Kaiser ohne Ausnahme waren nach Rom gegangen, um sich dort krönen zu lassen. Carl der Große, der am Ostertage des Jahres 800 in Folge einer Art von Ueberraschung in der Basilika St. Petrus zum Kaiser des Occidents ausgerufen wurde, hatte nicht erlebt, daß der Papst seinetwegen sich vom Platze bewegte. Pipin war allerdings vom Papst Stephan in Frankreich gekrönt worden, aber dieser Letztere war dort nur deshalb erschienen, um Hülfe gegen die Lombarden zu erbitten. Dies war das erste Mal, daß ein Papst Rom verließ, um die Rechte eines neuen Monarchen in der eigenen Hauptstadt dieses Herrschers zu weihen. Die Aehnlichkeit mit der Vergangenheit lag darin, daß

die Kirche den glücklichen Krieger, der sie unterstützt hatte, mit dem Kaisertitel belohnte: eine merkwürdige Erinnerung an Carl den Großen, welche die Legitimität, mit der sich die Bourbonen brüsteten, um so mehr ersetzte, als diese Familie durch ihre Niederlage, durch ihr Benehmen, durch ihre Theilnahme an unwürdigen Complotten in Mißachtung gekommen war.

Kaum war dieser Gedanke gefaßt, so verwandelte er sich bei Napoleon in den unwiderruflichen Entschluß, Pius VII. durch alle Mittel, durch Ueberredung oder Furcht nach Paris zu bringen. Dies war eine höchst schwierige Unterhandlung, die nur ihm allein gelingen konnte. Er wollte sich des Cardinals Caprara bedienen, der unaufhörlich nach Rom schrieb, daß die Religion ohne Napoleon in Frankreich und vielleicht sogar in Europa verloren gewesen sein würde. Er theilte seinen Plan dem Erzkanzler Cambacérès mit und verabredete mit ihm, welches Verfahren man einschlagen wolle, um auf die Vorurtheile, die Bedenklichkeiten, die Trägheit des römischen Hofes den ersten Angriff zu machen.

Was die italienische Republik betrifft, so würde sie in den zwei letzten Jahren ohne die Präsidentschaft des Generals Bonaparte ein Schauplatz der Verwirrung gewesen sein. Melzi war als Repräsentant der öffentlichen Autorität unzureichend, denn dieser redliche und verständige Mann war zugleich mürrisch, litt sehr an der Gicht, wollte stets seine Entlassung einreichen und hatte nicht den erforderlichen Charakter, um die schweren Regierungslasten zu tragen. Murat, der Commandant der französischen Armee in Italien, machte der italienischen Regierung Plackereien, welche die mürrische Stimmung Melzi's noch erhöhten. Napoleon mußte stets vermitteln, um die beiden Behörden in Einklang zu bringen. Zu diesen persönlichen Schwierigkeiten kamen andere, die in den Verhältnissen selbst lagen. Die Italiener, noch wenig gewöhnt an diese constitutionelle Form, die sie zur Theilnahme an ihren eigenen Angelegenheiten zuließ, waren entweder vollkommen gleichgültig, oder außerordentlich heftig. Zur Unterstützung der Regierung hatte man blos die wenig zahlreichen Gemäßigten, die in großer Verlegenheit über ihre Rolle waren, da sie zwischen dem für Oesterreich gestimmten Adel, zwischen den zum Jakobinismus neigenden Liberalen und zwischen den Massen standen, die ausschließlich das Gewicht der Abgaben in Auge hatten. Diese

Massen beklagten sich über die Kosten der französischen Occupation. „Wir werden von Fremden beherrscht, unser Geld geht über die Alpen." Dieses in Italien so gewöhnliche Wort wurde unter der neuen Republik gehört wie unter der Regierung des Hauses Oesterreich. Es gab blos eine sehr kleine Anzahl erleuchteter Männer, welche einsahen, daß der größte Theil der Lombardei, in einen einzigen Staat vereinigt, in Wahrheit von Einheimischen regiert und blos unter einer Aufsicht aus der Ferne her stehend, auf diese Weise zu einer eigenem Existenz, zu einem Beginn der italienischen Einheit berufen sei; daß die 20 Millionen jährlich für den Unterhalt der französischen Armee eine sehr mäßige Entschädigung seien für den Unterhalt eines Heeres von 30 bis 40,000 Mann, wie man es brauchte, wenn man nicht unter die österreichische Herrschaft zurückfallen wollte. Ueberdies ging unter Napoleon's Händen Alles ziemlich friedlich, wenn Melzi die Angelegenheiten auch durch ein trübegefärbtes Glas ansah.

Verwandelte man diese Republik in ein monarchisches Vasallenreich des Kaiserthums und gab dieses z. B. an Joseph, so machte man einen Anfang mit jenem Reiche des Occidents, von dem Napoleon in seinem schrankenlosen Ehrgeize bereits träumte, so sicherte man Italien eine festere Regierungsform und erregte wahrscheinlich die Zufriedenheit des Landes, das gewiß einen eigenen Fürsten gern sah und in seiner unruhigen Beweglichkeit jede Veränderung schon als solche liebte. Es wurde verabredet, daß der Erzkanzler Cambacérès, der mit Melzi in naher Verbindung stand, an diesen schreiben und ihm die nöthigen Eröffnungen machen solle.

Nachdem sich Napoleon mit seinem alten Amtsgenossen verständigt hatte, berief er den Cardinal-Legaten nach St. Cloud und sprach mit ihm freundlich, aber so bestimmt, daß der Cardinal keinen einzigen Einwurf zu machen wagte. Napoleon sagte ihm, er beauftrage ihn ausdrücklich damit, den Papst zu bitten, daß er sich nach Paris begebe, um bei der Krönung Messe zu lesen; er werde später einen förmlichen Antrag stellen, sobald er keine Weigerung mehr zu fürchten habe; er zweifle übrigens an der Erfüllung seines Wunsches nicht; die Kirche sei ihre Einwilligung ihm, aber auch sich selbst schuldig, denn nichts könne der Religion dienlicher sein, als die Anwesenheit des Papstes in Paris und die Vereinigung religiösen Pomps

mit weltlichen Feierlichkeiten. Der Cardinal Caprara schickte einen Courier nach Rom und Talleyrand seinerseits schrieb an den Cardinal Fesch, um ihm das neue Project mitzutheilen und die Unterstutzüng der Unterhandlung anzuempfehlen.

Man war im Frühling. Napoleon hätte gewünscht, daß die Reise des Papstes im Herbste stattfinde. Er wollte dann zu diesem Wunder, daß der Papst den Repräsentanten der französischen Revolution in Paris krönte, noch ein anderes fügen, nämlich die Expedition nach England, die er wegen der royalistischen Verschwörung und wegen der Einführung des Kaiserthums verschoben hatte, zu der die Vorbereitungen aber so weit gediehen waren, daß der Erfolg ihm nicht zweifelhaft erschien. Er brauchte höchstens noch einen Monat, denn er wollte mit der Schnelligkeit des Blitzes erscheinen. Er bestimmte Juli oder August für dieses große Unternehmen. Er hoffte mithin im October siegreich zurückgekehrt zu sein, mit dem definitiven Frieden in der Hand, mit dem Besitz der Allmacht über Europa und wollte sich im Anfange des Winters, am Jahrestage des 18. Brumaire (den 9. November 1804) krönen lassen. Alle diese Entwürfe arbeiteten zugleich in seiner glühenden Seele, und man wird bald aus seinen letzten Combinationen sehen, daß es keine bloßen Hirngespinnste waren.

Der Erzkanzler Cambacérès schrieb seinerseits an den Vicepräsidenten Melzi in den Angelegenheiten des neuen Königreichs Italien. Marescalchi, Gesandter der italienischen Republik in Paris, sollte diese Eröffnungen unterstützen.

Die folgenden Tage wurden dazu verwendet, dem neuen Souverän Frankreichs den Eid zu leisten. Alle Mitglieder des Senats, des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats wurden der Reihe nach eingeführt. Der Erzkanzler Cambacérès las, neben dem sitzenden Kaiser stehend, die Eidsformeln; die zum Eid zugelassene Person schwor sodann und der Kaiser erhob sich halb von seinem kaiserlichen Sessel, um Denjenigen zu grüßen, der ihm die Huldigung geleistet hatte. Diese plötzliche Veränderung in den Beziehungen zwischen Unterthanen und einem Souverän, der am Abend vorher einer Ihresgleichen gewesen war, machte auf die Mitglieder der Staatskörperschaften einigen Eindruck. Nachdem man die Krone in einer Art von Verzückung verschenkt hatte, sah man die ersten Folgen dieser

Handlung mit Ueberraschung. Der Tribun Carnot, treu seinem Versprechen, sich dem Gesetz zu unterwerfen, wenn es einmal gegeben sei, leistete den Eid mit den andern Mitgliedern des Tribunats. Er gehorchte dem Gesetz mit Würde und schien sogar die Veränderungen in den äußeren Formen der Gewalt weniger als jeder Andere zu bemerken. Aber die Uebrigen, namentlich die Senatoren, achteten darauf und es lief über diesen Gegenstand mehr als ein boshaftes Wort um. Namentlich war es ein Umstand, der zu solchen Aeußerungen Anlaß gab. Von den dreißig und einigen Senatorenstellen, die zur Zeit des lebenslänglichen Consulats eingeführt wurden, blieben noch 15 zu vertheilen, die von Agen, Ajaccio, Angers, Besançon, Bourges, Colmar, Dijon, Limoges, Lyon, Montpellier, Nancy, Nimes, Paris, Pau, Riom. Sie wurden am 2. Prairial (22. Mai) ausgetheilt. Lacépède, Kellermann, François Neufchateau, Bertholet gehörten zu der Zahl der Begünstigten. Aber unter 100 Senatoren, von denen mehr als 80 noch zu versorgen waren, bildeten 15 Zufriedene keine hinreichende Mehrheit. Indessen standen Denjenigen, die in ihrem Streben nach Senatorstellen scheiterten, andere Stellungen in Aussicht und es brauchte Niemand zu verzweifeln. Etwas üble Laune blickte jedoch in der Sprache durch. Der Moniteur enthielt täglich Ernennungen von Kammerherren, Stallmeistern, Ehrendamen und Hofdamen. Wenn die persönliche Größe des neuen Kaisers bewirkte, daß man ihm Alles verzieh, so war dies doch nicht der Fall mit Denjenigen, die er erhöhte. Die unruhige Thätigkeit der Republikaner, die sich plötzlich zu Hofstellen drängten, der Royalisten, die einen Usurpator als Bittsteller umlagerten, war ein sonderbares Schauspiel, und fügt man zu der natürlichen Wirkung solcher Scenen noch die getäuschten oder vertagten Hoffnungen, die sich durch boshafte Reden rächten, so wird man leicht begreifen, daß man in diesem Augenblicke beurtheilen, tadeln, spotten, mit einem Worte viel reden mußte. Aber die Massen, die sich einer ebenso wohlthätigen wie glorreichen Regierung freuten, die volle Beschäftigung fanden bei einer unerhörten Scene, von der sie blos das Ganze, nicht die Details sahen, die diese Glücklichen des Tages weder kannten noch beneideten, denen es gelungen war, ihre Kinder zu Pagen, ihre Frauen zu Ehrendamen, sich selbst zu Palastpräfecten oder zu Kammerherren zu machen, die Massen waren aufmerksam und empfanden eine

Ueberraschung, die sich bald in Verwunderung verwandelte. Napoleon, einst Unterlieutenant der Artillerie, jetzt als Kaiser von Europa anerkannt und mitten in der tiefsten Stille auf den Thron gehoben, bedeckte mit dem Glanze seines Glücks alle die Erbärmlichkeiten, die sich diesem wunderbaren Gefolge zugesellten. Man empfand allerdings nicht mehr jenes Gefühl der Angst, das im Jahre 1799 die erschreckte Nation antrieb, einem Retter entgegenzueilen; man empfand ebenso wenig jenes Gefühl der Dankbarkeit, das die entzückte Nation im Jahre 1802 bestimmte, ihrem Wohlthäter die lebenslängliche Gewalt zu bewilligen; man war weniger eilig, einem Manne, der sich selbst so gut bezahlt zu machen wußte, mit Dankbarkeit zu lohnen. Man hielt ihn aber der erblichen Souveränetät würdig, man bewunderte ihn, daß er danach zu streben wagte, man billigte ihn, daß er sie wiederherstellte, weil sie eine vollständigere Rückkehr zur Ordnung war, man war endlich von dem Wunder geblendet, das man erlebte. Waren also die Empfindungen auch etwas verschieden von jenen, die 1799 und 1802 in den Herzen gelebt hatten, so begaben sich die Bürger doch eifrig nach allen Orten, wo Register aufgelegt waren, um ihre Stimmen abzugeben. Die bejahenden Stimmen zählte man nach Millionen, der verneinenden, welche die Freiheit der Abstimmung bewiesen, gab es so wenige, daß man sie unter der Masse der andern kaum bemerkte.

Napoleon hatte blos noch eine letzte Unannehmlichkeit zu überwinden, ehe er zum vollen Besitz seines neuen Titels gelangte. Er mußte jenen Proceß von Georges und Moreau beenden, den man anfangs mit dem größten Vertrauen unternommen hatte. Was Georges und dessen Mitschuldigen, was selbst Pichegru betrifft, wenn er am Leben geblieben wäre, so war die Schwierigkeit keine große. Der Proceß mußte sie in Verwirrung bringen und die Theilnahme der ausgewanderten Prinzen an ihren Complotten beweisen. Aber Moreau war in die Sache verflochten. Man hatte anfänglich mehr Beweise finden zu können geglaubt, als in Wahrheit gegen ihn existirten, und obgleich seine Schuld für Leute von gutem Glauben augenscheinlich war, so konnten Uebelwollende doch mit vielem Schein sie läugnen. Außerdem machte sich ein unwillkürliches Mitleid geltend, wenn man den Contrast sah zwischen diesen beiden größten Generalen der Republik, von denen der eine den Thron bestieg, der andere in Ketten

schmachtete und der Verbannung, wenn auch nicht dem Blutgerüst anheimfiel. In solchen Fällen wird jede andere Betrachtung, und hätte sie auch in dem Rechte ihren Grund, bei Seite gestellt, und man giebt am liebsten dem Glücklichen Unrecht, wenn dieser auch selbst Alles für sich hat.

Die Mitangeklagten Moreau's, die von ihren Vertheidigern berathen wurden, hatten sich verständigt, sie gänzlich zu entlasten. Im Anfange des Verfahrens waren sie sehr gereizt gegen ihn gewesen, aber bald herrschte das Interesse vor der Leidenschaft vor und sie beschlossen, ihn wo möglich zu retten. Einmal erlitt Napoleon einen großen moralischen Nachtheil, wenn sein Nebenbuhler siegreich aus der Anklage hervorging, im Glorienschein der Unschuld, durch die Verfolgung mit hohem Ansehn bekleidet und in einen unversöhnlichen Feind verwandelt. Ferner, wenn Moreau nicht conspirirt hatte, konnte man behaupten, daß gar keine Verschwörung, d. h. gar kein Verbrechen stattgefunden habe, daß mithin keine Schuldigen vorhanden seien. So bestimmte die Royalisten außer ihren Parteiberechnungen auch ihre eigene Sicherheit, das angedeutete Benehmen inne zu halten.

Der Advocatenstand, der stets für die Angeklagten gestimmt ist, und die Bürgerschaft von Paris, die in ihrem Urtheil immer unabhängig ist und gern opponirt, wenn ernste Ereignisse sie nicht der Regierung näher führen, hatten sich leidenschaftlich für Moreau erklärt und wünschten ihm den besten Erfolg. Selbst solche, die ohne Uebelwollen gegen Napoleon in Moreau blos einen erlauchten und unglücklichen Krieger erblickten, dessen Dienste noch nützlich sein könnten, hegten den Wunsch, daß er aus dieser Prüfung unschuldig hervorgehe und der Armee und Frankreich zurückgegeben werden könne.

Die Verhandlungen wurden am 28. Mai unter einem unermeßlichen Zulaufe eröffnet. Die Angeklagten waren zahlreich und nahmen vier Reihen von Sitzen ein. Ihre Haltung war nicht dieselbe. Georges und die Seinigen zeigten eine erheuchelte Zuversicht; sie hatten wenigstens das Bewußtsein, daß sie ergebene Schlachtopfer ihrer Sache waren. Die Anmaßung Einiger von ihnen stimmte indessen das Publicum für sie nicht günstig. Georges, den die Energie seines Charakters in den Augen der Menge noch am höchsten stellte, rief mehrere Male ein Gemurmel des Unwillens hervor. Der unglückliche Moreau, von seinem Rufe erdrückt und in diesem Augen-

blicke eine Berühmtheit beklagend, welche die Blicke der Menge auf ihn lenkte, war jener ruhigen Sicherheit beraubt, die im Kriege sein Hauptverdienst ausmachte. Er fragte sich augenscheinlich, was er hier unter den Royalisten zu thun habe, er, der einer der Helden der Revolution sei. War er gegen sich selbst gerecht, so konnte er sich nur Eines sagen, daß er sein Loos verdiene, da er dem Laster des Neides nachgegeben habe. Unter diesen zahlreichen Angeklagten sah das Publicum nur auf ihn. Man hörte sogar einiges Beifallklatschen alter Soldaten und trostloser Revolutionärs, welche die Republik selbst auf jener Bank der Angeklagten zu erblicken glaubten, wo der Obergeneral der Rheinarmee saß. Diese Neugier, diese Huldigungen setzten Moreau in Verlegenheit: während die Andern ihre unbekannten oder berüchtigten Namen mit Stolz aussprachen, nannte er seinen berühmten Namen so leise, daß man ihn kaum hörte. Eine gerechte Strafe, daß er seinen schönen Ruf so blosgestellt hatte!

Die Verhandlungen dauerten lange. Das System, über das man sich verständigt hatte, wurde genau befolgt. Georges, Polignac und Rivière waren nur deshalb nach Paris gekommen, sagten sie, weil man ihnen die neue Regierung als gänzlich verhaßt und die Gemüther als allgemein für die Bourbonen gewonnen dargestellt hatte. Sie verschwiegen ihre Anhänglichkeit an die Sache der legitimen Fürsten ebenso wenig, wie ihre Neigung, an einer Bewegung Theil zu nehmen, wenn eine solche möglich gewesen sei, fügten aber hinzu, daß Moreau, den Ränkeschmiede als einen Anhänger der Bourbonen bezeichneten, daran nicht denke und auf keinen ihrer Anträge habe hören wollen. Von nun an hätten sie an die Verschwörung nicht weiter gedacht. Als man Georges seine ersten Erklärungen vorhielt, daß er mit einem französischen Prinzen an seiner Seite den Ersten Consul auf der Straße von Malmaison habe angreifen wollen, antwortete er mit einiger Verwirrung, man würde später gewiß daran gedacht haben, wenn eine insurrectionelle Bewegung als unzeitig erschienen wäre, habe aber, da in diesem Augenblicke gar nichts möglich gewesen sei, gar keinen Angriffsplan entworfen. Man zeigte ihm die Dolche, die für seine Chouans bestimmten Uniformen, diese Chouans selbst, die auf der Bank der Angeklagten neben ihm saßen; er kam gerade nicht in Verwirrung, war aber von nun an still und schien durch sein Schweigen zu gestehen, daß das zu Gunsten seiner

Mitangeklagten und Moreau's erfundene System weder wahrscheinlich noch würdig sei.

Es gab blos einen Punkt, bei dem Alle mit ihren ersten Erklärungen in Uebereinstimmnng blieben, nämlich die Anwesenheit eines französischen Prinzen in ihrer Mitte. Sie fühlten, daß sie wie gemeine Mörder beurtheilt werden würden, wenn sie nicht behaupteten, daß ein Prinz an ihrer Spitze hätte stehen sollen. Daß sie die königliche Würde blosstellten, kümmerte sie wenig; ein Bourbon gab ihnen den Anschein von Soldaten, die für die rechtmäßige Dynastie kämpften. Da überdies diese Bourbonen ihr Leben in London sicher stellten, ohne sich um ihre unglücklichen Schlachtopfer zu bekümmern, so konnten diese aufgegebenen Menschen in Paris wohl versuchen, wenn auch nicht ihr Leben, doch wenigstens ihre Ehre zu retten.

Was Moreau betrifft, so war sein Vertheidigungssystem haltbarer, da er seine Aussage nie verändert hatte. Er hatte dieses System dem Ersten Consul bereits entwickelt in einem Briefe, den er unglücklicherweise zu spät schrieb, lange nach den unnützen Verhören des Großrichters, als die Regierung, einmal in den Proceß verwickelt, nicht mehr zurücktreten konnte, ohne Furcht vor den öffentlichen Verhandlungen zu verrathen. Er gestand, daß er Pichegru gesehen habe, aber blos zu dem Zwecke, um sich mit ihm zu versöhnen und ihm die Mittel zur Rückkehr nach Frankreich zu verschaffen. Nach Beilegung der bürgerlichen Unruhen habe er geglaubt, daß der Besieger Hollands wohl verdiene, der Republik zurückgegeben zu werden. Er habe ihn weder öffentlich sehen, noch seine Zurückberufung direct erbitten wollen, da er durch seinen Zwist mit dem Ersten Consul allen Einfluß verloren habe. Dies sei das einzige Motiv des Geheimnisses, in das er sich gehüllt habe. Es sei wahr, daß man sich dieser Gelegenheit bedient habe, um mit ihm von Plänen gegen die Regierung zu reden, aber er habe diese als lächerlich zurückgewiesen. Da er sie für gefahrlos gehalten, habe er sie nicht zur Anzeige gebracht, und außerdem treibe ein Mann wie er das Gewerbe eines Anklägers nicht.

Dieses System, dem positive Thatsachen und unverwerfliche Zeugenaussagen entgegenstanden, gab zu sehr lebhaften Verhandlungen Anlaß, bei denen Moreau seine Geistesgegenwart wiederfand, wie ihm dies auch im Kriege geschah, wenn die Gefahr dringend wurde.

Er gab sogar einige edle Antworten, die von den Zuhörern lebhaft beklatscht wurden. — „Pichegru war ein Verräther," sagte ihm der Präsident, „und Sie selbst brachten ihn unter dem Directorium zur Anzeige. Wie konnten Sie nun daran denken, sich mit ihm zu versöhnen und ihn nach Frankreich zurückzuführen?" — „In einer Zeit," antwortete Moreau, „da die Soldaten Condé's die Salons von Paris und die Zimmer des Ersten Consuls anfüllten, glaubte ich wohl denken zu können, Frankreich den Eroberer von Holland zurückzugeben." — Man fragte ihn dann, weshalb er Pichegru so spät angezeigt habe, und schien damit den Argwohn bis in sein früheres Leben ausdehnen zu wollen. — „Ich machte den Zusammenkünften Pichegru's und des Prinzen Condé an der Grenze schnell ein Ende," antwortete er, „indem ich durch die Siege meiner Armee eine Entfernung von 80 Stunden zwischen diesen Prinzen und den Rhein schob. Nachdem die Gefahr vorüber war, überließ ich einem Kriegsgericht die Sorge, die gefundenen Papiere zu untersuchen und der Regierung einzusenden, wenn dies nöthig sein sollte." —

Als man ihn über die Natur des Complotts befragte, dem er sich habe zugesellen sollen, blieb er dabei, daß er jede Theilnahme zurückgewiesen habe. — „Ja," sagte man ihm, „Sie wiesen den Antrag, die Bourbonen auf den Thron zu heben, zurück, wollten sich aber Pichegru's und Georges' bedienen, um die Consularregierung zu stürzen und die Dictatur zu bekommen." — „Man schiebt mir da einen lächerlichen Entwurf unter," erwiderte Moreau, „wenn man annimmt, ich habe mich der Royalisten bedienen wollen, um Dictator zu werden; ich habe geglaubt, daß sie mir im Fall des Sieges die Gewalt übergeben würden. Ich habe zehn Jahre unter den Waffen gestanden, und glaube während dieser zehn Jahre keine Lächerlichkeiten begangen zu haben." — Diese edle Berufung auf seine Vergangenheit wurde mit anhaltendem Beifallklatschen aufgenommen. Aber nicht alle Zeugen waren im Geheimniß der Royalisten, nicht alle waren darauf vorbereitet, ihre ersten Aussagen zurückzunehmen, und ein gewisser Roland, ein früherer Beamter in der Armee, wiederholte das, was er seit dem ersten Tage gesagt hatte, schmerzlich bewegt, aber mit einer unerschütterlichen Beharrlichkeit. Als Mittelsmann zwischen Pichegru und Moreau, sagte er, sei er von dem Letztern beauftragt worden, zu erklären, daß er die Bourbonen nicht wolle,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

aber, wenn man ihn von den Consuln befreie, die ihm dann unfehlbar zufallende Macht benutzen werde, um die Verschworenen zu retten und Pichegru wieder zu Ehren zu bringen. Andere bestätigten diese Angabe Roland's. Bouvet de Lozier, jener Offizier von Georges, der nach seinem verfehlten Selbstmorde eine furchtbare Anklage gegen Moreau erhoben hatte, konnte dieselbe nicht zurücknehmen und wiederholte sie, wenn er sie auch zu schwächen suchte. In seiner schriftlichen Anklage hatte er blos Sachen ausgesagt, die er von Georges selbst wußte. Dieser antwortete, daß Bouvet schlecht gehört, falsch verstanden habe, und daß der Bericht mithin ein ungenauer sei. Aber es blieb noch jene nächtliche Zusammenkunft auf dem Boulevard de la Madeleine, bei der Moreau und Pichegru zusammen gewesen waren, was sich mit einem bloßen Plane, Pichegru nach Frankreich zurückzuführen, nicht reimen ließ. Weshalb ein nächtliches Stelldichein mit dem Oberhaupte von Verschwörern, mit einem Manne, den Niemand aufsuchen konnte, der nicht Royalist war? In diesem Punkte waren die Aussagen so bestimmt, so übereinstimmend, so zahlreich, daß die Royalisten mit dem besten Willen von der Welt ihre früheren Erklärungen nicht zurücknehmen konnten und bei jedem Versuche dazu sofort in Widersprüche verwickelt werden mußten.

Dieses Mal war Moreau im Nachtheil und die Theilnahme der Zuhörer sank sichtlich. Indessen erweckten einige ungeschickte Vorwürfe des Präsidenten über sein Vermögen diese halb erloschene Theilnahme wieder etwas. — „Sie sind mindestens der Nichtanzeige schuldig," sagte der Präsident, „und wenn Sie schon behaupten, daß ein Mann gleich Ihnen das Gewerbe des Angebers nicht verstehe, so mußten Sie doch vor allen Dingen dem Gesetz gehorchen, das jedem Bürger, wer er auch sei, die Anzeige von Complotten zur Pflicht macht. Sie waren dies außerdem einer Regierung schuldig, die Sie mit Wohlthaten überhäuft hat. Besitzen Sie nicht eine reiche Besoldung, ein Hôtel, Landgüter?" — Dieser Vorwurf gegen einen der uneigennützigsten Generale der Zeit war unwürdig. — „Herr Präsident," antwortete Moreau, „legen Sie meine Verdienste und mein Vermögen nicht gegen einander in die Wagschale: zwischen solchen Dingen ist kein Vergleich möglich. Ich habe 40,000 Franken Besoldung, ein Haus und ein Landgut, die, ich weiß nicht, drei oder vierhundert tausend Franken werth sind. Ich würde heute 50 Mil-

lionen besitzen, wenn ich den Sieg so benutzt hätte, wie viele Andere."
— Daß man Rastatt, Bibrach, Engen, Möskirch, Hohenlinden, diese herrlichen Erinnerungen gegen ein wenig Gold in die Wagschale legte, empörte die Zuhörer und rief einen Beifall hervor, den die Unwahrscheinlichkeit der Vertheidigung höchst selten machte.

Die Verhandlungen dauerten jetzt zwölf Tage und die Aufregung der Gemüther war groß. Wir haben in unserer Zeit oft erlebt, daß ein Proceß die Aufmerksamkeit des Publicums ausschließlich auf sich zog. Dasselbe geschah hier, aber unter Umständen, die eine ganz andere Aufregung hervorrufen mußten, als jene, welche eine Folge der Neugier ist. Einem triumphirenden und gekrönten General ein General gegenüber, der im Unglück, in Ketten war, der durch seine Vertheidigung den letzten Widerstand gegen eine mit jedem Tage absoluter werdende Macht leistete; mitten im Schweigen der Rednerbühne die Stimme der Advocaten so laut wie im freiesten Lande: erlauchte Häupter, die Einen den Auswanderern, die Andern der Republik angehörig, in dringender Gefahr — gewiß, ein solches Schauspiel mußte alle Herzen bewegen. Man gab einem gerechten Mitleiden Gehör, vielleicht auch jener geheimen Neigung, die uns wünschen läßt, daß die glückliche Macht eine Niederlage erleide, und wünschte Moreau Erfolg, ohne der Regierung feindlich zu sein. Napoleon, der sich von jener niedrigen Eifersucht frei fühlte, die man ihm zum Vorwurf machte, der sehr gut wußte, daß Moreau, ohne die Bourbonen herbeizuwünschen, seinen Tod gewollt hatte, um an seine Stelle zu treten, glaubte und sagte laut, man sei ihm die Gerechtigkeit schuldig, einen General zu verurtheilen, der sich eines Staatsverbrechens schuldig gemacht habe. Er wünschte diese Verurtheilung zu seiner eigenen Rechtfertigung, er wünschte sie, nicht um den Kopf des Siegers von Hohenlinden auf dem Blutgerüst fallen zu lassen, sondern um ihn begnadigen zu können. Die Richter wußten dies und das Publicum ebenfalls.

Aber die Gerechtigkeit, die auf politische Betrachtungen nicht eingeht und nicht eingehen darf — denn wenn die Politik zuweilen menschlich und weise so ist, ist sie zuweilen auch grausam und unverständig — die Gerechtigkeit blieb unter diesem Conflicte von Leidenschaften, dem letzten, der die tiefe Ruhe des Kaiserreichs noch

stören sollte, unerschütterlich und befolgte bei ihren Beschlüssen blos die Vorschriften des Rechts.

Am 21. Prairial (10. Juni), als das Tribunal sich eben zur Berathung zurückgezogen hatte, verlangten gewisse royalistische Angeklagte, die fühlten, daß sie sich getäuscht hatten und daß alle ihre Anstrengungen, um Moreau zu entlasten, zu nichts führten, nach dem Instructionsrichter, um ihm wahrhaftere Erklärungen zu machen. Sie sprachen nicht mehr von drei Unterredungen mit Moreau, sondern von fünf. Réal eilte zum Kaiser und dieser schrieb auf der Stelle dem Erzkanzler Cambacérès, daß man Mittel ausfindig machen möge, zu den Richtern zu gelangen. Dies war jedoch schwierig und außerdem unnütz, denn noch an demselben Tage erfolgte das Urtheil, das durch keinen Einfluß dictirt worden war. Die Richter sprachen gegen Georges und gegen 19 Mitschuldige desselben das Todesurtheil aus. Was Moreau betrifft, so fand man dessen materielles Verschulden nicht hinreichend erwiesen, aber sein moralisches Benehmen tadelnswerth und sprach zweijährige Gefängnißstrafe gegen ihn aus, wodurch man seinen Ruf vernichtete. Armand von Polignac und Rivière wurden zum Tode verurtheilt, Jules von Polignac und mehrere Andere zu zweijährigem Gefängniß; 22 wurden freigesprochen *).

Dieses Urtheil, das alle Unparteiischen billigten, erweckte das größte Mißvergnügen des neuen Kaisers, der sich lebhaft über diese Schwäche der Justiz beklagte, die von Andern eine Barbarei genannt wurde. Er überschritt sogar jene Grenzen der Mäßigung, welche die höchste Gewalt sich stets auferlegen muß, namentlich bei einer so ernsten Angelegenheit. Bei dem aufgeregten Zustande, in den die ungerechten Aeußerungen seiner Feinde ihn versetzt hatten, ließen Begnadigungen sich schwer von ihm erlangen. Er war aber so leicht versöhnlich, so edelmüthig, so hellsehend, daß die Zugänge zu seiner Vernunft und zu seinem Herzen bald wieder sich öffneten. In der

*) Als man den bekannten Philologen Clavier, einen der Richter, bestimmen wollte, für Moreau's Tod zu stimmen, da der Erste Consul seinen alten Waffengefährten sicher begnadigen würde, gab dieser die schöne Antwort: „Aber wer begnadigt denn uns?" (Procès instruit par la cour de justice etc. Paris 1804. IV, 423. VI. 329) — Moreau schiffte sich in Cadiz ein, nachdem er Paris in der Nacht des 22. Juni verlassen hatte.

Anm. des Uebers.

kurzen Frist, die zur Berufung an den Cassationshof festgesetzt ist, hatte er bereits bessere Entschlüsse gefaßt, Moreau seine zwei Jahre Gefängniß erlassen und in seine Abreise nach Amerika gewilligt.

Da dieser unglückliche General seine Besitzungen zu verkaufen wünschte, so gab Napoleon Befehl,, sie sofort um einen hohen Preis anzukaufen. Was die royalistischen Verurtheilten betraf, gegen die er seit der letzten Verschwörung stets streng war, so wollte er zuerst keinen Einzigen begnadigen. Georges war der Einzige, der ihm durch die Energie seines Muthes einige Theilnahme einflößte; er betrachtete ihn aber als einen unversöhnlichen Feind, den er vernichten müsse, um die öffentliche Ruhe zu sichern. Für Georges regte die Auswanderung übrigens keinen Fuß, war aber um so mehr für die Polignac's und für Rivière bemüht. Sie tadelte die Unvorsichtigkeit, mit der diese Personen von hohem Rang, von sorgfältiger Erziehung sich unter eine unwürdige Gesellschaft gemischt hatten, konnte sich aber nicht entschließen, ihre Köpfe fallen zu sehen, und allerdings muß man zugestehen, daß eine richtige Würdigung der Parteiverirrungen die Fehler dieser Leute entschuldigen und sie der Nachsicht des Kaisers empfehlen mußte. Man kannte das Herz Josephinens, man wußte, daß sie bei ihrer Größe eine rührende Güte bewahrt hatte. Man wußte auch, daß sie in einer fortwährenden Furcht lebte, wenn sie an die Dolche dachte, die sich gegen ihren Gemahl unaufhörlich erhoben. Ein auffallender Act der Gnade konnte diese Dolche ablenken und diese aufgeregten Herzen beruhigen. Durch Vermittelung der Frau von Remusat verschaffte man sich bei ihr Eingang und führte ihr in St. Cloud die Frau von Polignac zu, die den kaiserlichen Mantel mit ihren Thränen benetzte. Sie wurde bei dem Anblicke einer Frau, die für ihren Gatten um Gnade flehte, gerührt, wie dies bei ihrem gefühlvollen Herzen nicht anders sein konnte. Sie eilte, bei Napoleon einen ersten Versuch zu machen. Dieser verbarg wie gewöhnlich seine Rührung und wies sie rauh zurück. Frau von Remusat war gegenwärtig. — „Sie interessiren sich also für meine Feinde!" antwortete er. „Diese Menschen sind sämmtlich ebenso unvorsichtig als schuldbeladen. Wenn ich ihnen keine Lehre ertheile, so fangen sie von vorn an und werden Ursache sein, daß es neue Schlachtopfer giebt." Josephine wußte nach dieser Zurückweisung nicht mehr, was sie thun solle. Napoleon mußte das Zimmer nach wenigen Augenblicken verlassen und durch

einige Galerien des Schlosses gehen. Sie beschloß nun, Frau von Polignac auf seinem Wege aufzustellen, damit sie sich ihm zu Füßen werfen könne. So geschah es. Frau von Polignac trat vor, als er vorüberging, und bat ihn mit Thränen um das Leben ihres Gatten. Napoleon war überrascht und warf auf Josephinen, deren Mitschuld er ahnete, einen strengen Blick. Aber auf der Stelle besiegt, sagte er zu Frau von Polignac, es nähme ihn Wunder, daß er Armand von Polignac, seinen Jugendgenossen von der Kriegsschule her, bei einem Complott gegen seine Person betheiligt finde, er bewillige indeß den Thränen einer Gattin seine Begnadigung und wünsche nur, daß diese Schwäche von seiner Seite keine üblen Folgen habe, indem sie zu neuen Complotten ermuthige. — Madame, fügte er hinzu, diese Prinzen sind sehr schuldig, die das Leben ihrer treuesten Diener bloßstellen, ohne die Gefahren derselben zu theilen. —

In ihrer Freude und Dankbarkeit erzählte Frau von Polignac diese Scene der Milde in den Kreisen der Auswanderung, und man ließ nun Napoleon und Josephinen eine kurze Zeit Gerechtigkeit widerfahren. Rivière blieb noch in Gefahr. Murat und seine Gemahlin drangen zum Kaiser, um ihn zu besiegen und um ihm einen zweiten Act der Milde zu entreißen. Die Begnadigung von Polignac bedingte zugleich die von Rivière. Sie wurde sofort bewilligt. Der wackere Murat traf elf Jahre später nicht auf einen gleichen Edelmuth.

Dies war das Ende dieser traurigen und gehässigen Unternehmung, die Napoleon vernichten sollte und ihn auf einen Thron hob, der unglücklicherweise nicht mehr so rein war wie zuvor; die demjenigen der französischen Prinzen, der nicht conspirirt hatte, einen tragischen Tod zuzog, diejenigen ungestraft ließ, welche Complotte geschmiedet hatten, aber sie in große Mißachtung brachte; die Moreau in die Verbannung trieb, den einzigen der Generale jener Zeit, aus dem man durch eine Ueberschätzung seines Werthes und durch eine Herabsetzung Napoleon's einen Nebenbuhler für den Letztern machen konnte. Eine überraschende Lehre, aus der die Parteien Nutzen ziehen sollten! Man stärkt stets die Regierung, die Partei oder den Mann, die man durch verbrecherische Mittel zu vernichten strebt.

Jeder Widerstand war jetzt besiegt. Im Jahre 1802 hatte Napoleon durch Aufhebung des Tribunats den Widerstand der Civilisten überwunden, im Jahre 1804 besiegte er das feindliche Streben der Mili-

tairs, indem er die Verschwörung der Ausgewanderten mit den republikanischen Generalen vereitelte. Während er die Stufen des Thrones erstieg, ging Moreau in die Verbannung. Sie sollten sich wiedersehen, auf Kanonenschußweite unter den Mauern Dresdens, Beide unglücklich, Beide schuldbeladen, der Eine, daß er aus der Fremde zurückkehrte, um sein Vaterland zu bekriegen, der Andere, daß er seine Macht so lange mißbrauchte, bis er eine allgemeine Reaction gegen die Größe Frankreichs hervorrief, der Eine durch eine französische Kugel sterbend, der Andere einen letzten Sieg erkämpfend, aber zu seinen Füßen bereits den Abgrund erblickend, der sein wunderbares Geschick verschlang.

Diese großen Ereignisse lagen indessen noch in weiter Ferne. Napoleon schien zu jener Zeit allmächtig zu sein und zwar für immer. Allerdings hatte er in der letzten Zeit einige Unannehmlichkeiten erfahren, denn die Vorsehung mischt immer einige Bitterkeit in unser Glück, um die menschliche Seele zu warnen und auf größeres Unheil vorzubereiten. Diese vierzehn Tage waren peinlich gewesen, aber doch rasch vorübergegangen. Die Milde, die er geübt hatte, verbreitete über seine junge Regierung einen sanften Schein. Der Tod von Georges betrübte Niemand, obgleich sein Muth, eines bessern Looses würdig, einiges Bedauern einflößte. Dieses Gefühl machte bald der Neugier Platz, mit der man der Krönung entgegensah.

Auf diese Weise endete nach zwölf Jahren nicht die französische Revolution, die noch immer lebte und unzerstörbar war, sondern jene Republik, die man eine unvergängliche nannte. Sie endete unter der Hand eines siegreichen Soldaten, wie alle Republiken enden, die nicht in den Armen der Oligarchie einschlummern.

XX. Buch.

Die Kaiserkrönung.

Die Verschwörung von Georges, der Proceß der Royalisten und die dadurch hervorgerufenen Veränderungen in der Regierungsform hatten den ganzen Winter von 1803 zu 1804 ausgefüllt und das große Unternehmen Napoleons gegen England verzögert. Er hatte dasselbe jedoch nie aus den Augen verloren und bereitete in diesem Augenblicke die Ausführung für die Mitte des Sommers von 1804 mit doppelter Sorgfalt und Thätigkeit vor. Dieser Aufschub war übrigens durchaus nicht nachtheilig, denn in seiner Ungeduld, einen so großen Entwurf auszuführen, hatte Napoleon die Möglichkeit, gegen das Ende des Jahres 1803 fertig zu sein, bedeutend über

CARDINAL FESCH.

trieben. Die fortwährenden Versuche, die in Boulogne stattfanden, machten täglich auf neue Vervollkommnungen aufmerksam, und es kam nichts darauf an, ob man den Schlag um sechs Monate aufschob, wenn man dann nur um desto sicherer traf. Die Armee war es übrigens nicht, welche diesen Zeitverlust veranlaßte, denn sie war zu jener Zeit stets in Bereitschaft; die Verzögerung entstand durch die Flotille und durch die Geschwader. Der Bau der flachen Fahrzeuge war beendet, ihre Vereinigung in den vier Häfen am Canal war erfolgt. Aber die batavische Flotille ließ auf sich warten und die Geschwader von Brest und Toulon, deren Theilnahme für unumgänglich nothwendig galt, waren noch nicht bereit, da acht Monate für ihre Ausrüstung nicht genügt hatten. Der Winter von 1804 war dazu verwendet worden, um dieselbe zu vervollständigen. Mithin hatte man die anscheinend verlorene Zeit gut benutzt. Vorzüglich hatte sie dazu gedient, finanzielle Hülfsmittel zu schaffen, die mit den militärischen Hülfsmitteln stets in der genauesten Verbindung stehen, was dieses Mal mehr denn je galt. Wenn man den Krieg zu Lande mittelst vieler Industrie und indem man sich großen Nachtheilen aussetzt, mit wenig Geld und auf Feindes Kosten führen kann, so kann man beim Seekriege des Geldes gar nicht entbehren, denn man findet auf der unermeßlichen Einöde des Oceans nur das, was man beim Auslaufen aus dem Hafen selbst mit sich genommen hat. Die finanziellen Hülfsmittel waren daher nicht der unwichtigste Theil der unermeßlichen Vorbereitungen Napoleons, und sie verdienen, daß wir uns einen Augenblick mit ihnen beschäftigen.

Wir haben gesagt, mit welchen Hülfsmitteln man den Kampf nach dem Bruche des Friedens von Amiens begonnen hatte. Das Budget des Jahres XI. (1803), bei dessen Abstimmung man die neueren Ereignisse nicht hatte voraussehen können, war ohne die Erhebungskosten auf 589 Millionen festgestellt worden, d. h. auf 89 Millionen höher, als das Budget vom vorigen Jahre, das blos 500 Millionen betragen hatte. Die Ausgaben hatten jedoch die vom gesetzgebenden Körper angenommene erstere Summe um 30 Mill. überstiegen und 619 Millionen betragen. Dies ist ohne Zweifel wenig, wenn man an die Kosten einer solchen Expedition, wie die von Boulogne, denkt. Diese Geringfügigkeit der Vermehrung des Budgets erklärt sich durch die Zeit, welche die Rechnungsjahre von einander

trennt. Das Rechnungsjahr XI. endigte am 21. Sept. 1803 und an demselben Tage begann das Rechnungsjahr XII. Die Hauptausgaben der Flotillen konnten mithin im Budget des Jahres XII. noch nicht enthalten sein. Auf diese Weise konnte man sich auf 619 Millionen beschränken, die mit den Erhebungskosten auf 710 oder 720 Millionen stiegen. Das Budget des Jahres XII. mußte bei Weitem höher sein, denn dieses sollte Alles decken, was im Jahre XI. nicht bezahlt worden war. Das Budget dieses Jahres hatte man durch die gewöhnlichen Abgaben in das Gleichgewicht gebracht, denn der Betrag derselben hatte sich trotz des Krieges bedeutend höher gestellt. So groß war die Sicherheit, die jetzt unter der weisen und kräftigen Regierung in Frankreich herrschte. Der Stempel und die Register hatten 10 Millionen Vermehrung ergeben, die Zölle 6 — 7 und trotz eines Steuererlasses von 10 Millionen an der Grundsteuer hatten sich die gewöhnlichen Auflagen auf 573 Millionen gehoben. Den Mehrbedarf hatte man gedeckt mit den 22 Mill. der italienischen Subsidien und mit den 24 Mill., die man außerordentlichen Hülfsquellen entnahm, nämlich den spanischen Hülfsgeldern von 4 Mill. monatlich und dem Kaufpreise für das den Amerikanern zugestandene Louisiana. Diese Hülfsquellen waren kaum angegriffen und blieben beinahe ganz für das Jahr XII., was ein sehr glücklicher Umstand war, da dieses Rechnungsjahr (vom Sept. 1803 bis Sept. 1804) mit allen Kriegsausgaben belastet wurde.

Die Ausgaben des Jahres XII. konnten anstatt 619 nicht unter 700 Millionen geschätzt werden, was mit den Erhebungskosten und einigen Zusatzcentimen eine Totalsumme von 800 Millionen ausmachte. In dieser Summe war die neue Civilliste noch nicht einmal begriffen. Man sieht, daß die Budgets mit großen Schritten der Summe näher kamen, die sie gegenwärtig erreicht haben.

Es ließ sich eine gewisse Verminderung in den Domaineneinkünften voraussetzen, indem Nationalgüter veräußert und dem Senat, der Ehrenlegion, der Schuldentilgungskasse Dotationen in liegenden Gründen angewiesen waren. Die gewöhnlichen Steuern konnten sich auf nicht mehr als 560 Mill. erheben, abgesehen von der wahrscheinlichen Vermehrung der Productionen, die man in einem Uebermaß von Bedenklichkeiten nicht mit aufnehmen wollte. Man bedurfte daher nicht minder als 140 Mill. außerordentlicher Auflagen, um die 700 Mill.

der Ausgaben, bei denen die Erhebungskosten und die Zusatzcentimen noch nicht einmal gerechnet waren, zu decken. Italien zahlte für den Schutz unserer Armee 22,000,000. Die 48 Mill. der spanischen Subsidien und die 60 Mill. aus Nordamerika, die aber durch die Unterhaltungskosten auf 52 reducirt wurden, brachten die Summe der außerordentlichen Einnahme auf 122 Millionen. Man mußte mithin noch etwa 20 Mill. ausfindig machen. Die bereits früher angewendete Hülfsquelle der Cautionen sollte diese liefern. Man hatte bereits von den Generaleinnehmern, den Erhebern der Zölle u. s. w. Cautionen verlangt. Diese Cautionen kamen in die Tilgungscasse, die den Deponenten dafür haftete. Die Casse ihrerseits legte sie in die Hände der Regierung, die in dem Maßstabe von 5 Mill. jährlich wiederzubezahlen versprach. Das Ganze war eine Art von Anleihe bei den Cassenbeamten, die übrigens ganz in der Ordnung war, da diese dem Staate eine Garantie für gute Geschäftsführung schuldeten. Diese Anleihe ließ sich ausdehnen, da es noch Cassenbeamte gab, die der allgemeinen Regel unterworfen werden konnten. In der That existirte eine neue Classe von Einnehmern der öffentlichen Gelder, deren Verhältnisse noch nicht festgestellt worden waren, nämlich die Erheber der directen Steuern. Bis dahin hatte man in den Städten und Dörfern keine vom Staate ernannten Einnehmer, sondern kleine Pächter, denen die Erhebung im öffentlichen Aufstreich zugesprochen wurde. Dieses System hatte man in den großen Städten aufgegeben und fest angestellte, vom Schatz durch einen bloßen Abzug besoldete Einnehmer ernannt. Da diese neue Manier sich als gut bewährt hatte, so machte man den Vorschlag, im Jahre 1804 in allen Gemeinden, ländlichen wie städtischen, Einnehmer der Regierung anzustellen und allgemeine Caution aufzuerlegen, die man im Ganzen auf 20 Millionen schätzte. Diese Summe sollte gleich den frühern Cautionen in den Schatz fließen und von diesem der Tilgungscasse nach und nach ersetzt werden.

Zu diesem Mittel fügte man den Verkauf einiger Nationalgüter, die nach den verschiedenen Dotationen noch verfügbar blieben. Dies war eine neue Hülfsquelle von 15 Millionen, welche als Reservefond dienen konnten. Die Nationalgüter wurden der Tilgungscasse überwiesen, welche sie nach und nach verkaufte und stets zu höhern Preisen. Es wurde bestimmt, daß man ihr die Verkaufssumme lassen

wolle, um sich von den 5 Millionen zu entlasten, die man ihr jährlich für die Zurückzahlung der Cautionen schuldete.

Die für das Jahr XII. geschaffenen finanziellen Hülfsmittel waren mithin folgende: 560 Millionen ordentlicher Steuer, 22 Mill. italienische Hülfsgelder, 48 Mill. spanische Hülfsgelder, 52 Mill. Kaufpreis für Louisiana, 20 Mill. Cautionen, dazu in Nationalgütern mehrere Millionen. Dies war mehr als die 700 Millionen, die man für dieses Rechnungsjahr (September 1803 bis September 1804) nöthig hielt.

Man stand aber am Ende des Rechnungsjahres XII., da jetzt der Sommer des Jahres 1804 war. Man mußte mithin an das Rechnungsjahr XIII. denken, dem ein beträchtlicher Fond fehlte, nämlich die amerikanischen Gelder, die das Jahr XII. vollkommen verschlang. Man konnte nicht umhin, diesen Ausfall sofort zu decken.

Napoleon war seit längerer Zeit überzeugt, daß die Revolution, obgleich sie durch die Gleichheit der Steuern große Dienste geleistet, doch den Grundbesitz zu sehr mißhandelt habe, indem sie durch die Unterdrückung der indirecten Abgaben die öffentlichen Lasten allein auf ihn wälzte. Was die Revolution gethan hat, ist in unruhigen Zeiten nur zu gewöhnlich. Bei der ersten Unordnung sucht das Volk vorzüglich in den Städten aus ihr dadurch Nutzen zu ziehen, daß es die Steuern verweigert, die auf den Nahrungsmitteln ruhen, namentlich auf den Getränken, einem seiner größten Genüsse. Dies sah man im Jahre 1830, wo die Abgaben dieser Art sechs Monate lang verweigert wurden; 1815, als ihre Unterdrückung das trügerische Versprechen war, das die Bourbons einen Augenblick lang beliebt machte; 1789 endlich, wo die ersten Volksbewegungen gegen die Barrieren gerichtet waren. Aber diese Auflagen, welche die Bevölkerung der Städte am meisten verabscheut, sind trotz dem diejenigen, welche wahrhaft glückliche Länder charakterisiren, auf dem Reichen weit mehr lasten, wie auf dem Armen, und der Production weit weniger schaden, als alle andern, während die Grundsteuer dem Ackerbau Capitalien raubt, Vieh und Dünger entzieht, den Boden aussaugt und auf diese Weise die beste Quelle des Reichthums angreift. Im 18. Jahrhundert hatte sich ein Vorurtheil eingeschlichen, das damals, wie man anerkennen muß, auf einem unbestreitbaren Grunde ruhte. Das Grundeigenthum, das sich damals in den Händen der Aristokratie und des

Clerus befand und je nach der Eigenschaft der Besitzer ungleiche Steuern bezahlte, war ein Gegenstand bittern Hasses von Seiten aller der Edlen, welche die ärmern Classen erleichtern wollten. Zu dieser Zeit erdachte man die Theorie von der einzigen Auflage, die ausschließlich auf dem Grund und Boden ruhen und alle Abgaben des Staates decken sollte. Auf diese Weise hätte man die Accise und die Salzsteuer unterdrücken können, Beides Auflagen, die anscheinend auf dem Volke allein lasteten. Aber diese Theorie, die in der Absicht edel, thatsächlich falsch war, mußte durch die Erfahrung zu Boden fallen. Seit 1789 verdiente der Landbesitz, der unter tausend Hände vertheilt und mit gleichen Lasten belegt war, nicht mehr den Haß, mit dem man ihn früher verfolgt hatte, und man mußte jetzt in ihm das so wesentliche Interesse des Landbaues berücksichtigen. Man mußte sich sagen, daß man durch zu große Belastung desselben der Bevölkerung des Landes schade und ihr zu Gunsten der Käufer und Verkäufer der geistigen Getränke die Culturmittel raube. Man mußte sich sagen, daß die Einnahmen den Ausgaben nothwendig gleich zu stellen seien, wenn man nicht in das Papiergeld und den Bankerott zurückfallen wolle, daß man aber, um diesen Zweck zu erreichen, die Quellen der Auflagen nothgedrungen vervielfältigen müsse, um sie nicht versiechen zu lassen. Dem Manne, der in Frankreich die Ordnung wieder hergestellt und die Finanzen aus dem Chaos gerettet hatte, war es vorbehalten, sein Werk zu vollenden und die verschlossene Quelle der indirecten Steuern wieder zu eröffnen. Dazu bedurfte man aber einer großen Autorität und einer nicht minder bedeutenden Thatkraft. Seinem Charakter getreu, trug Napoleon kein Bedenken, unter dem Namen der vereinigten Gefälle (droits réunis) die unpopulärste, aber nützlichste aller Auflagen wiederherzustellen.

Den ersten Antrag machte er im Staatsrath und entwickelte die wahren Grundsätze dieses Gegenstandes mit einem merkwürdigen Scharfsinn, als ob die Finanzen das Studium seines Lebens gewesen wären. Der Theorie der einzigen Auflage, die ausschließlich auf dem Grund und Boden ruht, von Besitzer und Pächter die Totalsumme aller Staatseinnahmen verlangt und sie zur Vorauszahlung zwingt, indem angenommen wurde, daß die Theurung der Bodenproducte sie für diesen Vorschuß entschädigen werde, dieser so thöricht übertriebenen Theorie stellte er die einfache und wahre Theorie einer unter

verschiedenen Gestalten auftretenden Auflage entgegen, die auf jedem Eigenthum und auf jeder Industrie ruht, keinem Geschäft einen zu beträchtlichen Antheil an den öffentlichen Lasten aufbürdet, folglich keine künstliche Bewegung in den Werthen hervorruft, den Reichthum aus allen Canälen schöpft, wo er in Ueberfluß vorhanden ist, und deshalb keine zu merkliche Verringerung desselben bewirkt. Dieses System, die Frucht der Zeit und der Erfahrung, trifft nur ein einziger Vorwurf: daß die Verschiedenheit der Steuern eine Vervielfältigung der Erhebung und mithin eine Vermehrung der Kosten hervorruft. Es bietet aber so viele Vortheile dar und das entgegengesetzte System ist so gewaltthätig, daß diese kleine Vermehrung der Kosten nicht ernstlich in Betracht kommen kann.

Als seine Ansichten die Billigung des Staatsraths gefunden hatten, schickte Napoleon seinen Entwurf an den gesetzgebenden Körper, wo er auf keine ernstliche Schwierigkeit stieß, da mehrere Conferenzen zwischen den entsprechenden Sectionen dieser Körperschaft und des Staatsraths vorangegangen waren. Die Bestimmungen des Entwurfs waren folgende: Für die Erhebung wurde ein Personal geschaffen unter dem Namen einer Regie der vereinigten Gefälle. Diese Regie sollte die steuerbaren Gegenstände an den Orten aufsuchen, wo sie erbaut oder fabricirt wurden. Diese Gegenstände waren Wein, Branntwein, Bier, Apfelwein u. s. w. Auf den ersten Verkauf legte man eine einzige regelmäßige Auflage und berechnete sie nach einem Inventarium, das zur Zeit der Ernte oder Fabrication aufgestellt wurde. Diese Abgabe mußte sofort bezahlt werden, sobald die Waare in eine andere Hand überging. Nächst den Getränken war der Tabak der hauptsächlichst besteuerte Gegenstand. Es existirte bereits ein Zoll für fremde Tabake und eine Abgabe von französischen (denn ein Monopol gab es damals noch nicht), aber der Ertrag dieser letztern entging dem Schatze, da es an Aufsicht fehlte. Die Einführung einer Regie der vereinigten Gefälle gab die Möglichkeit an die Hand, diese bis dahin schwache Steuer völlig zu erheben und dadurch bedeutend zu erhöhen. Das Salz war unter den besteuerten Gegenständen nicht mit begriffen. Man hatte die Erinnerung an die alte Salzsteuer nicht wieder erwecken wollen. Indessen führte man in Piemont aus politischen und finanziellen Gründen eine Salzregie ein. Da Piemont sein Salz theils aus Genua,

theils von den Pomündungen holte, und in Folge selbstsüchtiger Speculanten häufig empfindlichen Theuerungen ausgesetzt war, so hatte es der Dazwischenkunft der Regierungen nicht entbehren können. Indem man einer Salzregie den Ankauf und den Vertrieb des Salzes zu einem mäßigen Preise übertrug, entfernte man die Gefahr der Theuerung und verschaffte sich ein ebenso sicheres, als leichtes Mittel, eine erträgliche und dem Volke wenig lästige Auflage zu erheben.

Diese verschiedenen Combinationen konnten im Jahre XII., wo man sie erst einführte, keinen Ertrag geben, ließen aber für das Jahr XIII. auf 15—18 Millionen hoffen, für das Jahr XIV. auf 30 bis 40, und für die späteren Zeiten auf einen Ertrag, den man freilich nicht schätzen konnte, der jedoch ausreichen mußte, allen Bedürfnissen eines selbst längeren Krieges zu genügen.

Man hatte mithin die Hülfsquellen für das laufende Rechnungsjahr XII. gesichert, indem man sich 700 Millionen ordentliche und außerordentliche Einnahmen verschaffte. Für die künftigen Rechnungsjahre hatte man sich einen sichern Ertrag vorbereitet. Für die ersten Zeiten traten indessen große Schwierigkeiten ein, die nöthigen Gelder zu erheben. Die beiden Hauptquellen bestanden augenblicklich in dem Kaufpreise für Louisiana und in den monatlichen Hülfsgeldern Spaniens. Die Auszahlung der amerikanischen Gelder hatte durch die Berathungen des Congresses eine unvermeidliche Zögerung erlitten. Das Haus Hope schickte sich indessen an, einen Theil der Gelder gegen Ende des Jahres 1804 zu zahlen. Was Spanien betrifft, so hatte es von den 44 im Floréal fälligen Millionen in Werthen erst 22 gezahlt, d. h. die Hälfte. Die Finanzen dieses unglücklichen Landes befanden sich in einer größern Verwirrung denn je. Obgleich in Folge der Neutralität, die Frankreich ihm bewilligt hatte, die Meere seinen Silberflotten offen standen, so dienten die von Mexico kommenden Metalle doch zu thörichten Verschwendungen.

Man ließ die Papiere des Schatzes discontiren, um diese verzögerten Einnahmen zu ersetzen. Die Engländer besitzen die Staatskammerscheine, wir haben jetzt die königlichen Scheine, die in drei Jahren oder zwölf Monaten rückzahlbar sind, auf dem Platze negociirt werden und eine Art temporärer Anleihe bilden, mit deren Hülfe man längere oder kürzere Zeit warten kann, bis die Staatseinnahmen wieder zu fließen beginnen. Obgleich Napoleon an der Wieder=

herstellung der Finanzen viel und mit Glück gearbeitet hatte, so genoß doch der Schatz bei dem Handelsstande nicht Vertrauen genug, um im eigenen Namen irgend welche Scheine ausgeben zu können. Die Obligationen der Generaleinnehmer, welche die persönliche Verpflichtung eines zahlungsfähigen Mannes begründeten und im Fall eines Protestes von der Amortisationscasse eingelöst wurden, hatten allein Credit erhalten. Sie waren, wie gesagt, im Anfange der Verwaltung für den ganzen Betrag der directen Steuern ausgestellt und nach und nach von Monat zu Monat zahlbar. Die letzten verfielen in funfzehn bis achtzehn Monaten. Um die Staatseinkünfte im Voraus zu realisiren, discontirte man sie in Summen von 20 bis 30 Millionen, zu dem Preise eines halben Procents monatlich, 6 Procent jährlich, und seit dem Kriege zu ¾ Procent monatlich oder 9 Procent jährlich. Trotz des Vertrauens, das die Regierung einflößte, stand der Schatz in einem so schlechten Credit, daß die besten Bankhäuser Operationen dieser Art von sich wiesen. Unsere Speculanten, die alten Lieferanten des Directoriums, befaßten sich mit dem Disconto. Um sich von ihnen los zu machen, hatte sich Marbois an die Generaleinnehmer selbst gewendet. Diese traten in Paris in einen Ausschuß zusammen und discontirten ihre eigenen Obligationen, theils mit eigenen Mitteln, theils mit Geldern, die sie sich zu hohen Zinsen von Capitalisten verschafften. Aber diese Männer besaßen weder Geld noch Muth genug, um den großen Anforderungen des Schatzes entsprechen zu können. Es lebte damals in Paris ein in dieser Art von Geschäften sehr erfahrener Banquier, Desprez, es war ein sehr thätiger, sehr geschickter Lieferant da, Vanlerberghe, endlich ein sehr fruchtbarer Speculant, Ouvrard, der damals wegen seines unermeßlichen Vermögens berühmt war. Ouvrard bildete mit Desprez und Vanlerberghe eine Gesellschaft, stellte sich an die Spitze derselben und wurde bald wie unter dem Directorium der Hauptagent der Regierung. Er gewann bald das Vertrauen Marbois', des Finanzministers, der seine eigene Schwäche zu sehr kannte, um nicht froh zu sein, einen Mann um sich zu haben, der alle die Auskunftsmittel erfand, die er selbst nicht zu finden wußte. Ouvrard erbot sich, für sich und seine Gesellschafter, die Schatzscheine zu negociiren. Er schloß im Germinal des Jahres XII. (April 1804) den ersten Vertrag, durch den er sich verpflichtete, nicht blos eine beträchtliche Menge

Obligationen der Generaleinnehmer, sondern selbst die spanischen Scheine zu discontiren, welche letzteren in Wechseln mit langen Fristen bestanden. Ouvrard machte keine Schwierigkeiten, diese spanischen Wechsel als baares Geld anzunehmen und den Betrag zu entrichten. Er hatte bei diesem Geschäft einen besondern Vortheil. Er und Vanlerberghe waren in Folge früherer Lieferungen Staatsgläubiger zu hohen Summen. Indem sie die Obligationen der Generaleinnehmer und der Krone Spaniens discontirten, waren sie berechtigt, einen Theil ihrer Forderungen als baares Geld anzurechnen. Auf diese Weise bezahlten sie sich beim Discontiren selbst. Diese Gesellschaft „der vereinigten Kaufleute" begann sich auf diese Weise der Geldangelegenheiten des Staates zu bemächtigen. Ihr Ursprung verdient Aufmerksamkeit, denn sie nahm bald an unermeßlichen Operationen Antheil und spielte in unseren Finanzen eine bedeutende Rolle. Sie machte schon dann gute, ja vortreffliche Geschäfte, wenn Spanien seine Verpflichtungen erfüllte, denn die Obligationen der Generaleinnehmer boten die größte Sicherheit dar. Diese Obligationen hatten nur das eine Unangenehme, Papiere mit langer Frist zu sein, indem der Schatz zu seinen Zahlungen solche verwendete, die in zwei bis drei Monaten fällig waren, und diejenigen, die in sechs, zwölf, funfzehn Monaten zahlbar wurden, discontirte. Was die spanischen Wechsel betraf, so hing ihr Werth von dem Benehmen dieses Hofes und von der Ankunft der mexicanischen Silberflotten ab. Ouvrard gründete auf diese Basis die umfassendsten Pläne, wußte den leichtgläubigen Marbois glücklich zu blenden und reiste nach Madrid ab, um seine kühnen Entwürfe in das Leben treten zu lassen.

Napoleon mißtraute diesem fruchtbaren, aber tollkühnen Geiste und hatte auch Marbois gewarnt. Aber Ouvrard discontirte die Obligationen des Schatzes, die spanischen Wechsel und ernährte die Armee. In Folge seiner Bemühungen waren alle Dienstzweige versehen, und war ja ein Unheil zu fürchten, so konnte dies unmöglich große Ausdehnung haben, da Ouvrard stets bei dem Schatz im Vorschuß zu sein schien, der Schatz niemals bei ihm.

Dies waren die Mittel, die man hatte, um sofort allen Kriegslasten zu genügen, ohne zu Anleihen seine Zuflucht zu nehmen. Man ließ Speculanten auf dem Wege des Disconto die Staatseinkünfte und die 122 Millionen Hülfsgelder der Verbündeten im Voraus ent-

richten. Was die Zukunft betraf, so verließ man sich auf die indirecten Steuern, deren lange beschlossene Einführung in diesem Jahre endlich decretirt war.

Napoleon hatte beschlossen, sein großes Unternehmen in kurzer Zeit auszuführen. Er wollte im Monat Juli oder August des Jahres 1804 über die Meerenge setzen. Wenn die Ungläubigen, die seinen Plan bezweifelt haben, seinen geheimen Briefwechsel mit dem Marineminister, seine unendlich vielen Befehle, seine vertraulichen Mittheilungen an den Erzkanzler Cambacérès lesen könnten, so würden sie über das wirkliche Bestehen dieses außerordentlichen Entschlusses nicht mehr ungewiß sein können. Alle zu der Flotille gehörenden Fahrzeuge waren in Etaples, Boulogne, Wimereux und Ambleteuse vereinigt, diejenigen ausgenommen, die zwischen Brest und Bayonne gebaut waren, da man die zur Vereinigung benutzte Küstenschifffahrt nie bis jenseit Quessant hatte ausdehnen können. Da aber fast alle Bauten zwischen Brest und den Scheldemündungen ausgeführt worden waren, so war das Fehlende nicht beträchtlich. Man besaß Mittel genug, um die 120,000 Mann zu transportiren, die auf den Kanonierschaluppen Aufnahme finden sollten. Die übrigen hatten sich immer auf den Flotten von Brest und vom Texel einschiffen sollen, wie man sich erinnern wird.

Die holländische Scheldenflotille war noch zurück. Napoleon hatte den Oberbefehl dem Admiral Verhuel übertragen, der seine Achtung besaß und verdiente. Die Holländer, etwas träge und hauptsächlich ohne Vertrauen zu diesem merkwürdigen Plane, der ihrem kalten und methodischen Geiste vielleicht zu kühn erschien, arbeiteten ziemlich langsam. Indessen hatten der Eifer des Admirals und die Vorstellungen unsers Ministers im Haag, Semonville, die Rüstungen beschleunigt, zu denen Holland verpflichtet war. Eine Flotte von sieben Linienschiffen und zahlreichen Handelsfahrzeugen stand bereit, die 24,000 Mann des Generals Marmont aus dem Lager von Utrecht aufzunehmen. Zugleich war eine Flotille von einigen Hundert Kanonierschaluppen und Fischerböten auf der Schelde fast ganz fertig. Man mußte jetzt die Ankerplätze verlassen und aus den Schelbepässen hervorbrechen, die freilich dem Feinde viel zugänglicher waren, als die französischen Küsten. Admiral Verhuel, der seine Detachements selbst leitete, hatte zwischen der Schelde und Ostende glänzende Gefechte geliefert. Er

hatte einige Schaluppen verloren, im Ganzen fünf bis sechs, aber die Anstrengungen der Engländer vereitelt und die Ungläubigkeit der holländischen Seeleute in Zutrauen verwandelt. Die holländische Flotille bewirkte im Frühjahr 1804 bei Ostende, Dünkirchen und Calais ihre Vereinigung und hielt sich bereit, das bei Brügge lagernde Corps des Marschalls Davout aufzunehmen. Napoleon hatte mehr gewollt, denn seine Absicht war gewesen, die holländische und französische Flotille in den Häfen links vom Cap Grisnez ganz zu vereinigen. Man suchte ihn zufrieden zu stellen, indem man die Lager der Truppen und die Stationsorte der Flotille näher an einander rückte.

Die Arbeiten an der Küste von Boulogne waren beendigt, die Forts gebaut, die Bassins gegraben. Die Truppen waren ihren militairischen Uebungen zurückgegeben. Sie hatten eine Disciplin, eine Genauigkeit der Bewegungen erreicht, die wahrhaft bewunderungswürdig waren, und bildeten eine Armee, die nicht allein durch zahlreiche Feldzüge an den Krieg gewöhnt und durch harte Arbeiten gestählt war, sondern auch so gut manövrirte, als habe sie Jahre lang auf dem Exercierplatze zugebracht. Diese Armee, vielleicht die schönste, die jemals ein Fürst oder ein General befehligte, erwartete mit Ungeduld die Ankunft ihres gekrönten Führers. Sie brannte, ihn zu beglückwünschen und ihm auf den Schauplatz eines neuen und außerordentlichen Ruhmes zu folgen.

Napoleon war nicht minder ungeduldig, sich mit ihr zu vereinigen. Es hatte sich aber eine große Streitfrage zwischen den Männern von Fach erhoben, nämlich die, ob die Kanonierschaluppen der Flotille, diese Nußschalen, wie man sie nannte, der englischen Flotte trotzen könnten. Die Admirale Bruix und Verhuel hatten das größte Vertrauen zu diesen Schaluppen. Beide hatten mit den englischen Fregatten Kanonenschüsse gewechselt, waren zu allen Zeiten aus den Häfen ausgelaufen und hegten die Ueberzeugung, daß man mit diesen leichten Fahrzeugen über die Meerenge setzen könne. Der Admiral Decrès, der gern aller Welt widersprach und dem Admiral Bruix lieber als irgend einem Andern, schien anders zu denken. Diejenigen unserer Seeoffiziere, die auf der Flotille nicht gedient hatten, neigten sich der Meinung des Ministers Decrès zu, sei es nun aus Vorurtheil, sei es in Folge der gewöhnlichen Neigung des Menschen, Alles

zu bekriteln, was er nicht selbst gethan hat. Der Admiral Ganteaume, von Toulon nach Brest versetzt, war Zeuge eines Unfalls gewesen, der ihm lebhafte Besorgniß für das Schicksal der Armee und des Kaisers einflößte. Der Anblick einer Kanonenschaluppe, die vor seinen Augen auf der Rhede von Brest gleich beim Auslaufen scheiterte, hatte ihn mit Unruhe erfüllt und ihm Veranlassung gegeben, sofort an den Marineminister zu schreiben. Dieser Unfall hatte indessen nichts zu bedeuten. Die Schaluppe war schlecht beladen, das Geschütz schlecht vertheilt, die Mannschaft ungeübt, und das Zusammenwirken aller dieser Uebelstände hatte den Schiffbruch herbeigeführt.

Gegen die Dauerhaftigkeit der Schiffe hatte der Admiral Decrès nichts einzuwenden. Die Flotille von Boulogne, die seit zwei Jahren bei den stärksten Stürmen manövrirte, hatte in dieser Beziehung alle Bedenklichkeiten beseitigt. Die Einwürfe, die er dem Kaiser und dem Admiral Bruix machte, waren folgende*). Gewiß, sagte er, hat eine vierundzwanzigpfündige Kugel dieselbe Kraft, wenn eine Schaluppe oder ein Linienschiff sie abfeuert. Sie verursacht dieselben Verwüstungen und mehr noch, wenn sie von einem schwachen Fahrzeuge kommt, das in der Wasserlinie feuert und schwer zu treffen ist. Bedenkt man nun noch das in kleiner Entfernung furchtbare Musketenfeuer, ferner die Gefahr des Enterns, so kann man den Werth der Kanonierschaluppen nicht in Abrede stellen. Sie führen mehr als 3000 Feuerschlünde von schwerem Kaliber, d. h. ebenso viel als eine Flotte von 30 bis 35 Linienschiffen, eine Macht, die sehr

*) Die vertraute Correspondenz des Admirals Decrès mit dem Kaiser, so geheim, daß sie ganz und gar von seiner eignen Hand geschrieben ist, liegt in den Privatarchiven des Louvre. Sie ist nächst der des Kaisers eine der schönsten Denkmale dieser Zeit und gereicht dem Patriotismus, dem Verstande des Ministers und der pikanten Originalität seines Geistes gleich sehr zur Ehre. Ueber die Organisation der Marine in Frankreich enthält sie Ansichten vom größten Werthe und sollte unablässig von Seemännern und Administratoren gelesen werden. In ihr habe ich diesen tiefen Plan des Kaisers studiren, einen neuen Beweis seiner außerordentlichen Voraussicht und die Gewißheit, daß seine Entwürfe ernstlich gemeint waren, ersehen können. In einem Briefe ist die Ansicht des Admirals Decrès von der Flotille ausgesprochen, die man damals mehr vermuthete als kannte; denn Napoleon befahl Jedermann Schweigen über die starke oder schwache Seite seiner Pläne. Die Operation wurde nicht, wie es seitdem bräuchlich ist, durch die Indiscretion der bei ihr betheiligten Agenten im Voraus ruchbar.

selten zu vereinigen ist. Aber wo hat man diese Schaluppen mit den großen Fahrzeugen der Engländer sich messen sehen? an einem einzigen Orte, nämlich nahe am Ufer, zwischen Untiefen, in die jene großen Schiffe nicht einzudringen wagen, um einen Feind zu verfolgen, der schwach, aber zahlreich ist und sie mit seinen Kugeln überschüttet. Dieser Kampf gleicht jenem eines Heeres, das in Engpässen, von der Höhe unangreifbarer Stellungen herab, von einer Wolke tapferer Scharfschützen angegriffen wird. Aber, fuhr Admiral Decrès fort, denken Sie sich diese Schaluppen mitten im Canal, außerhalb der Untiefen, Linienschiffen gegenüber, die ihrer Bewegungen Herr sind; nehmen Sie ferner an, daß der Wind ziemlich stark ist, den Feinden das Manövriren erleichtert, unsern Schaluppen erschwert, und sagen Sie sich dann, ob diese nicht Gefahr laufen, von den Riesen, mit denen sie kämpfen müssen, in großer Zahl überfahren und zertrümmert zu werden? — Man würde von 2000 Fahrzeugen vielleicht 100 verlieren, antwortete Admiral Bruix, aber es blieben immer noch 1900, genug, um England zu Grunde zu richten. — Ja, entgegnete Admiral Decrès, wenn das Unglück dieser 100 Fahrzeuge nicht unter den andern 1900 Schrecken verbreitete, wenn nicht schon in dieser großen Zahl eine unvermeidliche Veranlassung zur Verwirrung läge, wenn endlich die Seeoffiziere ihre Kaltblütigkeit behielten und nicht Unordnungen veranlaßten, die eine allgemeine Katastrophe herbeiführen würden. —

Man war deshalb wieder darauf zurückgekommen, eine Windstille oder einen Nebel abzuwarten, zwei gleich günstige Gelegenheiten, da die englischen Schiffe bei einer Windstille der Fähigkeit, sich zu bewegen, beraubt waren, bei einem Nebel unsere Schiffe nicht sehen und deshalb in beiden Fällen vermieden werden konnten. Aber diese Umstände, die in jeder Jahreszeit freilich zwei oder drei Mal eintreten, verschafften keine hinreichende Sicherheit. Man brauchte zwei Fluthen, d. h. vierundzwanzig Stunden, um die ganze Flotille auslaufen zu lassen, zehn bis zwölf Stunden, um über den Canal zu gelangen, im Ganzen, den unvermeidlichen Zeitverlust mitgerechnet, achtundvierzig Stunden. War nun nicht zu fürchten, daß in diesem Zwischenraume von zwei Tagen eine plötzliche Veränderung in der Atmosphäre die Flotille in voller Thätigkeit überrasche?

Die Einwürfe des Ministers Decrès waren mithin sehr gewich-

tig. Napoleon schöpfte seine Antworten aus seinem Charakter, aus seinem Vertrauen auf sein Glück, aus den Erinnerungen an den St. Bernhard und an Aegypten. Seine schönsten Operationen seien trotz ebenso großer Hindernisse ausgeführt worden, sagte er; man müsse dem Zufall so wenig als möglich überlassen, aber doch immer etwas. Widerlegte er die Einwürfe aber auch, so wußte er sie doch zu schätzen, denn dieser Mann, der das Glück so lange versuchte, bis es ihm den Rücken kehrte, ließ doch nie die Gelegenheit vorübergehen, wenn er die Gefahr vermeiden und sich eine Aussicht auf Erfolg mehr verschaffen konnte. Im Entwurf tollkühn, ging er an die Ausführung mit bedächtiger Ueberlegung. Um diesen Einwürfen zu begegnen, trug er sich beständig mit dem Plane, in Folge eines unvorhergesehenen Manövers eine große Flotte in den Canal zu führen. Wenn diese Flotte den englischen Schiffen in den Dünen nur drei Tage lang überlegen war und die Ueberfahrt der Flotille deckte, so verschwanden alle Hindernisse. Der Admiral Decrès gestand, daß er in diesem Falle keinen Einwurf mehr zu machen habe und daß, wenn der Ocean überwunden, Großbritannien unsern Streichen blosgestellt dastehe. Wenn aber unsere Ueberlegenheit länger als zwei Tage dauerte, was beinahe gewiß war (da die englische Flotte vor Brest nicht rasch genug benachrichtigt werden konnte, um sich sofort mit jener von Boulogne zu vereinigen), so bekam die Flotille hinlängliche Zeit, die Ueberfahrt mehrere Mal zu machen, so daß sie neue Truppen, 10 — 15,000 Pferde und eine beträchtliche Verstärkung an Material nachholen konnte. Die Streitkräfte wuchsen dann so an, daß jeder Widerstand von Seiten Englands unmöglich wurde.

Diese großen Resultate hingen mithin von dem plötzlichen Erscheinen einer Flotte im Canale ab. Dazu bedurfte man einer unvorhergesehenen Combination, welche die Engländer nicht vereiteln konnten. Zum Glück war die alte britische Admiralität, deren Stärke hauptsächlich in ihren Traditionen und ihrem Gemeingeist beruhte, nicht im Stande, an Erfindungskraft mit einem schöpferischen Genie zu wetteifern, das sich beständig mit demselben Gegenstande beschäftigte und völlig unabhängig handelte.

Napoleon hatte in Brest 18 Linienschiffe, die sich bald bis zu 21 vermehren mußten, 5 in Rochefort, 5 in Ferrol, 1 in Cadiz, 8, bald 10 in Toulon. Der englische Admiral Cornwallis blokirte

Brest mit 15 bis 18, und Rochefort mit 4 bis 5 Linienschiffen. Eine schwache englische Division blokirte Ferrol. Nelson endlich kreuzte mit seinem Geschwader zwischen den hyerischen Inseln, um Toulon zu beobachten. Dies war der Zustand der beiderseitigen Streitkräfte, das Feld, das sich den Combinationen Napoleons darbot. Seine Absicht war, eine seiner Flotten im Geheimen wegzubringen und unversehends in den Canal segeln zu lassen, um dort den Engländern einige Tage überlegen zu sein. Als er im Winter, d. h. im vergangenen Februar, hatte handeln wollen, war er entschlossen gewesen, die Flotte von Brest nach den Küsten Irlands zu schicken, wo sie ihre 15 bis 18,000 Mann Landungstruppen aussetzen und dann plötzlich im Canal erscheinen sollte. Dieser kühne Plan war blos im Winter ausführbar, weil dann an keine fortwährende Blokade von Brest gedacht werden konnte, so daß das Auslaufen während eines Sturmes möglich war. Im Sommer war die Anwesenheit der Engländer so ununterbrochen, daß man ohne Kampf nicht auslaufen konnte. Schiffe aber, mit Truppen angefüllt, die das Meer zum ersten Male sahen, und Fahrzeugen gegenüber, die auf langen Fahrten große Uebung erlangt hatten und leicht beladen waren, liefen im Kampfe große Gefahr, wenn die Kräfte auch gleich gewesen wären. In dieser Jahreszeit ließ sich aus Toulon eher auslaufen. Im Juni und Juli herrschen dort heftige Winde, welche die Engländer zwangen, hinter Corsica oder Sardinien Schutz zu suchen. Ein Geschwader, das diesen Augenblick benutzte, konnte Abends auslaufen, in der Nacht zwanzig Stunden zurücklegen, Nelson durch einen falschen Weg täuschen und ihn vielleicht nach den Nilmündungen locken; denn seitdem Napoleon ihm 1798 entgangen war, dachte Nelson immer daran, daß die Franzosen wieder eine Armee nach Aegypten werfen möchten, und wollte sich nicht zum zweiten Male überraschen lassen. Napoleon dachte daher daran, die Flotte von Toulon dem kühnsten seiner Admirale, Latouche-Tréville, anzuvertrauen, ihr eine Stärke von 10 Linienschiffen und mehreren Fregatten zu geben, in der Umgegend ein Lager zu bilden, damit man an eine neue Expedition nach Aegypten glaube, in Wahrheit aber nur wenige Truppen zu versammeln, und die Flotte während eines Sturmes auslaufen zu lassen, wobei sie folgenden Weg eingeschlagen haben würde. Sie sollte zuerst nach Sicilien hinschiffen, dann sich westlich wenden, durch

die Meerenge von Gibraltar segeln, im Vorüberfahren das nach Cadiz geflüchtete Linienschiff Aigle an sich ziehen, Ferrol vermeiden, wo Nelson gewiß erschien, wenn er erfuhr, die Franzosen seien durch die Meerenge gegangen, bei Rochefort die französische Division an sich ziehen und endlich südlich von den sorlingischen Inseln, nördlich von Brest eine Stellung nehmen, um den ersten günstigen Wind zum Einlaufen in den Canal zu benutzen. Diese Flotte wäre bei ihrer Abfahrt 10 Linienschiffe, bei ihrer Ankunft 16 stark gewesen und konnte mithin die Meerenge von Calais einige Tage lang beherrschen. Nelson zu täuschen, war nicht schwer, denn dieser große Seemann, der in Schlachten so furchtbar war, besaß nicht immer ein vollkommen sicheres Urtheil und sein Geist verwirrte sich leicht bei der Erinnerung an Aegypten. Ebenso leicht ließ sich Ferrol vermeiden und Rochefort erreichen, um das dortige Geschwader aufzunehmen. Das Schwierigste war, in den Canal einzulaufen, indem man zwischen dem englischen Geschwader, das den Zugang zu Irland bewachte, und der Flotte des Admirals Cornwallis durchsegelte. Wenn aber Ganteaume immer bereit erschien, unter Segel zu gehen, und seine ganze Mannschaft an Bord hatte, so konnte es nicht fehlen, daß Admiral Cornwallis auf ihn allein achtete und sich ganz nahe an der Einfahrt in den Hafen hielt. Wenn er dagegen die Blokade von Brest aufgab, um Latouche-Tréville zu verfolgen, so lief Ganteaume in demselben Augenblicke aus und eine der beiden französischen Flotten kam gewiß vor Boulogne an, wenn nicht alle beide. Es war beinahe unmöglich, daß die englische Admiralität eine solche Combination entdeckte und Vorkehrungen gegen sie traf. Ein so entfernter Abfahrtspunkt, wie Toulon, konnte keinen Argwohn erregen. Da man überdies die Flotille so bewaffnete, daß sie sich selbst genügte, so entfernte man die Gedanken an eine Hülfe von außen her und schläferte die Wachsamkeit des Feindes ein. Dies war der Plan dieses großen Unternehmens, das nur in dem Geiste eines Mannes entspringen konnte, der allein dachte und handelte, sein Geheimniß wohl bewahrte und sich stets mit derselben Sache beschäftigte*).

---

*) Dies war Napoleons erster Plan. Wir werden später sehen, daß er, je nach den Umständen, nach welchen er handeln mußte, mehrmals geändert wurde.

„Wenn Sie einem Manne einen großen Plan anvertrauen wollen, sagte Decrès zum Kaiser, so müssen Sie ihn zuvor sehen, mit ihm reden, ihn mit Ihrem Genie beleben. Dies ist am nöthigsten bei unsern Seeoffizieren, deren Zutrauen durch unsere Niederlagen geschwächt ist, die stets bereit sind, als Helden zu sterben, aber mehr an einen ehrenvollen Untergang, als an den Sieg denken.“ — Napoleon berief daher Latouche-Tréville, der in Paris lebte, nachdem er kurz vorher von St. Domingo zurückgekehrt war. Dieser Offizier hatte weder die Wurfweite des Geistes, noch das schöpferische Genie des Admiral Bruix, zeigte aber bei der Ausführung einen Ueberblick, eine Kühnheit, die ihn bei längerem Leben wahrscheinlich zu dem Nebenbuhler Nelsons gemacht haben würden. Er war nicht etwa entmuthigt, wie seine Waffengefährten, sondern vielmehr zu jedem Unternehmen bereit. Unglücklicherweise hatte er in St. Domingo den Keim einer Krankheit empfangen, an der schon viele tapfere Männer gestorben waren und noch sterben sollten. Napoleon entwickelte ihm seinen Plan, wies ihm die Möglichkeit nach, machte ihn auf die Größe, auf die ungeheuren Folgen aufmerksam und erweckte in seiner Seele dieselbe Gluth, die ihn selbst belebte. Latouche-Tréville verließ Paris, ohne ganz hergestellt zu sein, um die Ausrüstung seines Geschwaders selbst zu beaufsichtigen. Es war Alles berechnet, daß die Operation im Juli, oder spätestens im August vor sich gehen konnte.

Admiral Ganteaume, der vor Latouche in Toulon befehligte, war nach Brest versetzt worden. Napoleon zählte auf die Ergebenheit dieses Admirals und war ihm sehr gewogen. Er fand ihn indessen nicht kühn genug, um ihm die Ausführung seines wichtigen Manövers anzuvertrauen. Nach Bruix und Latouche zog er ihn aber wegen seiner Erfahrung und seines Muthes allen Andern vor. Er hatte ihm daher das Geschwader von Brest anvertraut, das wahrscheinlich die Bestimmung hatte, Truppen nach Irland zu werfen, und ihm die schleunige Vervollständigung der Rüstung anempfohlen, damit er im Stande sei, mit der Flotte von Toulon zusammen zu wirken.

Die Flotte war indessen sehr im Rückstande, weil man bisher Alles auf die Flotille verwendet hatte. Seitdem diese bereit war, wies man wieder alle Mittel der Marine den großen Geschwadern zu. Man baute mit Macht in den Häfen von Antwerpen, Cher-

bourg, Brest, Lorient, Rochefort, Toulon. Napoleon hatte gesagt, daß er in zwei Jahren 100 Linienschiffe haben wolle, davon 25 in Antwerpen: er setzte in diesen letzten Hafen seine Hoffnung, um die Wiederherstellung der französischen Marine zu bewirken, und er hatte durch diese großen Schiffsbauten zugleich eine Gelegenheit, die müßigen Arme in den Häfen zu beschäftigen. Seine großen Entwürfe wurden jedoch durch den Mangel an Material, den Zustand der Werften, die geringe Anzahl der Arbeiter verzögert. In Antwerpen lagen kaum einige Fahrzeuge auf den Werften, da man wegen der Bedürfnisse der Flotille Menschen und Material nach Vliessingen, Ostende, Dünkirchen, Calais und Boulogne geschickt hatte. In Brest hatte man erst das achtzehnte Schiff ausgerüstet, in Rochefort das fünfte. In Ferrol verzögerte die Dürftigkeit der spanischen Hülfsquellen die Ausbesserung der dortigen Division. In Toulon gab es blos acht Schiffe, die sofort auslaufen konnten, und doch hatte man den Winter über mit großer Thätigkeit gearbeitet. Napoleon trieb seinen Marineminister unaufhörlich an und ließ ihm keine Ruhe. Wie an Material und Arbeitern, fehlte es auch an Matrosen. Die Admirale Ganteaume in Brest, Villeneuve in Rochefort, Gourdon in Ferrol, Latouche in Toulon beklagten sich, nicht genug Leute zu haben. Napoleon bestärkte sich nach mehreren Versuchen in der Idee, daß man diesen Mangel durch junge Soldaten ersetzen könne, die man in der Bedienung des Geschützes und in den kleinen Manövern einübe. Der Admiral Ganteaume hatte diese Maßregel bereits versucht und sich sehr wohl dabei befunden. Er lobte diese vom Lande erborgten Seeleute sehr, vorzüglich was die Bedienung des Geschützes betraf. Er hätte nur gewünscht, daß man ihm nicht eingeübte Soldaten gäbe, die einer zweiten Ausbildung mit Widerwillen sich unterwarfen, sondern junge Conscribirte, die noch nichts gelernt hatten und daher gefügiger und gelehriger waren. Man prüfte sie übrigens und behielt nur diejenigen, die Geschick und Liebe für das Seewesen zeigten. Auf diese Weise hatte man die Totalmasse der Matrosen um ein Viertel oder Fünftheil vermehrt.

Frankreich hatte damals ungefähr 45,000 verfügbare Matrosen: 15,000 auf der Flotille, 12,000 in Brest, 4—5000 zwischen Lorient und Rochefort, 4000 zwischen Ferrol und Cadiz und ungefähr 8000 in Toulon, ohne einige Tausend zu zählen, die in den Colonien zer-

streut waren. Man konnte diesen Streitkräften noch 12,000, vielleicht 15,000 Menschen hinzufügen, wodurch die Totalsumme der Seeleute auf 60,000 sich erhöhte. Die Flotte von Brest allein hatte einen Zuschuß von 4000 Conscribirten bekommen. Man lobte sie sehr. Wenn solche Geschwader unter guten Offizieren eine gewisse Zeit lang hätten Fahrten anstellen können, so würden sie den englischen Flotten bald gleich gestanden haben. Aber in den Häfen eingeschlossen, hatten sie keine Seeerfahrung und den Admiralen fehlte außerdem das Vertrauen, das man nur mit dem Siege gewinnt. Indessen standen sie unter dem Einflusse eines mächtigen Willens, der Denen, die das Vertrauen verloren hatten, neue Zuversicht einflößte. Der Admiral Latouche vernachlässigte in Toulon nichts, um im Juli oder August bereit zu sein. Der Admiral Ganteaume lief in Brest aus und ein, um seine Mannschaft etwas auszubilden und die Engländer in einem beständigen Zweifel über seine Pläne zu erhalten. Indem er sie fortwährend mit seinem Auslaufen bedrohte, erweckte er in ihnen einen Unglauben, der sich eines Tages benutzen ließ.

Napoleon dachte an eine neue Verstärkung seiner Seestreitkräfte und wollte sich zu diesem Zwecke die Marine von Genua aneignen. Hatte er in diesem Hafen sieben bis acht Linienschiffe und einige Fregatten, so theilte er die Aufmerksamkeit der Engländer zwischen Toulon und Genua und zwang sie, eine doppelte Beobachtungsflotte in diesem Meere zu unterhalten, oder einen der beiden Häfen freizulassen, während der andere blokirt war. Er befahl Salicetti, unserm Gesandten in Genua, mit dieser Republik einen Vertrag zu schließen, wodurch sie uns ihre Werften zum Bau von 10 Linienschiffen und einer gleichen Zahl Fregatten überließ. Frankreich verpflichtete sich dagegen, in seine Marine eine angemessene Anzahl genuesischer Offiziere aufzunehmen und gleich den französischen zu besolden. Außerdem versprach es, 6000 genuesische Matrosen einzuschreiben, welche die ligurische Republik stets zur Verfügung bereit halten mußte. Nach dem Frieden wollte Frankreich den Genuesen seine kaiserliche Flagge bewilligen, was ihnen den Schutz Frankreichs gegen die Barbaresken verschaffte.

Alle Anordnungen waren getroffen und der Kaiser wollte abreisen. Er wollte aber zuvor die Gesandten empfangen, welche den Auftrag hatten, ihm ihre neuen Beglaubigungsschreiben zu überreichen,

in denen er als Kaiser bezeichnet war. Der päpstliche Nuntius, die Gesandten von Spanien und Neapel, die Gesandten von Preußen, Holland, Dänemark, Baiern, Sachsen, Baden, Würtemberg, Hessen und der Schweiz stellten sich ihm am 8. Juli vor mit allen den Formen, wie sie bei den Höfen gebräuchlich sind, und behandelten ihn, indem sie ihre Schreiben überreichten, zum ersten Male als gekrönten Fürsten. In dieser Versammlung fehlte blos der Gesandte des Wiener Hofes, mit dem man noch wegen des Kaisertitels des Hauses Oesterreich unterhandelte; der Gesandte Rußlands, mit dem man wegen der Regensburger Note an den Reichstag in Spannung lebte, endlich der Gesandte Englands, mit dem man Krieg führte. Man kann sagen, daß Napoleon, mit Ausnahme Großbritanniens, von ganz Europa anerkannt war, denn Oesterreich stand im Begriff, das Document der Zustimmung auszustellen, Rußland bedauerte, was es gethan hatte, und wollte den Kaisertitel in der Familie Bonaparte gern anerkennen, nachdem es seine Würde durch eine vorgängige Erklärung gerettet hatte.

Einige Jahre später wurden die großen Decorationen der Ehrenlegion ausgetheilt. Obgleich dieses Institut seit zwei Jahren decretirt war, so hatte die Organisation doch sehr viel Zeit erfordert und war kaum erst vollendet. Napoleon vertheilte diese großen Decorationen persönlich in der Kirche der Invaliden, für die er eine besondere Zuneigung hegte. Die Vertheilung geschah am Jahrestage des 14 Juli. Er hatte den Orden der Ehrenlegion gegen die fremden Orden noch nicht ausgetauscht, was später geschehen sollte, um seine neue Monarchie in jeder Beziehung mit den andern auf gleichen Fuß zu stellen. Der erste Schritt dazu geschah, indem er mitten in der Ceremonie den Cardinal Caprara zu sich rief, von seinem Halse das große Band der Ehrenlegion löste und es diesem alten ehrwürdigen Cardinal gab, der durch eine so glänzende Auszeichnung tief gerührt wurde. Da begann durch den Stellvertreter des Papstes der Anschluß an einen Orden, der, so jung er war, bald von ganz Europa erstrebt wurde.

Stets bemüht, die anscheinend eitelsten Dinge bedeutsam zu machen, sandte er dem Admiral Latouche-Tréville das Kreuz eines Großoffiziers. „Ich habe Sie zum Großoffizier des Reichs, zum Inspector der Küsten des Mittelmeers ernannt,“ schrieb er ihm, „und hoffe, daß die Operation, die Sie unternehmen werden, mir Gelegenheit giebt,

Sie auf eine solche Stufe von Ansehen und Ehre zu erheben, daß Ihnen nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Seien wir sechs Stunden lang Herren der Meerenge und wir sind Herren der Welt." (2 Juli 1804.)

Mit seinen ungeheuren Plänen ganz beschäftigt, reiste der Kaiser nach Boulogne, nachdem er dem Erzkanzler Cambacérès außer seinen gewöhnlichen Geschäften noch die Befugniß übertragen hatte, die höchste Gewalt auszuüben, wenn es nöthig werden sollte. Der Erzkanzler war der einzige Mann des Reichs, zu dem er Vertrauen genug hatte, um ihm eine solche Macht zu übertragen. Er kam am 20. Juli in Pont-de-Briques an und begab sich sofort in den Hafen von Boulogne, um nach der Flotille, den Forts und den verschiedenen von ihm angeordneten Arbeiten zu sehen. Die beiden Armeen des Landes und des Meeres empfingen ihn mit Entzücken und begrüßten sein Erscheinen mit einstimmigem Jubelruf. 900 Kanonenschüsse, von den Forts und den Schiffen abgefeuert und von Calais bis Dover wiedertönend, benachrichtigten die Engländer von der Anwesenheit des Mannes, der die gewohnte Sicherheit ihrer Insel seit achtzehn Monaten so ernstlich bedrohte.

Obgleich das Meer stürmisch war, so schiffte Napoleon sich doch auf der Stelle ein, um die zwei von Mauerwerk aufgeführten Forts de la Crèche und de l'Heurt, so wie das zwischen ihnen befindliche hölzerne zu besuchen, deren Bestimmung, wie wir wissen, darin bestand, die ankernden Schiffe zu decken. Er ließ unter seinen Augen einige Uebungen im Schießen anstellen, um sich zu überzeugen, ob seine Instructionen, die größtmöglichen Wurfweiten zu erlangen, auch Beachtung gefunden hätten. Er stach dann in das hohe Meer und sah, auf Kanonenschußweite von den Engländern entfernt, mehrere Divisionen der Flotte manövriren, deren Fortschritte der Admiral Bruix unaufhörlich lobte. Vollkommen zufrieden kehrte er zurück, nachdem er den Anführern beider Armeen seine Freude ausgesprochen hatte.

Am nächsten und den darauf folgenden Tagen besuchte er alle Lager von Etaples bis Calais und ging dann in das Innere, wo er die in einiger Entfernung von den Küsten campirenden Reitercorps inspicirte und sich besonders viel mit einer schönen Grenadierdivision beschäftigte, die General Junot in der Gegend von Arras organisirt

hatte. Diese Division bestand aus den Grenadiercompagnien solcher Regimenter, die an der Expedition nicht Theil nehmen sollten. Es konnte keine schönere Truppe geben, sowohl was die Auswahl als die Schönheit der Menschen betraf. Sie übertraf die frühere Consular-, jetzt kaiserliche Garde bei weitem. Es waren 10 Bataillons, jedes von 800 Mann. Man hatte bei diesen Grenadieren mit der Reform der Kopfbedeckung den Anfang gemacht. Sie trugen statt der Hüte Czako's und statt des alten, unbequemen, unreinlichen Haarputzes kurz geschnittenes Haar ohne Puder. In zahlreichen Feldzügen bewährt, mit einer beispiellosen Genauigkeit manövrirend, war diese Truppe von jenem Stolze beseelt, der die Stärke der Elitecorps ausmacht, und bildete eine Division von ungefähr 8000 Mann, der kein europäisches Corps, und wäre es auch zwei- und dreimal so stark gewesen, hätte widerstehen können. Diese Grenadiere wollte Napoleon in die kleinen Böte vertheilen, die wir oben beschrieben haben, und zuerst an der englischen Küste landen lassen. Da er jetzt ihre Haltung, ihre Disciplin, ihren Enthusiasmus sah, fühlte er sein Vertrauen sich verdoppeln, und er zweifelte nun nicht länger, daß er in London den Herrscherstab über Länder und Meere erobern werde.

Nach der Küste zurückgekehrt, wollte er die Flotille Schiff für Schiff inspiciren, um sich zu überzeugen, ob seine gegebenen Anweisungen befolgt seien und ob man bei dem ersten Signal Alles, was in den Magazinen von Boulogne aufgehäuft war, mit der nöthigen Geschwindigkeit einschiffen könne. Man bedurfte einiger Tage, um das schwere Material einzuschiffen, war aber dieses einmal an Bord, was sich einige Wochen vor der Expedition thun ließ, so konnte man die Menschen, die Pferde und das Feldgeschütz in drei bis vier Stunden auf die Flotte schaffen. Indessen war nicht Alles bereit. Von Havre bis Boulogne befanden sich einige Divisionen im Rückstande. Namentlich waren die Schaluppen der Garde, für die Capitain Daugier zu sorgen hatte, noch nicht angekommen. Auch die batavische Flotille gab dem Kaiser Veranlassung zur Unzufriedenheit. Ungeachtet der Thätigkeit des Admirals Verhuel war die Bemannung eines Theiles dieser Flotille noch nicht vollendet, sei es nun, weil die holländische Regierung wenig Eifer besaß, sei es, und dies ist das Wahrscheinlichere, weil die Ausführung zu

schwierig war. Die beiden ersten Divisionen hatten sich in Ostende, Dünkirchen und Calais vereinigt, die dritte war aus der Schelde noch nicht ausgelaufen. Es fehlte endlich noch eine letzte Bedingung des Erfolges, indem man die batavische Flotille in den Häfen links vom Cap Grisnez vereinigen mußte. Die beiden Flotillen konnten dann zusammen auslaufen, mit demselben Winde drei bis vier Stunden von einander entfernt. Aber zwei Dinge werden bei großen Operationen mit einer Geschwindigkeit und in einer Ausdehnung verschwendet, welche die genauesten Berechnungen weit übersteigen: Geld und Zeit. Jetzt, in den ersten Tagen des Augusts, sah Napoleon, daß man vor dem Monat September nicht ganz fertig sein könne, und ließ daher dem Admiral Latouche sagen, daß er die Expedition um einen Monat verschiebe. Er tröstete sich über diese Verzögerung mit dem Gedanken, diesen Monat zu noch gründlicheren Vorbereitungen zu verwenden, und mit der Hoffnung, daß die Jahreszeit im September noch günstig genug sei und den Vortheil längerer Nächte gewähre.

In Erwartung größerer Ereignisse wollte er der Armee ein großes Fest geben, um den Eifer der Truppen zu steigern, wenn dies anders noch möglich war. Er hatte die großen Decorationen der Ehrenlegion in der Kirche der Invaliden am Jahrestage des 14. Juli unter die bedeutendsten Männer des Reiches selbst vertheilt. Jetzt gedachte er an die Armee die Kreuze zu vertheilen, die zum Ersatz der abgeschafften Ehrenwaffen gegeben werden sollten, und diese Ceremonie an seinem Geburtstage zu begehen, am Strande des Oceans in Gegenwart der englischen Geschwader. Das Resultat entsprach seinen Wünschen, denn das Schauspiel war so großartig, daß es den Zeitgenossen noch lange im Gedächtniß blieb.

Er wählte einen Platz, der rechts von Boulogne lag, gleichlaufend mit dem Meere, unfern von der Säule, die man später an diesem Orte aufgerichtet hat. Dieser Platz, der die Gestalt eines halbkreisförmigen Amphitheaters hatte, schien von der Natur selbst zu irgend einem großen Nationalschauspiele bestimmt zu sein. Der Raum wurde so berechnet, daß er die ganze Armee fassen konnte. Im Mittelpunkte dieses Amphitheaters erhob sich ein Thron für den Kaiser, dessen Oeffnung nach dem Lande gerichtet war. Rechts und links waren Stufen erbaut, um die Großwürdenträger, die Minister

und Marschälle aufzunehmen. Auf beiden Flügeln sollten sich Detachements der kaiserlichen Garde aufstellen. Dem Thron gegenüber, auf der geneigten Fläche dieses natürlichen Amphitheaters, sollten, wie vordem das römische Volk in seinen weiten Arenen, die verschiedenen Armeecorps Platz finden, in geschlossenen Colonnen und so gestellt, daß sie Strahlen bildeten, die von dem Throne des Kaisers, als dem gemeinschaftlichen Centrum, ausgingen. An der Spitze jeder Colonne sollte sich das Fußvolk aufstellen, dahinter die Reiterei, über die Infanterie um die ganze Höhe ihrer Pferde hinwegragend.

Am 16. August, dem Tage nach St. Napoleonstag, begaben sich die Truppen an den Ort des Festes, mitten durch die Wogen einer unermeßlichen Bevölkerung, die von allen benachbarten Provinzen herbeigeeilt war. 100,000 Mann, fast sämmtlich Veteranen der Republik, erwarteten, die Augen auf Napoleon gerichtet, den Lohn ihrer Thaten. Die Soldaten und Offiziere, welche Kreuze empfangen sollten, hatten die Reihen verlassen und waren bis an den Fuß des kaiserlichen Thrones vorgegangen. Napoleon, auf seinem Throne stehend, verlas die schöne Eidesformel der Ehrenlegion, und während die Trompeten schmetterten, der Donner der Geschütze erdröhnte, antworteten Alle zugleich: Wir schwören es! Dann näherte sich mehrere Stunden lang Einer nach dem Andern, um dieses Kreuz zu empfangen, das den Adel der Geburt ersetzen sollte. Alte Edelleute stiegen neben den einfachen Bauern die Stufen dieses Thrones hinan und Alle waren gleich entzückt, diese Auszeichnung der Tapferkeit zu empfangen, Alle versprachen sich, ihr Blut auf der Küste Englands zu vergießen, um ihrem Vaterlande und dem Manne, der es regierte, die unbestrittene Herrschaft der Welt zu sichern.

Dieses prachtvolle Schauspiel rührte alle Herzen und ein unvorhergesehener Umstand verlieh ihm einen tiefen Ernst. Eine von Havre neuerdings abgegangene Division der Flotille lief in diesem Augenblicke in Boulogne ein und unterhielt ein lebhaftes Geschützfeuer mit den Engländern, während gerade ein Sturm herrschte. Von Zeit zu Zeit verließ Napoleon den Thron, um ein Fernrohr zu ergreifen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie seine Land- und Seesoldaten dem Feinde gegenüber sich benahmen.

Solche Scenen mußten England lebhaft aufregen. Die englische Presse spottete viel über Napoleon und seine Vorbereitungen, aber

in einem Tone, der verrieth, daß sie zitterte, während sie zu lachen schien. In der That war die Besorgniß tief und allgemein. Die ungeheuren Vorbereitungen, die zur Vertheidigung Englands getroffen waren, brachten Verwirrung in das Land, ohne kriegserfahrene Männer vollkommen zu beruhigen. Wir haben gesehen, daß England, welches sich nach einer großen Armee sehnte, wie Frankreich nach einer mächtigen Flotte, sein Heer durch ein Reservecorps hatte vermehren wollen. Ein Theil der Leute, die das Loos zum Dienste in der Reserve bestimmt hatte, war in die Linienarmee eingetreten, wodurch diese auf 170,000 Soldaten gebracht wurde. Dazu kamen noch Milizen in unbestimmter Zahl, die ausschließlich in den Provinzen dienen sollten, und endlich 150,000 Freiwillige, die sich den Uebungen mit großem Eifer unterwarfen. Man sprach von 800,000 Freiwilligen, aber zu wirklichem Dienst bereitete sich blos die Hälfte vor. Die angesehensten Männer Englands trugen die Uniform der Freiwilligen, um ein Beispiel zu geben. Addington und Pitt zeigten sich Beide in derselben. Das auf dem Papier bestehende Aufgebot in Masse war niemals ernstlich ausgeführt worden.

Stellt man die gewöhnlichen Berechnungen an, so konnte uns England 100—120,000 regelmäßige Soldaten von vortrefflicher Beschaffenheit entgegensetzen, ferner eine Masse Milizen ohne Organisation, 150,000 Freiwillige ohne Erfahrung, mit mittelmäßigen Offizieren, ohne Generale, das Ganze theils in England, theils in Irland vertheilt und auf allen Küstenpunkten zerstreut, wo Gefahr zu fürchten war. Man zählte in Irland an regelmäßigen Truppen und Freiwilligen 70,000 Mann, so daß für Schottland und England 180—200,000 Mann blieben, theils Freiwillige, theils Linientruppen. Besaß man jene Kunst, die Massen zu bewegen, die Napoleon damals allein kannte, so konnte man am Orte der Gefahr höchstens 80—90,000 Mann vereinigen. Was vermochten diese, und wären sie noch zweimal zahlreicher gewesen, gegen 150,000 Mann vollendeter Soldaten, die Napoleon von der andern Seite des Canals hinüberwerfen konnte? Die wahren Vertheidigungsmittel befanden sich mithin auf dem Ocean. Die Engländer hatten 100,000 Matrosen, 89 Linienschiffe auf allen Meeren vertheilt, etwa 20 Schiffe von 50 Kanonen, 132 Fregatten und endlich eine verhältnißmäßige Anzahl von Fahrzeugen auf den Werften und in den Docks.

Indem sie ihre Vorbereitungen, wie Napoleon, mit der Zeit vervollständigten, hatten sie Seemilizen geschaffen, wie sie Landmilizen besaßen. Sie hatten unter diesem Namen alle Fischer und Seeleute vereinigt, die der gewöhnlichen Matrosenpresse nicht unterworfen waren. Diese in der Zahl von etwa 20,000 in Schiffen längs der Küste vertheilt, hielten dort beständig Wache, gleichsam als Nachhut jener vorgeschobenen Posten von Fregatten, Briggs und Corvetten, die sich von der Schelde bis zur Somme die Hand reichten. Nachtsignale und Wagen, in denen man Truppen mit großer Schnelligkeit transportiren konnte, vervollständigten dieses Vertheidigungssystem, das in den abgelaufenen funfzehn Monaten bedeutend verbessert war. Man hatte außerdem Verschanzungen angelegt und in der Themse eine Linie von Fregatten aufgestellt, die mittels Ketten verbunden waren und einen festen, fortlaufenden Wall bildeten. Von Dover bis zur Insel Wight war jede zu Landungen geeignete Küstenstrecke mit Geschütz besetzt.

Diese Vorbereitungen verursachten unermeßliche Kosten und brachten große Verwirrung hervor. Die Gefahr eines Einfalls hatte eine große Aufregung hervorgebracht, unter deren Einfluß man keine Maßregel gut, keine beruhigend fand. Da alle Welt die Fähigkeit des schwachen Ministeriums bezweifelte, so gab es keine Autorität, welche die Wuth, zu tadeln und zu erfinden, hätte im Zaum halten können. Bei jeder Maßregel sagte man, daß sie geringfügig, oder schlecht, oder nicht gut genug sei, und schlug etwas Anderes vor. Pitt hatte seine Zurückhaltung seit einiger Zeit abgelegt, da die allgemeine Unzufriedenheit ihn ermuthigte. Er tadelte die Maßregeln der Minister bitter, sei es nun, daß er den Moment gekommen glaubte, sie zu stürzen, sei es, daß er ihre Anordnungen für unzureichend oder schlecht berechnet hielt. So viel ist wenigstens gewiß, daß seine Kritiken viel mehr begründet waren, als jene der andern Opposition. Er warf den Ministern vor, daß sie die Anhäufung der flachen Fahrzeuge in Boulogne, deren Zahl auf mindestens tausend kam, nicht vorhergesehen und verhindert hätten. Obgleich er die Gefahr eher zu übertreiben, als zu verhehlen suchte, so blieb er doch weit unter der Wahrheit, denn mit der batavischen Flotille stieg die Zahl dieser Fahrzeuge auf 2,300. Er schrieb diesen Fehler der Unwissenheit der Admiralität zu, die den Gebrauch,

zu dem die Kanonierschaluppen bestimmt gewesen seien, nicht vorhergesehen und Linienschiffe und Fregatten in Untiefen verwendet habe, also an Orten, wo diese großen Schiffe den kleinen französischen Fahrzeugen unmöglich folgen könnten. Hätte man dagegen einige Hundert Kanonierschaluppen verwendet und durch Fregatten unterstützt, sagte er, so würde man die Vorbereitungen der Franzosen mit gleichen Waffen bekämpft und die ungeheure Ausrüstung derselben vor dem Erscheinen im Canal zerstört haben. Der Vorwurf hatte viel für sich, wenn er nicht gar begründet war.

Die Minister antworteten, man habe im letzten Kriege Kanonierschaluppen verwenden wollen, jedoch davon abstehen müssen, weil diese Fahrzeuge sich gegen den Wind nicht hätten halten können. Dies bewies, daß die englischen Seeleute mit der Behandlung dieser Art von Fahrzeugen weniger vertraut waren, als die französischen, denn unsere Schaluppen waren zu allen Zeiten auf dem Meere gewesen. Sie waren zuweilen auf Untiefen gescheitert, aber nicht eine hatte wegen Fehler des Baues den Untergang gefunden, den in Brest vorgekommenen Unfall ausgenommen.

Wenn Windham, sein alter Amtsgenosse, und Fox, sein neuer Verbündeter, über die Unzulänglichkeit der regelmäßigen Armee klagten, so war Pitt anderer Meinung. Er wußte, daß es nicht leicht ist, eine Armee sofort und nach Willkür zu vermehren, hauptsächlich in einem Lande, das keine Conscription kennt, und beklagte sich, daß man aus den Freiwilligen nicht mehr Nutzen gezogen habe. Wenn man den guten Willen der 150,000 Engländer benutzt habe, sagte er, so hätte man ihnen einen Grad von Disciplin und Tüchtigkeit geben können, der sie regelmäßigen Truppen ziemlich gleich gestellt haben würde. Dieser Vorwurf, mochte er nun gegründet sein, oder nicht, hatte ebenso viel für sich, wie der erste.

Pitt vertheidigte diese Meinungen mit großer Lebendigkeit. Je weiter er in seiner Opposition vorschritt, desto mehr näherte er sich, wenn auch nicht in seinen Meinungen und Gefühlen, so doch in seinem Benehmen der alten Opposition der Whigs, d. h. Fox. Diese beiden Gegner, die sich fünfundzwanzig Jahre bekämpft hatten, schienen versöhnt zu sein und man verbreitete das Gerücht, daß sie zusammen ein Ministerium bilden würden. Die frühere Majorität war zertrümmert. Wir haben bereits gesehen, daß ein kleiner Theil

dieser Majorität mit Windham und Grenville zur Opposition übergegangen war. Ein noch größerer Theil vereinigte sich mit ihnen, sobald Pitt sein Banner wieder erhob. Diese Toryopposition bestand aus allen Denen, die den alten Führer der Kriegspartei wieder zum Minister haben wollten, weil sie die gegenwärtigen Minister für unfähig hielten, den Gefahren des Augenblickes die Stirn zu bieten. Auf der andern Seite hatte die alte, von Fox geleitete Whigsopposition durch mehrere Abfälle, wie z. B. von Tierney und Sheridan gelitten, aber doch in Folge eines besondern Umstandes großen Zuwachs erhalten. Der Verstand des Königs schien neuerdings getrübt zu sein und man verkündete, daß der Prinz von Wales bald die Regentschaft übernehmen werde. Dieser Fürst, der sich früher mit Pitt, neuerdings mit Addington überworfen hatte, war mit Fox eng verbunden, so daß man glaubte, er werde diesen zu seinem ersten Minister machen. Seit dieser Zeit hatte eine gewisse Anzahl von Parlamentsmitgliedern Fox sich zugesellt. Die beiden vereinigten Oppositionen, die eine durch die Schilderhebung Pitt's, die andere durch Fox's steigenden Einfluß vermehrt, hielten der Majorität des Ministeriums Addington beinahe die Wage.

Mehrere auf einander folgende Abstimmungen enthüllten dem Cabinet diese ernste Lage der Dinge. Pitt hatte im Monat März einen Antrag gestellt, die Etats der englischen Marine von 1797, von 1801 und von 1803 zur Vorlage zu fordern, damit man sie mit einander vergleichen könne. Von Fox unterstützt, hatte er für diesen Antrag 130 Stimmen gegen 201 gewonnen. Die ministerielle Majorität betrug mithin nur 71 Stimmen, und verglich man diese Abstimmung mit früheren, so bemerkt man einen überraschenden Fortschritt der Opposition. Der Erfolg ermuthigte die neuen Verbündeten, ihre Motionen zu vervielfältigen. Im April verlangte Fox, daß man alle seit der Erneuerung des Krieges zur Vertheidigung des Königreichs vorgenommenen Maßregeln einem Ausschuß vorlege. Dies hieß, das Benehmen und die Fähigkeit des Ministeriums dem Urtheil des Parlaments unterwerfen. Dieses Mal war die Majorität noch geringer. Die Opposition erhielt 204 Stimmen, die Minister 256, so daß die Majorität von 71 Stimmen auf 52 gesunken war. Diese Majorität verminderte sich mit jedem Tage und im Monat Mai war eine dritte Motion angekündigt, welche

die Minister definitiv in die Minorität bringen mußte, als Lord Hawkesbury plötzlich erklärte, der letzte Antrag sei unnütz, denn das Cabinet werde sich auflösen.

Der alte König, der Addington und Hawkesbury sehr und Pitt gar nicht liebte, hatte sich nichtsdestoweniger entschlossen, den letztern zu berufen. Dieser berühmte und mächtige Feind Frankreichs griff also wieder nach den Zügeln des Staates, mit dem Entschluß, das wankende Glück Englands wieder zu befestigen. Indem er in das Cabinet trat, ließ er seine alten Freunde, Windham und Grenville, und seinen neuen Verbündeten Fox, draußen. Man machte ihm diese doppelte Untreue, die man sehr verschieden auslegte, zum Vorwurfe. Das Wahrscheinlichste ist, daß er selbst Windham und Grenville als zu heftige Tories ausschloß, und daß der König seinerseits von Fox als einem zu entschiedenen Whig nichts wissen wollte. Das Volk warf ihm vor, er habe nicht genug gethan, den König zu besiegen. Bei den Gefahren des Landes hätte man gern gewünscht, daß die beiden größten Talente Englands sich vereinigten, um der Regierung mehr Stärke und Autorität zu verleihen.

Indessen übte Pitt einen solchen Einfluß auf die Gemüther, und man war so lange gewöhnt, ihm Vertrauen zu schenken, daß er allein genügte, die Regierung zu heben. Indem er in das Ministerium trat, verlangte er sofort 60 Millionen Geheimgelder. Man behauptete, daß er damit die Verbindungen Englands mit dem Festlande wieder anknüpfen wolle, denn man hielt ihn mit Recht von allen Ministern am meisten geeignet, die Coalitionen durch das große Ansehen, das er bei allen gegen Frankreich feindlich gesinnten Höfen genoß, wieder aufleben zu lassen.

Dies waren die Ereignisse in England, während Napoleon nach der Kaiserkrone griff und in Boulogne sich anschickte, die Schranke des Oceans zu durchbrechen. Die Vorsehung schien diese beiden Männer auf die Scene zurückgeführt zu haben, damit sie sich zum letzten Male bekämpften, heftiger und hartnäckiger denn je, Pitt, indem er Coalitionen bildete, was er so gut verstand, Napoleon, indem er sie mit seinem Schwert zertrümmerte, was er noch besser verstand.

Napoleon kümmerte sich wenig darum, was auf der andern Seite des Canals vorging. Die militairischen Vorbereitungen der

Engländer erweckten bei ihm ein Lächeln, das viel aufrichtiger war, als das Lachen der englischen Journalisten über seine Schaluppen. Er verlangte vom Himmel blos Eins, nämlich achtundvierzig Stunden lang eine Flotte im Canal zu besitzen. Mit allen Armeen, die zwischen Dover und London sich vereinigten, wollte er schon fertig werden. Die Veränderung des Ministeriums würde ihn nur dann berührt haben, wenn Fox an die Spitze der Geschäfte berufen worden wäre. Da er an die Aufrichtigkeit dieses Staatsmannes und an seine guten Gesinnungen gegen Frankreich glaubte, so würde er auf einen Frieden, ja sogar auf ein Bündniß gehofft haben. Aber die Ernennung Pitt's bewies ihm im Gegentheil immer mehr, daß er einen kühnen, verzweifelten Schlag führen müsse, bei dem beide Nationen ihre Existenz auf das Spiel setzten. Indessen beschäftigte ihn die Forderung von 60 Millionen geheimer Gelder sehr, denn diese Summe erklärte sich allein durch Geschäfte geheimer Natur auf dem Continent. Er fand, daß Oesterreich in der Absendung neuer Beglaubigungsschreiben sehr langsam, in Regensburg in der Angelegenheit der russischen Note sehr wenig freimüthig sei. Er hatte endlich von Oubril die Antwort des Petersburger Cabinets auf die Depesche empfangen, in der er auf den Tod Pauls I. anspielte. Diese Antwort schien auf einen geheimen Entschluß hinzudeuten. Napoleon sah mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn bereits den Beginn einer europäischen Coalition voraus und beklagte sich gegen Talleyrand über dessen Leichtgläubigkeit, dessen Gefälligkeit gegen die beiden Cobenzl. Fasse er den geringsten Argwohn gegen die Stimmung des Continents, fügte er hinzu, so werfe er sich nicht auf England, sondern auf diejenige Macht, die dazu Veranlassung gäbe, denn er sei nicht so dumm, über den Canal zu gehen, wenn er am Rhein nicht vollkommen sicher sei. Dies schrieb er von Boulogne aus an Talleyrand, indem er ihn beauftragte, von Oesterreich und Rußland eine Erklärung zu verlangen, als ein plötzliches, für immer bedauerungswürdiges Erreigniß seiner Ungewißheit ein Ende machte und ihn zwang, seine Landungsentwürfe noch um einige Monate zu verschieben.

Der tapfere und unglückliche Latouche-Treville starb, als er demnächst in See gehen wollte, am 20. August im Hafen von Toulon, durch eine schlecht geheilte Krankheit und eine Ungeduld verzehrt, die

er nicht beherrschen konnte. Napoleon erfuhr dieses traurige Ereigniß in Boulogne in den letzten Tagen des August's 1804, in dem Augenblicke, da er zur Einschiffung bereit war, aber doch eine europäische Coalition befürchtete und Neigung fühlte, seine Streiche anderswohin zu richten, als nach London. Da die Flotte von Toulon ihren Chef verloren hatte, so mußte die Expedition nach London vertagt werden, denn es verfloß sicher mehr als ein Monat, ehe man einen neuen Admiral ausgewählt, ernannt, abgeschickt und ihm Zeit gegeben hatte, sich mit seinem Geschwader bekannt zu machen. Nun war man in den letzten Tagen des August und es wurde daher October, ehe die Flotte von Toulon auslief, November, ehe sie im Canal ankam. Man mußte mithin einen Winterfeldzug machen und neue Combinationen ersinnen.

Napoleon überlegte sogleich, wen er zum Nachfolger des Admirals Latouche erwählen solle. „Wir dürfen keinen Augenblick verlieren," schrieb er an den Minister Decrès, „einen Admiral abzuschicken, der die Flotte von Toulon befehligen kann. Sie befindet sich jetzt in den schlechtesten Händen, denn Dumanoir ist nicht fähig, die Disciplin auf einem so großen Geschwader zu erhalten oder seine Bewegungen zu leiten. Ich glaube, daß wir unter Dreien die Wahl haben, unter Bruix, Villeneuve und Rosily. Sie können Bruix ausforschen. Rosily besitzt guten Willen, hat aber seit funfzehn Jahren nichts gethan. Jedenfalls ist es sehr dringlich, einen Entschluß zu fassen." (28. August 1804.)

Von diesem Tage an erkannte er, daß das Etablissement, welches er in Boulogne geschaffen hatte, nicht so vorübergehend sei, als er anfänglich geglaubt hatte, und beschäftigte sich an Ort und Stelle mit Vereinfachung der Organisation, um die Kosten zu verringern und zugleich die Manöver zu vervollkommnen. „Die Flotille," schrieb er an Decrès, „ist bisher als Expeditionscorps betrachtet worden; jetzt muß sie als festes Etablissement gelten, und Sie haben daher die größte Aufmerksamkeit auf Alles zu richten, was für längere Dauer berechnet ist." (18. September 1804 — 23. Fructid. des J. XII.)

In der That vereinfachte er die Verwaltungskosten, unterdrückte viele doppelte Posten, revidirte alle Besoldungen und sorgte mit einem Worte dafür, daß die Flotille von Boulogne eine besondere

Organisation werde, die so wenig als möglich koste, während des ganzen Krieges bestehen und auch dann fortdauern solle, wenn die Armeen genöthigt sein würden, die Küsten des Canals für einige Zeit zu verlassen.

Er ersann zugleich eine Eintheilung in Geschwader, um in die Bewegungen dieser 2300 Fahrzeuge mehr Ordnung zu bringen. Die definitiv angenommene Eintheilung war folgende: 9 Schaluppen oder Kanonenböte bildeten eine Section und trugen ein Bataillon; 2 dieser Sectionen bildeten eine Division und trugen ein Regiment. Die Langböte, die nur halb so viel Menschen tragen konnten, sollten an Zahl verdoppelt werden. Mehrere Divisionen bildeten ein Geschwader und sollten ein Armeecorps aufnehmen. Mit jedem Geschwader verband sich eine Anzahl von Fischerböten oder Küstenfahrern, auf denen die Pferde der Reiterei und das schwere Gepäck Aufnahme finden sollten. Die ganze Flotille war in 8 Geschwader getheilt, 2 in Etaples für das Corps des Marschalls Ney, 4 in Boulogne für das Corps des Marschalls Soult, 2 in Wimereux für die Avantgarde und die Reserve. Der Hafen von Ambleteuse war bei diesem neuen Project für die batavische Flotille bestimmt, die das Corps des Marschalls Davout tragen sollte. Jedes Geschwader wurde durch einen Oberoffizier befehligt und manövrirte zur See auf eine unabhängige Weise, jedoch in Uebereinstimmung mit der Gesammtheit der Operation. Auf diese Weise richtete sich die Eintheilung der Flotille genau nach jener der Armee.

Während dieser Zeit hatte Decrès die Admirale Villeneuve und Missiessy berufen, um ihnen die erledigten Stellen anzutragen. Da er Bruix als in Boulogne unentbehrlich, Rosily als zu wenig mit dem Meere bekannt betrachtete, hielt er Villeneuve für den Geeignetsten für das Geschwader von Toulon und Missiessy für jenes von Rochefort, das durch den Abgang Villeneuve's vacant geworden. Villeneuve, dessen Name eine unglückliche Berühmtheit erlangt hat, besaß Geist, Tapferkeit, praktische Kenntnisse in seinem Fach, aber durchaus keine Charakterfestigkeit. Reizbar im höchsten Grade, war er im Stande, die Schwierigkeiten einer Lage maßlos zu übertreiben und in jenen Zustand von Niedergeschlagenheit zu verfallen, in dem man seines Herzens und seines Kopfes nicht mehr Herr ist. Missiessy, weniger geschickt, aber kaltblütiger, war keiner großen

Erhebung, aber auch keiner Erniedrigung fähig. Admiral Decrès berief sie Beide, und versuchte bei ihnen jene Demoralisation zu bekämpfen, die sich nicht etwa der Matrosen und Offiziere bemächtigt hatte, deren edler Eifer stets derselbe blieb, sondern der Befehlshaber unserer Flotten, die in den Schlachten mehr als ihr Leben zu verlieren hatten, nämlich ihren Ruf. Er bewirkte, daß Missiessy den Oberbefehl in Rochefort, Villeneuve in Toulon annahm. Gegen den Letztern hegte er eine Freundschaft, die sich in den ersten Zeiten ihrer Kindheit entsponnen hatte. Er gestand ihm das Geheimniß des Kaisers und nannte ihm die großartige Operation, für die das Geschwader von Toulon bestimmt war. Er erhitzte seine Einbildungskraft, indem er ihm große Thaten und hohe Ehren in Aussicht stellte. Beklagenswerther Versuch einer alten Freundschaft! Diese Begeisterung eines Augenblicks sollte bei Villeneuve einer verderblichen Niedergeschlagenheit Platz machen und für unsere Marine die blutigsten Niederlagen herbeiführen.

Der Minister beeilte sich, dem Kaiser das Resultat seiner Unterhandlung mit Villeneuve zu schreiben und ihm den Eindruck zu schildern, den eine Zukunft voll Gefahr und Ruhm auf diesen Offizier gemacht habe.

Napoleon, der eine tiefe Menschenkenntniß besaß, rechnete auf den Nachfolger des Admirals Latouche nicht sehr. Stets an seinen Plan denkend, veränderte er ihn auf's Neue, und vergrößerte ihn noch nach den neu hinzugekommenen Umständen. Der Winter gab der Flotte von Brest die Freiheit ihrer Bewegungen zurück, indem er eine ununterbrochene Blokade unmöglich machte. Obgleich es Ganteaume 1801 an Charakter fehlte, so hatte er doch bei mehr als einer Gelegenheit Muth und Ergebenheit gezeigt, so daß Napoleon beschloß, ihm den glänzenden und schwierigen Theil des Planes anzuvertrauen. Er verschob die Expedition bis auf den 18. Brumaire (9. November), der für die Ceremonie der Krönung bestimmten Zeit. In dieser rauhen Jahreszeit sollte Ganteaume mit 15—18000 Mann nach Irland segeln, seine Truppen an's Land setzen und dann rasch in den Canal einlaufen, um die Ueberfahrt der Flotille zu beschützen. In diesem veränderten Plane hatten die Admirale Missiessy und Villeneuve eine ganz andere Rolle, als jene, die den Geschwadern von Toulon und Rochefort früher zugewiesen war. Der Admiral Villeneuve sollte von Toulon nach Ame-

rika segeln, um Surinam und die holländische Colonie Guyana wiederzuerobern. Eine Division seines Geschwaders sollte im Vorbeisegeln die Insel St. Helena nehmen. Der Admiral Missiessy hatte Befehl, 3 bis 4000 Mann Verstärkung auf unsere Antillen zu werfen und dann die englischen Antillen, die fast ohne Vertheidigung waren, zu verwüsten. Indem sich die beiden Admirale sodann vereinigten, um gemeinschaftlich nach Europa zurückzukehren, hatten sie die letzte Aufgabe auszuführen, das Geschwader von Ferrol zu befreien und 20 Linienschiffe stark nach Rochefort zurückzukehren. Es war ihnen befohlen, vor Ganteaume abzusegeln, damit die Engländer, von ihrer Abfahrt unterrichtet, sie verfolgten. Napoleon wollte, daß Villeneuve von Toulon am 12. October auslaufe, Missiessy von Rochefort am 1. November, Ganteaume von Brest am 22. December 1804. Er hielt für gewiß, daß die 20 Schiffe von Villeneuve und Missiessy mindestens 30 englische Fahrzeuge aus den Meeren von Europa locken würden, denn die Engländer, die unvermuthet auf allen Punkten angegriffen wurden, mußten ihre Verstärkungen überall vertheilen. Es war mithin wahrscheinlich, daß der Admiral Ganteaume sich frei genug bewegen konnte, um seine Operation auszuführen.

Nachdem alle diese Befehle in Boulogne gegeben waren, wollte Napoleon die übrige Zeit bis zum Winter benutzen, um die Angelegenheiten des Festlandes zu ordnen. Er leitete das Benehmen Talleyrands durch täglich abgehende Briefe und schrieb ihm die zweckdienlichsten diplomatischen Schritte vor.

Man erinnert sich ohne Zweifel der übereilten Note des russischen Cabinets über die Verletzung des deutschen Gebiets und der bitteren Antwort des französischen Cabinets. Der junge Alexander hatte diese Antwort tief gefühlt und zu spät erkannt, daß die Art seiner Thronbesteigung ihm das Recht nehme, den andern Regierungen moralische Vorlesungen zu halten. Sein Schreck kam seiner Demüthigung gleich. Die Seele Alexanders war mehr lebhaft als stark. Er ging gern vorwärts und trat dann ebenso rasch zurück, sobald er die Gefahr bemerkt hatte. Er hatte die Trauer um den Tod des Herzogs von Enghien angelegt, ohne seine Minister zu befragen, und gegen den Widerspruch von Mehreren unter ihnen die fragliche Note nach Regensburg geschickt. Sie hatten indessen die

größte Mühe, ihn bei seinen ersten Beschlüssen zu erhalten. Seitdem die erste Aufregung vorüber war, urtheilten alle vernünftigen Leute in Petersburg, daß man in der Angelegenheit des Herzogs von Enghien zu leichtsinnig verfahren habe. Ihr Tadel richtete sich gegen die jungen Männer, die das Reich regierten, und vorzüglich gegen den Fürsten Czartoryski, weil er Pole war und seit dem Rücktritt des Kanzlers Woronzoff das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten besaß. Nichts konnte ungerechter sein, als dieses Urtheil über Czartoryski, denn dieser hatte dem lebhaften Drängen des Hofes so lange als möglich widerstanden, wollte aber jetzt, daß man die falsche Stellung, in die man gerathen war, mit Würde verlasse. Demnach schrieb er an Oubril nach Paris, er möge sich in einer festen, aber gemäßigten Note darüber beklagen, daß das französische Cabinet gewisse Erinnerungen erweckt habe, möge friedliche Gesinnungen äußern, aber über drei bis vier Punkte, die schon zu manchen Reclamationen Anlaß gegeben hatten, eine Antwort verlangen, nämlich über die Besetzung von Neapel, über die noch immer nicht erfolgte Entschädigung des Königs von Sardinien und über den Einfall in Hannover. Oubril hatte Befehl, wenn er über diese Punkte auch nur eine scheinbare Erklärung erlange, sich damit zu begnügen und in Paris zu bleiben, aber seine Pässe zu verlangen, wenn man sich in ein hartnäckiges und verächtliches Schweigen hülle.

Preußen, das sich nach einem Ausdrucke Napoleons zwischen den beiden Riesen unaufhörlich hin und herbewegte, kannte die Stimmung des russischen Cabinets genau und hatte Talleyrand davon benachrichtigen lassen. Lucchesini hatte ihm gesagt: Verschieben Sie die Antwort so lange als möglich, ertheilen Sie dann eine solche, die der Würde Rußlands eine scheinbare Genugthuung giebt, und dieser Sturm aus dem Norden, mit dem man Europa schrecken will, wird vorüber sein. —

Da diese verschiedenen Mittheilungen in Paris eintrafen, während Napoleon in Boulogne war, hatte Talleyrand zu jener zögernden Politik seine Zuflucht genommen, in der er einmal Meister war. Napoleon war gern darauf eingegangen, da er keinen Krieg mit dem Continent suchte und einer directen Expedition gegen England den Vorzug gab. Er setzte daher seine Operationen in Boulogne fort, während man Oubril in Paris warten ließ. Indessen hatte

Talleyrand zu wenig Gewicht auf die russische Note gelegt, die Benachrichtigung Preußens zu wörtlich genommen und voreilig geglaubt, daß es mit Verzögerungen allein gethan sei. Nachdem Oubril den ganzen Monat August gewartet, hatte er endlich eine Antwort verlangt. Napoleon, durch die Klagen Oubril's belästigt und außerdem geneigt, nach dem Rücktritte Pitt's in das Ministerium sich gegen die Mächte des Continents kategorisch zu erklären, hatte befohlen, daß man antworte. Er hatte selbst das Schema der Oubril zu gebenden Note eingesandt und Talleyrand dieses seiner Gewohnheit nach in Ton und Inhalt gemildert. Aber selbst in dieser Form war die Note unzureichend, die leider mit in's Spiel gezogene Würde des russischen Cabinets zu retten.

Diese Note stellte dem angeblichen Unrecht Frankreichs die von Rußland begangenen Fehler entgegen. Rußland, sagte man, habe auf Corfu eigentlich keine Truppen haben sollen und vermehre die Zahl derselben doch täglich. Es sei verpflichtet, den Feinden Frankreichs jede Gunst zu versagen, und gebe den Ausgewanderten nicht allein ein Asyl, sondern auch sogar öffentliche Stellen an fremden Höfen. Dies sei eine bestimmte Verletzung des letzten Vertrags. Dazu zeigten die russischen Agenten sich überall feindselig. Ein solcher Zustand der Dinge mache es unmöglich, daß die beiden Cabinette in den Angelegenheiten Deutschlands und Italiens gemeinschaftlich verführen. Was die Besetzung von Hannover und Neapel betreffe, so sei sie eine nothwendige Folge des Krieges gewesen. Wenn Rußland sich verpflichte, die Engländer zur Räumung von Malta zu bringen, so würde Frankreich, da dann die Ursache des Krieges wegfalle, die besetzten Länder auf der Stelle räumen. Daß man Frankreich immer dränge und England gar nicht, sei weder gerecht noch billig. Wenn man sich zum Schiedsrichter zwischen den beiden Mächten aufwerfe und nicht allein den Grund des Streites, sondern auch die zur Erledigung desselben benutzten Mittel beurtheilen wolle, so müsse man ein fester unparteiischer Schiedsrichter sein. Frankreich sei entschlossen, keinen andern anzunehmen. Wolle man den Krieg, so sei es bereit. Die letzten Feldzüge der Russen im Occident berechtigten sie nicht, sich gegen Frankreich einen so hohen Ton zu erlauben, als sie jetzt anzunehmen beliebten. Man müsse wissen, daß der Kaiser der Franzosen nicht Kaiser der Türken oder Perser

sei. Wünsche man dagegen ein besseres Verständniß anzuknüpfen, so biete er dazu gern die Hand und werde sich dann gewiß nicht weigern, seine Versprechungen zu halten und namentlich den König von Sardinien zu entschädigen, aber bei der gegenwärtigen Lage der Dinge werde man nichts von ihm erreichen, denn Drohungen seien bei ihm das allerunwirksamste Mittel.

Diese stolze Note nahm Oubril jeden Vorwand, sich für zufriedengestellt zu erklären. Dies war die Folge der leichtsinnigen Handlungen seines Cabinets, das bald, wie bei Neapel und Hannover, den Richter der von den kriegführenden Mächten angewendeten Kriegsmittel spielen, bald, wie bei dem Tode des Herzogs von Enghien, in eine innere Angelegenheit sich mischen wollte und daher überall zurückgewiesen wurde. Oubril befragte seine Instructionen und glaubte seine Pässe verlangen zu müssen; um den erhaltenen Weisungen indessen ganz treu zu sein, fügte er hinzu, daß seine Abreise blos eine Unterbrechung der diplomatischen Verbindungen beider Höfe sei, aber keine Kriegserklärung; da die Verbindungen nützlich und angenehm zu sein aufhörten, so habe man keinen Grund, sie fortzusetzen; Rußland denke übrigens nicht daran, zu den Waffen zu greifen, und das französische Cabinet werde durch sein späteres Benehmen entscheiden, ob auf diese Unterbrechung der Geschäfte der Krieg folgen solle oder nicht.

Nach dieser kalten, aber nichtsdestoweniger friedlichen Erklärung verließ Oubril Paris. An Rayneval, der als Geschäftsträger in Petersburg geblieben war, wurde der Befehl geschickt, nach Frankreich zurückzukehren. Oubril reiste gegen Ende des August ab und blieb einige Tage in Mainz, bis die Nachricht eintraf, daß Rayneval der freie Austritt verstattet sei.

Es war augenscheinlich, daß Rußland, wenn es auch durch die Unterbrechung seiner Verbindungen mit Frankreich sein Mißvergnügen bezeugte, doch keinen Krieg anfangen werde, außer in dem Falle, daß eine neue europäische Coalition ihm dazu eine vortheilhafte Gelegenheit gebe. Nach dem Urtheile Napoleons hing mithin Alles von Oesterreich ab. Er setzte dasselbe auf eine harte Probe, um, ehe er sich seinen Plänen gegen England ganz hingab, zu erfahren, woran er sich mit ihm zu halten habe. Da die Anerkennung seines kaiserlichen Titels noch immer ausblieb, so verlangte

er sie peremtorisch. Sein Plan, die Rheinufer zu besuchen, mußte ihn in Kurzem nach Aachen führen. Er verlangte, daß Herr von Cobenzl ihn dort bewillkommne und ihm in derselben Stadt, wo die deutschen Kaiser die Krone Carls des Großen auf ihr Haupt zu setzen pflegten, seine Beglaubigungsschreiben überreiche. Gebe man ihm in dieser Beziehung keine Genugthuung, erklärte er, so werde Champagny in Wien keinen Nachfolger erhalten. Eine Zurückberufung der Gesandten könne aber bei so benachbarten Mächten, wie Frankreich und Oesterreich, nicht so friedlich verlaufen, wie bei Frankreich und Rußland. Er verlangte endlich, daß die russische Note, die man in Regensburg durch Vertagung beseitigt hatte, über deren Schicksal aber in wenig Tagen zu entscheiden war, definitiv abgewiesen werde; widrigenfalls sei er entschlossen, an den Reichstag eine Antwort zu richten, aus der nothwendig der Krieg hervorgehen müsse.

Nachdem dies Alles gethan war, verließ Napoleon Boulogne, wo er anderthalb Monate zugebracht hatte, und wandte sich nach den Rheindepartements. Ehe er abreiste, hatte er Gelegenheit, einem Kampfe der Flotille gegen die englische Division beizuwohnen. Am 26. August (8. Fructidor d. J. XII.) um zwei Uhr Nachmittags befand er sich auf der Rhede und inspicirte in seinem Boote die Linie, die wie gewöhnlich aus 150—200 Langböten bestand. Das vor ihm in See liegende englische Geschwader zählte 2 Linienschiffe, 2 Fregatten, 7 Corvetten, 6 Briggs, 2 Lugger und 1 Kutter, im Ganzen 20 Segel. Eine Corvette trennte sich von der feindlichen Division und stellte sich an dem Ende unserer Linie auf, um sie zu beobachten und ihr einige Lagen zuzuschicken. Der Admiral befahl nun der ersten Division der Kanonenböte, die Capitain Leray commandirte, die Anker zu lichten und sich insgesammt gegen die Corvette zu wenden. Dies geschah und das feindliche Schiff sah sich zum Rückzug gezwungen. Als die Engländer dies sahen, bildeten sie aus einer Fregatte, mehrern Corvetten und Briggs ein Detachement, um unsere Böte ihrerseits zurückzutreiben und sie zu verhindern, ihre gewöhnliche Stellung wieder zu gewinnen. Der Kaiser, der mit dem Admiral Bruix, den Ministern und mehrern Marschällen in seinem Boote war, begab sich mitten unter die kämpfenden Schaluppen und steuerte, um ihnen ein Beispiel zu geben, geradezu auf die

mit vollen Segeln herbeikommende Fregatte los. Er wußte, daß die Soldaten und Matrosen, die seine Kühnheit auf dem Lande bewunderten, sich zuweilen fragten, ob er zur See wohl ebenso tapfer sein werde. Er wollte sie in dieser Beziehung aufklären und sie gewöhnen, den großen Fahrzeugen des Feindes verwegen zu trotzen. Er ließ sein Fahrzeug weit vor die französische Linie und so nahe wie möglich gegen die Fregatte steuern. Diese, die das kaiserliche Boot bemerkte und die kostbare Ladung desselben vielleicht vermuthete, hatte ihr Feuer reservirt. Der Marineminister, der für den Kaiser zitterte, wollte sich auf das Steuerruder stürzen, aber ein gebieterisches Zeichen Napoleons hielt ihn zurück und man fuhr fort gegen die Fregatte zu steuern. Napoleon beobachtete mit dem Fernrohr in der Hand, als das feindliche Fahrzeug plötzlich seine volle Lage abfeuerte und das kleine Boot, das Cäsar und sein Glück trug, mit seinen Kugeln überschüttete. Niemand wurde verwundet und blos die von den Kugeln emporgespritzten Wellen erreichten das Schiff. Die französischen Schiffe, die Zeugen dieser Scene waren, kamen nun so eilig als möglich herbei, um das Boot des Kaisers zu decken. Die englische Division wurde nun ihrerseits mit einem Hagel von Kugeln und Kartätschen überschüttet und nach und nach zurückgetrieben. Man verfolgte sie, sie aber kehrte auf's Neue zurück und näherte sich dem Lande. Inzwischen hatte eine zweite Division der Kanonierschaluppen, von Capitain Pevrieu befehligt, die Anker gelichtet und sich dem Feinde genähert. Bald mußte die Fregatte, die in Folge vieler erhaltenen Schüsse kaum mehr dem Steuer gehorchte, auf das hohe Meer flüchten. Die Corvetten folgten dieser Rückgangbewegung, einige stark beschädigt, und der Kutter war dergestalt durchlöchert, daß man ihn sinken sah. Napoleon war von diesem Kampfe um so mehr entzückt, als ihm geheime Nachrichten von der englischen Küste zukamen, daß dieses Gefecht dort den stärksten materiellen wie moralischen Eindruck gemacht habe. Wir hatten einen Todten und sieben Verwundete, darunter einen tödtlichen, die Engländer, nach den Napoleon zugekommenen Berichten, 12—15 Todte und 60 Verwundete. Ihre Schiffe hatten sehr gelitten. Die englischen Offiziere staunten über die Haltung unsrer kleinen Fahrzeuge, über die Lebhaftigkeit und Genauigkeit ihres Feuers. Hatten die

Schaluppen die Linienschiffe wegen ihrer Masse zu fürchten, so waren sie wegen ihrer vielen Geschütze ein furchtbarer Feind. *)

Napoleon reiste durch Belgien, besuchte Mons, Valenciennes und kam am 3. September in Aachen an. Die Kaiserin, die nach Plombières in das Bad gereist war, während Napoleon an den Ufern des Oceans weilte, war herbeigeeilt, um den Festen beizuwohnen, die man in den Rheinprovinzen vorbereitete. Talleyrand, mehrere Großwürdenträger und Minister fanden sich ebenfalls ein. Cobenzl hatte sich bei dem Stelldichein getreulich eingefunden. Der Kaiser Franz, das Unzulässige längerer Zögerung fühlend, hatte am 10. August in einer feierlichen Versammlung den Kaisertitel für sein Haus angenommen und sich erwählter Kaiser von Deutschland, erblicher Kaiser von Oesterreich, König von Böhmen und Ungarn, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Steyermark u. s. w. genannt. Er hatte darauf Cobenzl den Befehl gegeben, sich nach Aachen zu verfügen, um dem Kaiser Napoleon sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen. Zu diesem Schritt, den der Ort, wo er geschah, noch bedeutsamer machte, kam die förmliche für den Augenblick aufrichtige Versicherung, daß man mit Frankreich in Frieden leben wolle, und das Versprechen, der russischen Note an den Reichstag keine Folge geben zu wollen. In der That wurde diese Note durch eine Vertagung auf unbestimmte Zeit beseitigt.

Der Kaiser der Franzosen nahm Cobenzl auf das Freundlichste auf und gab ihm die beruhigendsten Erklärungen. Mit Cobenzl kamen Souza, der die Anerkennung Portugals überbrachte, der Bailli de Ferrette im Namen des Malteserordens, und eine Menge von fremden Gesandten, die gebeten hatten, in Aachen erscheinen zu dürfen, weil sie wußten, wie gern man sie dort sah. Man nahm

*) Napoleon schrieb darüber an Marschall Soult:

Aachen, 8. September 1804.

Das kleine Gefecht, dem ich kurz vor meiner Abreise von Boulogne beigewohnt, hat in England einen unermeßlichen Eindruck gemacht. Es hat dort einen wahren Allarm erregt. Sie werden darüber höchst merkwürdige Details in den Zeitungen finden. Die Haubitzen am Bord der Kanonenschaluppen haben kräftig gewirkt. Die besondern Nachrichten, die mir zugekommen, lauten dahin, daß der Feind 60 Verwundete und 12—15 Todte gehabt hat. Die Fregatte ist sehr mitgenommen worden. (Archiv des Staatssecretariats.)

sie mit großer Zuvorkommenheit auf und mit jener Anmuth, die Souveräne, denen ihr Wille geschehen ist, stets zu finden wissen. Diese Zusammenkunft wurde durch das Zuströmen von Fremden und Franzosen, durch den Luxus, den man entfaltete, durch den militairischen Pomp besonders glänzend. Die Erinnerungen an Carl den Großen wurden in einer kaum verschleierten Absicht wieder erweckt. Napoleon stieg in das Gewölbe hinab, wo dieser große Mann des Mittelalters seine Ruhestätte gefunden hatte, betrachtete seine Ueberbleibsel und gab dem Clerus glänzende Zeichen seiner Freigebigkeit. Kaum von diesen Festen zurückgekehrt, wandte er sich wieder zu ernsten Beschäftigungen und durchreiste das ganze Land zwischen Maas und Rhein, Jülich, Venloo, Köln, Coblenz, wo er Straßen wie Befestigungen untersuchte, die Entwürfe seiner Ingenieure mit jener Sicherheit des Blickes, jener tiefen Erfahrung, die nur ihm eigen waren, verbesserte und neue Arbeiten anbefahl, welche diesen Theil der Rheingrenzen unbesiegbar machen mußten.

In Mainz, wo er gegen das Ende des Septembers eintraf, erwarteten ihn neue Feste. Alle Fürsten Deutschlands, deren Staaten in der Umgegend lagen und die Interesse hatten, ihren mächtigen Nachbar zu schonen, kamen herbei, um ihm ihre Glückwünschungen und Ehrenbezeigungen nicht durch Beauftragte, sondern persönlich zu Füßen zu legen. Der Fürst Erzkanzler, der Frankreich seinen Titel und seinen Reichthum verdankte, wollte Napoleon in Mainz, seiner alten Hauptstadt, seine Ehrfurcht bezeigen. Mit ihm kamen die Fürsten aus dem hessischen Hause, der Kurfürst und die Kurfürstin von Baiern, der ehrwürdige Großherzog von Baden, der älteste aller europäischen Fürsten, den Sohn und Enkel begleiteten. Diese Fürsten und Andere, die rasch auf einander folgten, wurden in Mainz mit einer Pracht empfangen, wie sie in Wien niemals geherrscht hatte; sie wurden Alle durch die Geschwindigkeit überrascht, mit der ein gekrönter Soldat die Haltung eines Souveräns angenommen hatte. Diese Erscheinung war jedoch natürlich, da er frühzeitig gewöhnt worden war, den Menschen Befehle zu ertheilen, nicht in Kraft eines leeren Titels, sondern in Kraft seines Charakters, seines Genies, seines Degens. In solcher Schule lernt man das Befehlen besser, als an den Höfen.

Die Feste von Aachen erneuerten sich in Mainz unter den Augen

der Franzosen und Deutschen, die herbeigeeilt waren, um das Schauspiel, das in diesem Augenblicke die Neugier von ganz Europa erregte, in der Nähe zu sehen. Napoleon lud die Mehrzahl der erschienenen Fürsten zu seinem Krönungsfeste ein. Des Morgens pflegte er sich diesem Tumult, diesen Eitelkeiten zu entziehen, um die Ufer des Rheins zu durchstreichen und Mainz genau zu untersuchen, das er für die wichtigste Festung des Continents hielt, weniger wegen seiner Werke, als wegen seiner Lage an dem Ufer des Flusses, an dem seit zehn Jahrhunderten so viele Kämpfe stattgefunden haben. Er ordnete Arbeiten an, um der Festung die ganze Stärke zu geben, der sie fähig ist. Der Anblick dieses Platzes leitete ihn auf eine höchst nützliche Vorsichtsmaßregel, an die Niemand als er allein gedacht haben würde. Die letzten Verträge hatten die Schleifung der Werke von Castel und von Kehl befohlen. Das erste liegt gegenüber von Mainz, das andere gegenüber von Straßburg. Diese beiden Plätze verlieren ihren Werth ohne diese beiden Brückenköpfe, die zugleich zur Vertheidigung und zur Sicherung des Ueberganges auf das andere Ufer dienten. Er befahl Holz und Material aller Art anzuhäufen, ferner 15,000 Schaufeln und Hacken, um binnen 24 Stunden 8—10,000 Arbeiter auf die andere Seite des Flusses schaffen und die zerstörten Werke wieder aufführen zu können. Er ordnete selbst Alles so, daß auf einen telegraphischen Befehl die Arbeiten sofort beginnen konnten.

Nachdem Napoleon in Mainz und den neuen Departements so lange verweilt hatte, als für seine Pläne nöthig war, reiste er nach Paris ab, besuchte unterwegs Luxemburg und kam am 12. October 1804 (20. Vendémiaire des J. XIII.) in Saint Cloud an.

Er hatte sich einen Augenblick geschmeichelt, Frankreich und Europa ein außerordentliches Schauspiel darbieten zu können, indem er mit 150,000 Mann über den Canal setzte und als Herr der Welt nach Paris zurückkehrte. Die Vorsehung, die ihm noch so viel Ruhm gestattete, hatte nicht gewollt, daß er seiner Krönung so viel Glanz verleihe. Es blieb ihm ein anderes Mittel, die Geister zu blenden, indem er den Papst bewog, von seinem päpstlichen Stuhle zu steigen und nach Paris zu kommen, um sein Scepter und seine Krone selbst zu weihen. Er trug dadurch über die Feinde Frankreichs einen großen moralischen Sieg davon und zweifelte nicht an dem Erfolge. Alles wurde für die Krönung vorbereitet, zu der man die höchsten

Behörden des Reiches, zahlreiche Deputationen der Armeen und der Flotte und eine Menge fremder Fürsten eingeladen hatte. In der Kathedrale Nôtredame waren Tausende von Arbeitern beschäftigt. Das Gerücht von der Ankunft des Papstes war bekannt geworden, das Publicum hatte sich desselben mit Uebertreibungen bemächtigt, die fromme Bevölkerung war entzückt, die Emigration tief bekümmert, Europa überrascht und eifersüchtig. Die Frage war im Staatsrath behandelt worden, wo alle Geschäfte sich erledigten. In dieser Körperschaft, in der den Meinungen vollkommene Freiheit gelassen wurde, hatten sich die alten Einwürfe, die bei dem Concordat aufgetaucht waren, noch stärker wiederholt, als man hörte, daß der neue Monarch seine Krone aus den Händen des Papstes empfangen solle. Der Widerwillen gegen ultramontanen Einfluß, den in Frankreich selbst fromme Männer von Alters her hegen, war in ganzer Stärke wieder erwacht. Man sagte, daß man den Clerus zu Anmaßungen ermuntere, eine herrschende Religion proclamire und zu der Annahme berechtige, daß der neugewählte Kaiser seine Krone nicht dem Wunsche der Nation und den Großthaten des Heeres verdanke, sondern dem Papste, eine gefährliche Annahme, da, wer die Krone gebe, sie auch nehmen könne.

Durch so viele Einwürfe gegen eine Ceremonie, die ein wahrer Triumph über das Uebelwollen der Mächte war, ungeduldig gemacht, ergriff der Kaiser selbst das Wort und erläuterte alle die Vortheile, welche die Gegenwart des Papstes bei einer solchen Feierlichkeit habe, den Eindruck, den sie auf die religiösen Völker und auf die ganze Welt machen müsse, die Kraft, die sie der neuen Ordnung der Dinge gewähre; er zeigte, wie wenig gefährlich die Annahme sei, daß der Papst die Krone verleihe, die Anmaßungen eines Gregor VII. seien nicht mehr an der Zeit, die Ceremonie, um die es sich handle, sei nichts als die Anrufung des göttlichen Schutzes zu Gunsten einer neuen Dynastie, eine Anrufung, die in den gewöhnlichen Formen des ältesten, allgemeinsten und in Frankreich beliebtesten Cultus geschehe; überdies gäbe es ohne religiösen Pomp gar keine wahrhafte Feierlichkeit, vorzüglich in katholischen Ländern, und da einmal Priester bei der Krönung figuriren müßten, so sei es am besten, man berufe die höchstgestellten, angesehensten, wo möglich den Papst selbst. Indem er seine Widersacher zuletzt bis auf das Aeußerste brachte, wie er es im Felde mit seinen Feinden nicht anders machte, endete er mit fol-

gendem Ausspruche, der Alle zum Schweigen brachte. — „Meine Herren, rief er aus, Sie berathen in Paris, in den Tuilerien; nehmen Sie an, daß Sie in London beriethen, im britischen Cabinet, daß Sie mit einem Wort Minister des Königs von England wären und daß man Ihnen meldete, der Papst reise in diesem Augenblicke über die Alpen, um den Kaiser der Franzosen zu krönen; würden Sie dies als einen Triumph für England oder für Frankreich betrachten?" — Auf diese so richtige Frage wußte Niemand zu antworten, und die Reise des Papstes nach Paris begegnete keinem Einwurfe mehr.

Es war aber nicht genug, daß man in Paris einer Meinung war, man mußte auch die Einwilligung des römischen Hofes erlangen und dies war sehr schwer. Um Erfolg zu gewinnen, mußte man viele Kunst anwenden, Festigkeit mit Milde vereinigen, und der damalige Gesandte Frankreichs, der Cardinal Fesch, eignete sich in Folge seines Aufbrausens, seines Stolzes dazu viel weniger wie sein Vorgänger Cacault. Hier ist der Ort, diesen Mann, der in der Kirche und im Kaiserreiche eine Rolle gespielt hat, näher kennen zu lernen. Der Cardinal Fesch, stark von Körperbau, von mittlerm Wuchs, mittelmäßigen Geistes, eitel, ehrgeizig, aufbrausend, aber fest, war dazu bestimmt, für Napoleon ein großes Hinderniß zu werden. Während der Schreckenszeit hatte er, wie viele andere Priester, die Insignien, wie die Pflichten seines Standes weit von sich geworfen. Wer ihn als Kriegscommissair der Armee von Italien sah, der konnte nicht glauben, daß er einen frühern Diener des Cultus vor sich habe. Als aber Napoleon Alles an seinen Ort brachte und die Priester zum Altar zurückführte, dachte Cardinal Fesch daran, zu seinem alten Stande zurückzukehren und sich den Rang zu verschaffen, den er wegen seiner Verwandtschaft mit Napoleon hoffen durfte. Der Erste Consul hatte ihn nur unter der Bedingung eines erbaulichen Lebenswandels anstellen wollen und nun hatte der Abbé Fesch mit seltener Willenskraft seine Sitten verändert und in einem Seminar das Schauspiel einer exemplarischen Buße gegeben. Zum Erzbischof von Lyon ernannt und mit dem Cardinalhut bekleidet, war er nicht als Stütze Napoleons aufgetreten, sondern vielmehr als dessen Gegner in der Kirche, und man konnte bereits bemerken, daß er die Anmaßung hatte, eines Tages den Neffen, dem er Alles verdankte, zu zwingen, mit

einem Oheim abzurechnen, der die geheime Unzufriedenheit des Clerus für sich hatte.

Napoleon hatte sich gegen den verständigen Portalis über diese neue Undankbarkeit beklagt und von diesem den Rath erhalten, sich seines Oheims dadurch zu entledigen, daß er ihn als Gesandten nach Rom schicke. Er wird dort mit dem Stolz und den Vorurtheilen des römischen Hofes genug zu thun bekommen, sagte Portalis, und die Fehler seines Charakters werden Ihnen Nutzen bringen, statt zu schaden. — Aus diesem Grunde hatte Napoleon den Cardinal Fesch bei dem römischen Hofe accreditirt, und nicht, um ihn eines Tages zum Papst zu machen, wie die Erfinder falscher Gerüchte erzählten. Es gab keinen Papst, der ihm unangenehmer und gefährlicher hätte sein können.

Dies war der Mann, der Pius VII. bestimmen sollte, nach Paris zu reisen.

Sobald Pius VII. durch den außerordentlichen Courier Caprara's die Wünsche Napoleons erfuhr, wurde er lebhaft bewegt und fühlte sich lange Zeit von entgegengesetzten Empfindungen bestürmt. Er sah vollkommen ein, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, der Religion neue Dienste zu leisten, für sie manche bis dahin verweigerte Concession zu erlangen und vielleicht sogar die Zurückgabe der vom Erbe St. Peters getrennten Provinzen zu bewirken. Aber wie viel Wechselfälle konnten dagegen eintreten, welchem Tadel setzte man sich in Europa aus, welche Demüthigungen konnte man in dieser revolutionären Hauptstadt erfahren, die von dem Geiste der Philosophie angesteckt war, noch viele ihrer Anhänger in ihren Mauern zählte und von dem spottlustigsten Volke der Welt bewohnt wurde! Alle diese Perspectiven regten den sehr reizbaren Mann in einem so hohen Grade auf, daß seine Gesundheit litt. Sein Minister und Günstling, der Generalstaatssecretair Consalvi, wurde auf der Stelle sein Vertrauter*). Er theilte ihm seine Besorgnisse mit, hörte die seinigen an und Beide stimmten so ziemlich überein. Sie fürchteten den Tadel der Welt wegen dieser Salbung eines illegitimen Fürsten, eines Usur-

*) Ich lege hier keine Absicht unter, noch ersinne ich eine. Das Folgende ist ein getreuer Auszug aus dem geheimen Briefwechsel des Cardinals Consalvi mit dem Cardinal Caprara, einem Briefwechsel, der noch in Frankreichs Besitz ist.

pators, wie man Napoleon in gewissen Kreisen nannte. Sie fürchteten die Unzufriedenheit der Höfe, vorzüglich des von Wien, der das neue Kaiserthum des Occidents mit großer Unzufriedenheit betrachtete; sie fürchteten bei der ganzen Partei des alten Regime eine Entrüstung, die noch größer sei, als jene zur Zeit des Concordats ausgebrochene, und zugleich begründeter, da hier das Interesse der Religion weniger hervortrete, als das Interesse eines Mannes. Sie fürchteten, sei der Papst einmal in Frankreich, so werde man etwas Unvorhergesehenes, Unzulässiges von ihm verlangen, was schon in Rom schwer, in Paris noch weniger verweigert werden könne, wodurch dann irgend ein unangenehmer, vielleicht sogar Aufsehen erregender Streit entstehe. Sie gingen nicht so weit, irgend eine gewaltthätige Handlung, wie die Gefangenhaltung Pius VII. in Valence, zu befürchten, hatten aber eine dunkle Vorstellung von sonderbaren und schrecklichen Scenen. Allerdings hatten Consalvi, der wegen des Concordats nach Paris gekommen war, und der Cardinal Caprara, der sein Leben in dieser Hauptstadt zubrachte, von Napoleon, von seiner Bildung und seiner Zartheit im Verfahren andere Begriffe, als an diesem Hofe verbreitet waren, dessen alte Prälaten sich Paris immer als einen wahren Höllenschlund dachten, wo ein furchtbarer Riese herrsche. Namentlich wiederholte der Cardinal Caprara unaufhörlich, wenn der Kaiser der heftigste und gebieterischste aller Menschen sei, so sei er zugleich der edelste und liebenswürdigste, so lange man ihn nicht beleidige; der Papst werde entzückt von ihm sein und Alles bewilligt erhalten, was er für Kirche und Religion fordere; der jetzige Augenblick sei am geeignetsten zur Reise, denn der Krieg dränge auf irgend eine entscheidende Krisis hin; dann werde es Besiegte und einen Sieger geben, es fänden neue Gebietsvertheilungen statt und der Papst erhalte vielleicht die Legationen; allerdings verspreche man nichts, aber im Grunde sei dies die Absicht Napoleons und er brauche nur günstige Umstände, um sie in das Leben treten zu lassen. Diese Schilderungen beruhigten die unruhige Phantasie des unglücklichen Papstes etwas, aber Paris, die Hauptstadt jener furchtbaren Revolution, die Könige, Königinnen und Tausende von Priestern verschlungen hatte, blieb für ihn ein Gegenstand unbeschreiblichen Schreckens.

Es gab auch entgegengesetzte Befürchtungen. Ohne Zweifel tadelte Europa die Reise des Papstes nach Paris und es war mög-

lich, daß er sich dort unerwarteten und traurigen Ereignissen aussetzte; aber wenn man nicht ging, was wurde dann mit der Religion und dem heiligen Stuhle? Alle Staaten Italiens waren in Napoleons Händen. Piemont, die Lombardei, Toscana, sogar das von Rußland beschützte Neapel waren von französischen Truppen besetzt. Blos der Kirchenstaat war aus Rücksicht für den heiligen Stuhl verschont geblieben. Aber was mußte nicht Napoleon thun, wenn man ihn durch eine Weigerung reizte, die unzweifelhaft in ganz Europa bekannt wurde und für eine Nichtanerkennung seines Rechts gelten mußte? Diese widersprechenden Ideen quälten den Papst und den Staatssecretair Consalvi sehr. Der Cardinal, der die Gefahr bereits kannte und dem Paris nicht etwa mißfallen hatte, war der Ruhigere von Beiden. Er dachte blos an das Urtheil Europa's und an das Mißvergnügen aller alten Cabinette. Indessen erwarteten Beide von Paris Vorstellungen zu empfangen, die keine Weigerung mehr gestatteten, und wollten daher das heilige Collegium für sich haben. Ganz wollten sie es nicht befragen, denn in seinem Schooße befanden sich Cardinäle, die mit den fremden Höfen in Verbindung standen und vielleicht das Geheimniß verriethen. Sie wählten daher zehn der einflußreichsten Mitglieder des Cardinal-Collegiums aus und theilten ihnen unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses die Mittheilungen Caprara's und des Cardinals Fesch mit. Die zehn Cardinäle waren unglücklicherweise verschiedener Meinung und es war zu fürchten, daß mit dem heiligen Collegium derselbe Fall sei. Der Papst und der Minister wollten daher zehn andere Cardinäle hören, was im Ganzen zwanzig machte. Diese Berathung, welche geheim blieb, ergab folgende Resultate. Fünf Cardinäle waren entschieden gegen die Forderung Napoleons, fünfzehn sprachen sich günstig aus, machten aber Einwürfe und verlangten Bedingungen. Von jenen fünf nannten blos zwei die Illegitimität Napoleons als Motiv ihrer Weigerung. Die fünf machten geltend, daß man durch die Krönung Alles bestätige, was der neue Monarch zum Nachtheil der Kirche geduldet oder selbst gethan habe; denn wenn er das Concordat abgeschlossen habe, so sei er auch auf der andern Seite Urheber der organischen Artikel und habe als General dem heiligen Stuhl die Legationen genommen; noch ganz neuerlich habe er durch seine Theilnahme an den Säcularisationen beigetragen, die deutsche Kirche ihrer Güter zu berauben;

wolle er wie Carl der Große behandelt sein, so müsse er auch wie jener Kaiser verfahren und gegen den heiligen Stuhl dieselbe Freigebigkeit beweisen.

Die fünfzehn Cardinäle, die unter Bedingungen ihre Einwilligung gaben, machten geltend, die Höfe Europa's und die öffentliche Meinung würden Unzufriedenheit verrathen, und es sei mit der Würde des heiligen Vaters unverträglich, den neuen Kaiser in Paris zu weihen, während die Kaiser des Reichs in Rom vor dem Altar des heiligen Peter ihre Krone empfangen hätten; der Papst komme mit den constitutionellen Bischöfen in Berührung, die sich nicht vollständig unterworfen, oder nach ihrer Versöhnung mit der Kirche neue Streitigkeiten erregt hätten; der Papst gerathe in eine falsche Stellung gewissen Würdenträgern, z. B. Talleyrand, gegenüber, die den Priesterstand verlassen und sich verheirathet hätten; man laufe Gefahr, im Schooße einer feindlichen Hauptstadt unzulässige Bedingungen aufgestellt zu sehen, die man ohne einen offenen Bruch nicht zurückweisen könne; endlich sei eine solche Reise für eine so schwächliche Gesundheit wie die Pius VII. gefährlich. Indem sie zugleich an den Tadel erinnerten, der im letzten Jahrhundert den Papst Pius VI. getroffen habe, daß er nach Wien zu Joseph II. gereist und ohne Erfolg zurückgekehrt sei, behaupteten die fünfzehn Cardinäle, daß es in den Augen der christlichen Welt für eine solche Gefälligkeit, wie man sie von Pius VII. verlange, nur eine Entschuldigung gäbe, wenn man nämlich gewisse notorische Vortheile fordere und erlange, z. B. die Zurücknahme eines Theiles der organischen Artikel, die Abschaffung der Maßregeln, welche die italienische Republik in Beziehung auf den Clerus getroffen habe, die Abstellung der Verfügungen des französischen Commissairs in Parma und Piacenza bezüglich auf die Kirche jenes Landes, endlich eine Gebietsentschädigung des heiligen Stuhles für seine vielen Verluste und hauptsächlich die Annahme des alten Ceremoniels, das bei der Krönung der deutschen Kaiser beobachtet worden sei. Einige der fünfzehn Cardinäle fügten sogar noch hinzu, daß die Krönung, wenn die Würde des heiligen Stuhls aufrecht erhalten werden solle, nicht in Paris stattfinden müsse, sondern in Italien, wenn Napoleon seine Staaten jenseits der Alpen besuche.

Durch diese Gutachten etwas beruhigt, war der Papst geneigt,

in die Wünsche Napoleons zu willigen, jedoch auf den von den fünfzehn Cardinälen gemachten Bedingungen fest zu bestehen, und hatte diesen Entschluß dem Cardinal Fesch mitgetheilt. Inzwischen trafen in Rom der Senatsbeschluß vom 28. Floréal und die Eidesformel des Kaisers ein, welche letztere die Worte enthielt: Ich schwöre, das Concordat und die Freiheit des Gottesdienstes zu achten und zu beschützen. Das Concordat schien die organischen Artikel in sich zu begreifen, die Freiheit des Gottesdienstes eine Bestätigung der Ketzereien zu enthalten, und der römische Hof hatte eine solche Freiheit nie zugestanden, Dieser Eid wurde plötzlich der Grund einer unbedingten Weigerung. Man befragte indessen die zwanzig Cardinäle wieder und dieses Mal waren blos fünf der Meinung, daß der Eid kein unübersteigliches Hinderniß sei; fünfzehn antworteten, es sei dem Papst jetzt unmöglich, den neuen Monarchen zu krönen.

Obgleich die Cardinäle das Geheimniß wohl bewahrt hatten, so waren doch durch die Nachrichten aus Paris und durch einige unvermeidliche Unvorsichtigkeiten von Agenten des heiligen Stuhles Gerüchte über die Unterhandlung laut geworden und das Publicum des römischen Hofes, das aus Juristen und Prälaten besteht, ergoß sich in Witze und Spöttereien. Man nannte Pius VII. den Kaplan des Kaisers der Franzosen, denn dieser Kaiser komme nicht nach Rom, wie früher Carl der Große, die Ottonen, Barbarossa, Carl V. nicht unter ihrer Würde gefunden, er berufe den Papst in seinen Palast.

Diese Auslassungen und die Schwierigkeiten, die durch den Eid entstanden, erschütterten Pius VII. wie den Cardinal Consalvi, und Beide beschlossen, eine Antwort zu geben, die anscheinend günstig, in Wahrheit aber ablehnend war, da sie der Zusage des Papstes Bedingungen hinzufügte, die der Kaiser nicht annehmen konnte.

Der Cardinal Fesch hatte sich beeilt, auf den Haupteinwurf, den man aus dem Eide hernahm, zu antworten, indem er sagte, daß diese Verpflichtung, die Freiheit des Cultus zu schützen, keine canonische Billigung abweichender Meinungen sei, sondern ein bloßes Versprechen, die freie Ausübung jedes Gottesdienstes zu dulden und keine Religionspartei zu verfolgen, was mit dem Geiste der Kirche und mit den Grundsätzen, die alle Souveräns gegenwärtig angenommen hätten, übereinstimme. Von diesen sehr vernünftigen Erklärungen behauptete Cardinal Consalvi, daß sie keinen öffentlichen Charakter

trügen und den römischen Hof in den Augen Gottes und der Gläubigen nicht entschuldigen könnten, wenn er gegen den katholischen Glauben sündige.

Obgleich der Cardinal Fesch keinen einschmeichelnden Charakter besaß, so war es ihm doch durch Furcht und Bestechungen gelungen, in die Geheimnisse mehr als einer Person am römischen Hofe einzudringen, so daß er die Einwürfe und deren Urheber ziemlich genau kannte. Er meldete Alles nach Paris, damit der Kaiser vollkommen unterrichtet sei, stellte aber den Erfolg als wahrscheinlicher dar, als er im Augenblicke war, fügte jedoch hinzu, man müsse dem heiligen Stuhle befriedigende Erklärungen und Versprechungen geben.

Diese nach Paris gelangten Mittheilungen brachten den Cardinal Caprara in große Verlegenheit, denn man sah darin eine Einwilligung, die blos noch von einigen Erklärungen abhinge, und hielt das Kommen des Papstes nach Frankreich für gewiß. Caprara zitterte, denn er kannte die wahren Gesinnungen seines Hofes und wagte doch nicht sie zu nennen. Die Kaiserin Josephine legte ein noch größeres Gewicht auf die Krönung, als Napoleon selbst, denn sie sah darin die Verzeihung des Himmels für eine Handlung der Usurpation. Sie empfing daher den Cardinal Caprara in St. Cloud und behandelte ihn mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit. Napoleon bezeugte ihm seinerseits seine lebhafte Zufriedenheit und Beide sagten, daß sie die Angelegenheit als geordnet betrachteten; der Papst solle in Paris mit den Ehrenbezeigungen aufgenommen werden, die man dem Haupt der Kirche schulde, und die Religion werde von seiner Reise unendlichen Vortheil haben. Nichtsdestoweniger ahnte Napoleon einen Theil der geheimen Wünsche des römischen Hofes und wich daher jeder Eröffnung des Cardinals Caprara aus, damit dieser nicht etwas Unmögliches verlange, z. B. die Zurücknahme der organischen Artikel, oder etwas zur Zeit sehr Schwieriges, z. B. die Zurückgabe der Legationen. Der Cardinal kam daher in doppelte Verlegenheit, theils durch die ungegründeten Hoffnungen, die man in Paris hegte, theils durch die Schwierigkeit, sich Napoleon zu eröffnen und von ihm eine Erklärung zu erhalten, die seinen Hof bestimmen konnte.

Der Abbé Bernier, jetzt Bischof von Orleans, der dazu berufen gewesen war, alle Schwierigkeiten des Concordats zu besiegen, leistete

auch jetzt wieder große Dienste. Man beauftragte ihn, dem römischen Hofe zu antworten. Er verständigte sich mit dem Cardinal Caprara und machte ihm begreiflich, daß bei den Hoffnungen der kaiserlichen Familie, bei den Erwartungen ganz Frankreichs ein Rücktritt unmöglich sei, ohne Napoleon zu beschimpfen und sich selbst den schlimmsten Folgen auszusetzen. Der Bischof von Orleans schrieb eine Depesche, die dem geschicktesten und gelehrtesten Diplomaten Ehre machen würde. Er berief sich auf die Dienste, die Napoleon der Kirche geleistet, auf die Ansprüche, die er auf ihre Dankbarkeit habe, auf den Nutzen, den die Religion noch von ihm erwarten könne, hauptsächlich aber auf die Wirkung, welche die Anwesenheit Pius VII. auf das französische Volk machen werde, und auf den Impuls, den die religiösen Ideen dadurch bekommen müßten. Er erklärte den Eid und die auf die Freiheit des Gottesdienstes bezüglichen Worte in dem richtigen Sinne und schlug zugleich ein Auskunftsmittel vor, nämlich zwei Ceremonien anzustellen, eine bürgerliche, bei der der Kaiser den Eid leisten und die Krone aufsetzen werde, eine religiöse, bei der der Papst diese Krone segne. Er erklärte endlich bestimmt, daß man die Anwesenheit des Papstes in Paris im Interesse der Religion und in dem der mit ihr in Verbindung stehenden Geschäfte fordere. Unter diesen Worten verbargen sich Hoffnungen genug, um den heiligen Vater persönlich zu gewinnen und ihm einen Vorwand zu geben, seine Nachgiebigkeit gegen Napoleon vor der Christenheit zu rechtfertigen.

Der Cardinal Caprara fügte zu dieser officiellen Depesche der französischen Regierung besondere Schreiben, worin er schilderte, was in Frankreich vorgehe, wie viel Gutes man dort thun, wie viel Schlimmes man abstellen könne. Er versicherte mit Bestimmtheit, daß eine Weigerung große Gefahren habe, daß man in Rom die Sachlage falsch beurtheile, daß der Papst auf seiner Reise nur Angenehmes erfahren werde.

Zum zweiten Male nach Rom versetzt, mußte die Unterhandlung gelingen. Durch die Briefe des Legaten und des Bischofs von Orleans aufgeklärt, begriffen der Papst und der Cardinal Consalvi die Unmöglichkeit einer Weigerung und ergaben sich endlich, vom Cardinal Fesch lebhaft bedrängt. Sie fühlten jedoch das Bedürfniß, die Cardinäle noch ein Mal zu befragen. Die Stelle in dem Briefe des

Bischofs von Orleans, wo von der doppelten Ceremonie die Rede war, erschreckte sehr. Der Papst dachte an eine einzige Ceremonie, denn er wollte den neuen Kaiser nicht blos mit Weihwasser besprengen, sondern ihn auch krönen. Die Cardinäle wurden daher auf's Neue über die von Paris gekommenen Erklärungen in Rath genommen. Der Cardinal Fesch schaffte sich Zutritt bei ihnen und schüchterte sie ein, was er vortrefflich verstand. Die Antwort war günstig, doch verlangte man eine officielle Note, die den Eid erläutere und eine einzige Ceremonie verspreche, ferner die ausdrückliche Erwähnung der Bedingungen, unter denen der Papst nach Paris gehe.

Pius VII. erklärte als Bedingungen seiner Einwilligung: daß man erkläre, in dem Eide liege keine Billigung ketzerischer Meinungen, sondern eine einfache materielle Duldung abweichender Glaubensparteien; daß man verspreche, ihn zu hören, wenn er gegen gewisse organische Artikel und für die Interessen der Kirche und des heiligen Stuhles reclamire (die Legationen waren nicht genannt); daß man die widerspenstigen Bischöfe so lange von ihm fern halte, als sie sich nicht vollständig unterworfen hätten; daß man ihn nicht der Unannehmlichkeit aussetze, Personen zu begegnen, die in einer den Kirchengesetzen widersprechenden Stellung lebten (man bezeichnete die Gemahlin des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten); daß das Ceremoniel übereinstimmend sei mit jenem, das Rom bei den deutschen Kaisern, der Erzbischof von Rheims bei den französischen Königen beobachtet habe; daß nur eine einzige Ceremonie stattfinde; daß eine Deputation von zwei französischen Bischöfen an Pius VII. ein Einladungsschreiben überbringe, in dem der Kaiser sage, da wichtige Staatsgründe ihn im Schooße seines Reiches zurückhielten und er den Wunsch hege, mit dem heiligen Vater die Interessen der Religion zu besprechen, so bitte er ihn, nach Frankreich zu kommen, um seine Krone zu segnen und die Kirchenangelegenheiten zu ordnen; daß man an den Papst kein Verlangen irgend einer Art stelle und seiner Rückkehr nach Italien nichts in den Weg lege. Das päpstliche Cabinet sprach endlich den Wunsch aus, die Krönung auf den 25. December zu verlegen, den Tag, an dem Carl der Große zum Kaiser ausgerufen worden war. Der wahre Grund war der, daß der Papst das Bedürfniß fühlte, in Castel Gandolpho eine

Zeitlang auszuruhen, und überdies Rom nicht verlassen konnte, ohne eine Menge Geschäfte zu ordnen.

Diese Bedingungen waren sehr annehmbar, denn daß man die Reclamationen über gewisse organische Artikel anzuhören versprach, hieß noch nicht, daß man ihnen nachgeben wollte, wenn sie sich den Grundsätzen der französischen Kirche unangemessen zeigten. Der Cardinal Fesch hatte sogar offen erklärt, daß man den für Rom unangenehmsten organischen Artikel, der die Bekanntmachung der päpstlichen Bullen von der Zustimmung der Landesbehörden abhängig machte, niemals abschaffen werde. Ebenso konnte man die übrigen Bedingungen unbedenklich zusagen.

Nachdem die Einwilligung erlangt war, erklärte der Cardinal Fesch, daß der Kaiser alle Reisekosten übernähme, was für eine arme Regierung eine große Erleichterung war. Er machte zugleich einige Details des prachtvollen Empfanges bekannt, den man dem heiligen Vater bereitete. Unglücklicherweise quälte er ihn mit Nebendingen, die gar nicht am Ort waren. Er verlangte, daß außer dem Staatssecretair noch zwölf Cardinäle den Papst begleiteten, und forderte gegen den Gebrauch, der die Cardinäle nach dem Dienstalter abstuft, den ersten Platz in der päpstlichen Kutsche für sich in seiner Eigenschaft als Gesandter, Großalmosenier und Oheim des Kaisers. Alles dieses war unnütz und machte schüchternen, an der Form klebenden Männern ebenso viel Schmerzen, als die ernstesten Schwierigkeiten.

Pius VII. gab in wenigen Punkten nach, war aber in Beziehung auf die Anzahl der Cardinäle und auf das Miterscheinen des Staatssecretairs Consalvi unbeugsam. Bei ihren unklaren Befürchtungen hatten Papst und Cardinal geglaubt, allen Gefahren der Kirche durch eine eigenthümliche Maßregel vorbeugen zu können. Der heilige Vater, der sich kränker glaubte, als er wirklich war, und die Nervenaufregung, von der er befallen war, für ein gefährliches Uebel hielt, fürchtete, daß er unterwegs vielleicht sterbe. Außerdem glaubte er, daß man ihn vielleicht mißbrauchen wolle. Für diesen zweiten Fall hatte er seine Abdankung unterzeichnet und in die Hände des Cardinals Consalvi gelegt, damit dieser den Stuhl für erledigt erklären könne. Im Fall seines Todes wie seiner Abdankung war nöthig, das Cardinalcollegium zu einer Papstwahl zu versammeln. Man mußte daher in Rom so viel Cardinäle

als möglich lassen und unter ihnen den Mann, der vermöge seiner Geschicklichkeit am geeignetsten war, die Kirche bei diesen schweren Umständen zu leiten, nämlich den Cardinal Consalvi selbst. Noch ein letzter Grund bestimmte den Papst, auf diese Weise zu handeln. Er hatte sich gegen Oesterreich erklären müssen, um seine Reise nach Paris zu entschuldigen. Das Wiener Cabinet hatte die Nothwendigkeit dieser Reise erkannt, aber eine Garantie gefordert, nämlich ein Versprechen, daß man in Paris nicht über die deutschen Kirchenangelegenheiten verhandeln werde. Wegen dieses Motivs fürchtete es den Aufenthalt des Papstes in Frankreich hauptsächlich. Pius VII. hatte feierlich versprochen, mit Napoleon über keine Frage zu unterhandeln, die der französischen Kirche fremd sei. Wenn man seinem Versprechen aber Glauben schenken sollte, so mußte er den Cardinal Consalvi zu Hause lassen, den Mann, durch den alle große Angelegenheiten des römischen Hofes vermittelt wurden. Aus diesen Gründen weigerte sich Pius VII., mehr als sechs Cardinäle mitzunehmen, und bestand darauf, daß der Staatssecretair in Rom bleiben müsse. Ueber die persönlichen Anmaßungen des Cardinals Fesch verglich er sich mit diesem. Der Cardinal sollte den ersten Platz neben ihm einnehmen, sobald man in Frankreich angekommen sein würde.

Nachdem dies Alles verabredet war, begab sich der Papst nach Castel Gandolpho, wo die reine Luft, die Ruhe, die auf einen gefaßten Entschluß folgt, und die stets günstigeren Nachrichten über die Stimmung in Paris seine stark erschütterte Gesundheit wiederherstellten.

Napoleon betrachtete diesen Erfolg als einen großen Sieg, der seinen Rechten die letzte Weihe gebe und im Punkte der Legitimität nichts mehr zu wünschen übrig lasse. Dennoch wollte er unter diesem äußern Pomp seinen Charakter keinen Augenblick vergessen, nichts thun, nichts versprechen, was den Grundsätzen seiner Regierung widerstreite. Da Cardinal Fesch ihm gesagt hatte, es genüge, wenn man an den Papst einen geachteten General abordne, so beauftragte er den General Caffarelli mit der Ueberbringung seiner Einladung und faßte diese in achtungsvollen, selbst liebkosenden Ausdrücken ab, aber ohne gerade zu verstehen zu geben, daß er den Papst zu andern Geschäften berufe, als zu seiner Krönung. Das Schreiben lautete:

„Heiligster Vater!

„Die glückliche Wirkung, welche die Wiederherstellung der christlichen Religion auf die Moral und den Charakter meines Volkes geäußert hat, treibt mich, Ew. Heiligkeit zu bitten, daß Sie bei einer der wichtigsten Angelegenheiten, welche die Annalen der Welt darbieten, einen neuen Beweis des Interesses geben, das Sie an meinem Geschick und an jenem dieser großen Nation nehmen. Ich bitte Sie, daß Sie der Ceremonie der Krönung und Salbung des ersten Kaisers der Franzosen den Charakter der Religion verleihen. Diese Ceremonie wird einen neuen Glanz gewinnen, wenn sie von Ew. Heiligkeit selbst vorgenommen wird. Sie wird auf uns und unsere Völker den Segen Gottes leiten, dessen Rathschlüsse die Geschicke der Reiche und Familien nach seinem Willen ordnen.

„Ew. Heiligkeit kennen die Gefühle, die ich seit langer Zeit für Sie hege, und werden daher das Vergnügen beurtheilen können, das ich empfinde, Ihnen bei dieser Gelegenheit neue Beweise meiner Zuneigung geben zu können.

„Damit bitten wir Gott, heiligster Vater, daß er Sie noch lange Jahre unsere Mutter, die heilige Kirche, regieren lassen möge.

„Ihr wohlergebener (dévot) Sohn

Napoleon.“

Mit diesem Schreiben verbanden sich lebhafte Vorstellungen, daß der Papst nicht am 25. December, sondern in den letzten Tagen des Novembers eintreffen möge. Das wahre Motiv dieses Wunsches, welches verschwiegen blieb, war kein anderes, als die projectirte Landung in England, die im December stattfinden sollte. Napoleon nannte ein anderes Motiv, das ebenfalls wahr, aber minder wichtig war, nämlich die Unzulässigkeit, die bereits zusammenberufenen bürgerlichen und Militairbehörden so lange in Paris zu lassen.

Der General Caffarelli reiste mit großer Schnelligkeit und traf in Rom in der Nacht vom 28. auf den 29. September ein. Der Cardinal Fesch stellte ihn dem heiligen Vater vor, von dem er auf das Väterlichste aufgenommen wurde. Pius VII. empfing das Schreiben aus den Händen des Generals und verschob die Lesung desselben bis nach der Audienz. Als er aber Kenntniß davon nahm und nun entdeckte, daß die religiösen Angelegenheiten nicht als Motiv seiner

Reise angegeben seien, wurde er von einer Nervenaufregung befallen, welche die lebhafteste Besorgniß erregte. Was diesen ehrwürdigen Oberhirten, wie alle Fürsten von einer erhabenen Seele, am tiefsten berührte, war seine Ehre, die Würde seiner Krone. Er hielt beide für compromittirt, wenn die religiösen Angelegenheiten nicht als Motiv der Reise angegeben seien. Der Titel eines Kaplans von Napoleon, den ihm seine Feinde gaben, verletzte ihn tief. Er ließ den Cardinal Fesch zurückrufen. „Es ist Gift," sagte er, „was Sie mir gebracht haben." Er fügte hinzu, er werde auf einen solchen Brief nicht antworten und überhaupt nicht nach Paris gehen, da man ihm das Wort nicht gehalten habe. Der Cardinal Fesch versuchte ihn zu beruhigen und wies auf eine neue Versammlung der Cardinäle hin, um die Schwierigkeit zu ebenen. Alle fühlten, daß man nicht zurücktreten könne, und das Hinderniß wurde durch eine Note beseitigt, die der Cardinal-Gesandte unterzeichnete. Es wurde bestimmt, daß der Papst wegen des Allerheiligenfestes am 2. November abreisen und am 27. in Fontainebleau eintreffen solle.

Während dies in Rom vorging, hatte der Kaiser in Paris Alles geordnet, um dieser Ceremonie einen wunderbaren Glanz zu verleihen. Er hatte die badenschen Prinzen eingeladen, den Fürsten Erzkanzler des deutschen Reiches und zahlreiche Deputationen aus der Armee, der Justiz und der Verwaltung. Der Bischof Bernier und der Erzkanzler Cambacérès waren beauftragt, das bei Krönungen gebräuchliche Ceremoniel zu ermitteln und ihm die Veränderungen vorzuschlagen, welche der Geist der Zeit, die Sitten des Jahrhunderts und der Argwohn Frankreichs gegen ultramontanen Einfluß verlangten. Er empfahl ihnen das strengste Geheimniß, um müssiges Geschwätz zu verhüten, und behielt sich die Lösung aller streitigen Fragen selbst vor. Beide Rituale, das römische wie das französische, enthielten einzelne Gebräuche, die nicht zeitgemäß waren. Nach dem einen wie dem andern Ceremoniel erschien der Monarch ohne die Insignien der höchsten Gewalt, wie Scepter, Schwert, Krone, und empfing sie erst aus den Händen des Papstes. Außerdem setzte man ihm die Krone auf das Haupt. Nach dem französischen Ritus waren es die Pairs, nach dem römischen die Bischöfe, welche die Krone über dem knieenden Monarchen hielten, worauf der Papst sie ergriff und ihm auf das Haupt setzte. Bernier und Cambacérès

hatten viele Einzelnheiten, die zu sehr mit der Zeit im Widerspruche standen, unterdrückt, aber diesen letzten Theil der Ceremonie wollten sie beibehalten, jedoch die Pairs des französischen, die Bischöfe des römischen Ritus durch die sechs Großwürdenträger des Reichs ersetzen. Der Papst sollte die Krone aufsetzen, wie alt gebräuchlich war. Napoleon berief sich aber auf den Geist von Volk und Heer und behauptete, daß er die Krone vom Papste nicht empfangen könne; die Nation und die Armee, von denen er sie habe, würden durch ein Ceremoniel beleidigt werden, das mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge und mit der Unabhängigkeit des Thrones unverträglich sei. Er war in dieser Beziehung unbeugsam, indem er sagte, er kenne besser wie irgend Jemand die wahren Gesinnungen Frankreichs, das allerdings religiöse Gefühle nähre, aber selbst in dieser Beziehung Jeden tadeln werde, der gewisse Grenzen überschreite. Er wollte mithin in der Kirche mit den kaiserlichen Insignien erscheinen und dieselben vom Papst blos einsegnen lassen. Einsegnen, weihen wollte er sich lassen, aber nicht krönen. Der Erzkanzler Cambacérès gestand, daß in der Meinung Napoleons viel Wahres liege, machte aber auf die nicht minder große Gefahr aufmerksam, den bereits tief bekümmerten Papst zu verletzen und die Ceremonie einer kostbaren Uebereinstimmung mit den alten, seit Pipin und Carl dem Großen gebräuchlichen Formen zu berauben. Cambacérès und Bernier machten den Legaten, dem sie sehr nahe standen, mit dem Willen des Kaisers bekannt. Der Cardinal Caprara, der sehr gut wußte, welch ein großes Gewicht sein Hof auf die Formen lege, wollte ohne den Papst nichts entscheiden, aber auch keine Botschaft nach Rom senden, um nicht neue Schwierigkeiten zu erwecken. Ueberzeugt, daß der Papst, wenn er einmal da sei, durch den ihm bereiteten Empfang sofort beruhigt und gewonnen werden würde, glaubte der Cardinal, daß in Paris unter dem Einflusse einer unverhofften Freude Alles leichter sich ordnen werde, als in Rom unter dem Einflusse unbestimmter Befürchtungen.

Nachdem diese Schwierigkeiten besiegt waren, gab es noch andere, die im Schooße der kaiserlichen Familie ihren Ursprung hatten. Es handelte sich darum, die Rolle zu bestimmen, welche die Gemahlin, die Brüder und die Schwestern des Kaisers bei der Ceremonie spielen sollten. Man mußte hauptsächlich wissen, ob Josephine wie

Napoleon gekrönt und geweiht werden solle. Sie wünschte es lebhaft, denn dies war ein neues Band mit ihrem Gatten, eine neue Garantie gegen eine Scheidung, welche der beständige Kummer ihres Lebens war. Napoleon schwankte zwischen seiner Zärtlichkeit für sie und zwischen politischen Bedenken, als eine Familienscene den Sturz der unglücklichen Josephine beinahe auf der Stelle herbeigeführt hätte. Alle Welt war um den neuen Monarchen in Bewegung: Brüder, Schwestern, Verbündete. Jeder wollte bei dieser Feierlichkeit, die Allen eine höhere Weihe zu geben schien, eine Rolle spielen, wie sie seinen gegenwärtigen Ansprüchen und seinen Hoffnungen für die Zukunft entsprach. Als Josephine diese Thätigkeit sah und die Bitten hörte, die vorzüglich von einer seiner Schwestern an Napoleon gerichtet wurden, ließ sie in ihrer Eifersucht einen Argwohn durchblicken, der diese Schwester beschimpfte, und richtete an Napoleon selbst Vorwürfe, die den schändlichen Verleumdungen der Ausgewanderten entsprachen. Napoleon wurde plötzlich von einem heftigen Zorn ergriffen, der ihm die Kraft gab, Josephine zu sagen, daß er sich von ihr scheiden wolle*), daß dies später doch geschehen müsse und daß es besser sei, sich auf der Stelle zu entschließen, ehe man engere Bande geknüpft habe. Er ließ seine beiden Adoptivkinder kommen, theilte ihnen seinen Entschluß mit und stürzte sie dadurch in die tiefste Bekümmerniß. Hortensie und Eugen Beauharnais erklärten, daß sie ihre Mutter in die Dunkelheit begleiten wollten, zu der man sie verurtheilen wolle. Josephine war wohlberathen und zeigte sich resignirt und unterwürfig. Der Contrast ihres Kummers mit der Freude, die in dem Reste der kaiserlichen Familie herrschte, zerriß Napoleon das Herz. Er konnte sich nicht entschließen, diese Frau, die Genossin seiner Jugend zugleich mit ihren Kindern zu verbannen. Er schloß Josephine in seine Arme, sagte ihr in seiner Rührung, daß er nie die Kraft haben werde, sich von ihr zu trennen, wenn seine Politik dies vielleicht auch verlange, und versprach ihr, daß sie mit ihm gekrönt werden und an seiner Seite von den Händen des Papstes die göttliche Weihe empfangen solle.

---

*) Ich berichte hier die treue Erzählung einer der kaiserlichen Familie zugethanen achtbaren Person, die dabei Augenzeuge war und in ihren handschriftlichen Denkwürdigkeiten diese Erinnerung aufbewahrt hat.

Josephine ging vom Entsetzen zur lebhaftesten Freude über und überließ sich den Vorbereitungen zur Ceremonie mit einem kindischen Entzücken.

Bei seinem geheimen Gedanken, eines Tages das Kaiserreich des Westens wieder neu zu stiften, wollte Napoleon rings um seinen Thron herum Vasallenkönige haben. Für den Augenblick machte er aus seinen beiden Brüdern Joseph und Ludwig Großwürdenträger des Reiches, bald dachte er daran, sie zu Königen zu ernennen, und schon jetzt wurde in der Lombardei für Joseph ein Thron vorbereitet. Seine Absicht war, daß sie auch als Könige Großwürdenträger seines Reiches bleiben sollten. Sie sollten auf diese Weise in dem französischen Kaiserreiche des Westens dasselbe sein, was in dem deutschen Reiche die Fürsten von Sachsen, Brandenburg, Böhmen, Baiern, Hannover u. s. w. gewesen waren. Die Ceremonie der Krönung mußte diesem Plane entsprechen und ein Bild der Zukunft sein. Er gestattete nicht, daß Bischöfe oder Pairs die Krone über seinem Haupte in der Schwebe erhielten, auch nicht, daß der erste aller Bischöfe, der von Rom, sie ihm aufsetze. Aus ähnlichen Gründen wollte er, daß seine beiden Brüder, die künftigen Vasallenkönige des großen Reichs, bei der Ceremonie an seiner Seite eine Stellung einnähmen, welche dieses künftige Verhältniß klar andeute. Wenn er vom Thron zum Altar, vom Altar zum Thron gehe, sollten seine Brüder die Zipfel seines Mantels tragen. Er verlangte dies nicht allein für sich, sondern auch für die Kaiserin. Seine Schwestern sollten bei Josephine die Stelle einnehmen, die seine Brüder bei ihm versahen. Es bedurfte einer energischen Willenserklärung von seiner Seite, ehe sie sich dazu verstanden. Obgleich seine Gutmüthigkeit ihm alle Familienscenen peinlich machte, so wurde er doch sehr entschieden, sobald seine Beschlüsse mit politischen Entwürfen in Verbindung standen.

Man war im November, in Nôtredame war Alles bereit. Die Deputationen waren eingetroffen, die Gerichtshöfe hatten Ferien, 60 Bischöfe oder Erzbischöfe, von Kapellanen begleitet, hatten ihre Altäre verlassen. Die Generale, die Admirale, die ausgezeichnetsten Land- und Seeoffiziere, die Marschälle Davout, Ney, Soult, die Admirale Bruix und Ganteaume, statt in Boulogne oder Brest, befanden sich in Paris. Napoleon war damit unzufrieden, denn so sehr er den Pomp liebte, so hatten die Geschäfte bei ihm doch den Vor-

zug. Eine Menge von Neugierigen waren aus allen Theilen Europa's und aus Frankreich herbeigeeilt und warteten mit Ungeduld auf das außerordentliche Schauspiel, das sie herbeigelockt hatte. Napoleon, dem dieses fortwährende Zusammenströmen um seine Person nicht etwa mißfiel, wünschte dennoch einen Zustand der Dinge aufhören zu lassen, der von der regelmäßigen Ordnung, die er in seinem Reiche so gern herrschen sah, bedeutend abwich. Er sandte Offiziere auf Offiziere ab, um dem Papst Schreiben zu überreichen, in denen eine kindliche Liebe sich aussprach, die aber doch lebhafte Bitten enthielten, daß der heilige Vater seine Reise beschleunigen möge. Nach langen Verzögerungen hatte man die Ceremonie auf den 2. December festgesetzt.

Der Papst hatte sich endlich entschlossen, Rom zu verlassen. Nachdem er dem Cardinal Consalvi alle seine Vollmachten übergeben und ihn wiederholt umarmt hatte, begab er sich am 2. November Morgens in die Peterskirche und knieete lange Zeit am Altar, von Cardinälen, römischen Großen und vom Volk umgeben. Er betete an diesem Altar mit einer Gluth, als ob er den größten Gefahren entgegengehe, bestieg die Kutsche und schlug den Weg nach Viterbo ein. Die ihren Päpsten so treuergebenen Transteveriner folgten dem Wagen weinend. Sie war vorüber die Zeit, in der der römische Hof der aufgeklärteste war! Jetzt kannten die Greise des Cardinalcollegiums kaum das Jahrhundert, in dem sie lebten, tadelten die weise Nachgiebigkeit Pius VII., die sie nicht verstanden, und glaubten bereitwillig die einfältigsten Fabeln. Einige hielten das Gerücht für wahr, daß man in Frankreich einen Hinterhalt legen wolle, um den heiligen Vater zum Gefangenen zu machen und ihm seine Staaten zu rauben. Als ob Napoleon eines solchen Mittels bedurft hätte, um Herr von Rom zu sein! Als ob er damals etwas Anderes gewünscht hätte, als den päpstlichen Segen, der seine Macht in den Augen der Menschen noch achtbarer machen mußte! Pius VII. wollte trotz seiner Armuth einige Geschenke mitnehmen, die des Mannes, den er besuchte, würdig seien. Mit seinem gewöhnlichen feinen Takt hatte er für Napoleon zwei antike Cameen ausgewählt, die ebenso schön als bedeutsam waren. Die eine stellte Achilles dar, die andere die Enthaltsamkeit des Scipio. Für Josephine bestimmte er antike Vasen

von bewunderungswürdiger Arbeit. Auf Talleyrand's Rath brachte er für die Hofdamen eine große Menge von Rosenkränzen mit.

So reiste er denn ab und zog unter großem Zulauf der frommen Bevölkerung durch den Kirchenstaat und durch Toscana. In Florenz empfing ihn die Königin von Hetrurien, die Witwe geworden war und für ihren Sohn die Regentschaft führte. Diese Fürstin, fromm wie eine spanische Prinzessin, empfing den Papst mit einer Ehrfurcht und Ergebenheit, die ihn entzückte. Er fing jetzt an, von seiner tiefen Unruhe sich ein wenig zu erholen. Die Legationen wollte er vermeiden, um nicht durch seine Anwesenheit die Abtretung derselben zu bestätigen. Man ließ ihn über Parma, Piacenza und Turin reisen. Er war noch nicht in Frankreich, aber französische Truppen und Behörden umringten ihn bereits. Er sah den alten Menou, die Offiziere der Armee von Italien sich neigen und der kindlich-ergebene Ausdruck dieser männlichen Gesichter rührte ihn. An den Grenzen von Piemont, die jetzt Reichsgrenzen waren, erschienen der Cardinal Cambacérès und ein Kammerherr des Palastes, Herr von Salmatoris, um ihm ein Schreiben Napoleons zu überreichen, das die Dankbarkeit des Kaisers und seine Wünsche für eine glückliche Reise des Papstes aussprach. Von Stunde zu Stunde mehr beruhigt, begann Pius VII. die Folgen seines Entschlusses nicht mehr so sehr zu fürchten. Er ging über die Alpen. Man hatte außerordentliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, um diesen Theil der Reise sicher und leicht zu machen. Offiziere des kaiserlichen Palastes sorgten für Alles mit ebenso viel Freigebigkeit als Eifer. Endlich kam er in Lyon an. Dort verwandelte sich seine Furcht in ein wahres Entzücken. Aus der Provence, dem Dauphiné, der Franche-Comté, Burgund war die Bevölkerung herbeigewogt, um den Stellvertreter Gottes auf Erden zu sehen. Die Völker tragen alle in ihrem Herzen ein unbestimmtes, aber tiefes Gefühl der Gottheit. Auf die Form, unter der man sie ihrer Anbetung darbietet, kommt wenig an, vorausgesetzt, daß diese Form durch das Alter geheiligt ist und von oben her das Beispiel gegeben wird, sie zu achten. Fügt man zu der natürlichen Kraft dieses Gefühls die außerordentliche Wirkung von Reactionen und die Lebhaftigkeit, mit welcher das Volk zu Gewohnheiten zurückkehrt, die es momentan verlassen hat, so wird man leicht den Eifer begreifen, mit dem das französische Volk dem

Papst entgegenströmte. Als Pius VII. dieses Volk auf den Knieen erblickte, von dem man ihm gesagt hatte, daß es stets gegen die Autoritäten der Erde wie des Himmels in Empörung begriffen sei, Throne umgestürzt und einen Papst in Gefangenschaft gehalten habe, wurde er beruhigt und erkannte, sein alter Rathgeber Caprara habe die Wahrheit gesagt, als er versicherte, diese Reise werde der Religion großen Nutzen bringen und ihm selbst viel Freude machen. In Lyon erreichte ihn ein neuer Brief des Kaisers, der abermals den Dank Napoleons und den Wunsch aussprach, die Reise möglichst zu beschleunigen. Dieser schwache Priester, der so krankhaft reizbar war, fühlte seine Ermüdung nicht mehr, als er sich so glänzend aufgenommen sah, und erbot sich von selbst, in Paris um zwei Tage früher einzutreffen, was gern angenommen wurde. Er verließ Lyon unter denselben Ehrenbezeigungen, berührte Moulins, Nevers, und wurde überall von einer gerührten Menge empfangen, die um seinen Segen bat.

Pius VII. sollte in Fontainebleau rasten. Napoleon hatte dies so geordnet, damit er dem heiligen Vater entgegenkommen und ihm in dem schönen Lustschlosse eine mehrtägige Ruhe verschaffen könne. Er hatte für den 25. November eine Jagd angesagt, die sich in der Richtung der Straße fortbewegen sollte, auf welcher der heilige Vater herbeikam. Zu der Stunde, da der päpstliche Zug bei dem Kreuze von Saint-Herem eintreffen mußte, lenkte er sein Pferd nach dieser Seite zur Begegnung des Papstes, der fast augenblicklich eintraf. Er stellte sich ihm sogleich vor und umarmte ihn. Pius VII. blickte mit Neugier und Rührung auf diesen zweiten Carl den Großen, den er seit einigen Jahren als das Werkzeug Gottes auf Erden betrachtete. Es war um Mittag. Die beiden Souveräns stiegen in den Wagen, um sich in das Schloß von Fontainebleau zu begeben, wobei Napoleon dem Kirchenoberhaupte den Sitz zur Rechten ließ. Am Thore des Palastes standen die Kaiserin, die Großen des Reichs, die Befehlshaber der Armee in einem Kreise, um Pius VII. zu empfangen. Dieser hatte noch nie so etwas Prächtiges gesehen, obgleich er den römischen Pomp gewohnt war. Dieses Gefolge geleitete ihn zu den Zimmern, die für ihn bestimmt waren. Nachdem er einige Stunden geruht hatte, machte er nach den Regeln der Etiquette dem Kaiser und der Kaiserin einen Besuch, der sofort erwidert wurde.

Immer mehr beruhigt, immer mehr durch die einschmeichelnde Sprache seines Wirths gefesselt, der sich vorgenommen hatte, nicht ihn einzuschüchtern, sondern ihm zu gefallen, faßte er zu diesem eine Zuneigung, die er noch am Ende seines Lebens nach so vielfachem furchtbaren Glückswechsel für den gefallenen Helden empfand. Die Großen des Reichs wurden ihm nach der Reihe vorgestellt. Er empfing sie mit größter Freundlichkeit und mit jener Liebenswürdigkeit der Greise, die einen so mächtigen Reiz besitzt. Die sanften würdigen Züge, der durchdringende Blick Pius VII. fesselten alle Herzen und ihn selbst rührte der Eindruck, den er hervorbrachte. Man sprach zu ihm von keiner der Schwierigkeiten, die noch zu ordnen waren. Man schonte seine Reizbarkeit, seine Ermüdung. So konnte er sich ganz seiner Rührung, seiner Freude über einen Empfang hingeben, der ihm wie ein Triumph der Religion erschien.

Es war der Augenblick gekommen, nach Paris abzureisen und endlich diese furchtbare Stadt zu betreten, die seit einem Jahrhunderte den Gährungsstoff der Gedanken bereitete, die seit einigen Jahren die Geschicke der Welt entschied. Am 29. November, nach dreitägiger Ruhe, bestiegen der Kaiser und der Papst einen und denselben Wagen, wobei der Letztere wieder den Platz zur Rechten bekam. Die Wohnung des Papstes befand sich im Pavillon der Flora, der zu seiner Aufnahme eingerichtet war. Den 29. ließ man ihm zur Erholung, am 30. stellte man ihm den Senat, den gesetzgebenden Körper, das Tribunat und den Staatsrath vor. Die Präsidenten dieser vier Körperschaften hielten Reden an ihn, in denen seine Weisheit, seine Tugenden, seine Freundschaft für Frankreich in den würdigsten und glänzendsten Ausdrücken gefeiert wurden. Unter diesen Anreden, die meist so flüchtig vorübergingen, wie der Eindruck, den sie hervorbrachten, verdienen die Worte aufbewahrt zu werden, die Fontanes sprach, denn sie werden so lange dauern als die Wahrheiten, die sie enthalten. Die Rede lautete:

„Heiligster Vater!

„Als der Sieger von Marengo auf jenem Schlachtfelde den „Plan entwarf, die religiöse Einheit herzustellen und den Franzosen ihren alten Cultus zurück zu geben, bewahrte er die „Grundsätze der Civilisation vor gänzlichem Zusammensturz. Dieser „große Gedanke, an einem Tage des Sieges erstanden, gebar das

„Concordat, und der gesetzgebende Körper, dessen Organ bei Eurer „Heiligkeit zu sein ich die Ehre habe, verwandelte das Concordat in „ein Nationalgesetz.

„Denkwürdiger Tag, der Weisheit des Staatsmannes und dem „Glauben des Christen gleich theuer! Damals geschah es, daß Frank„reich, seine großen Irrthümer abschwörend, dem Menschengeschlecht „die nützlichsten Lehren gab. Vor der ganzen Welt erkannte es an, „daß alle irreligiösen Gedanken unpolitische Gedanken sind und daß „jedes Attentat gegen das Christenthum ein Attentat gegen die Ge„sellschaft ist.

„Die Rückkehr des alten Cultus führte bald zu der Wiederher„stellung einer Regierung, die für die großen Staaten die natür„lichste und den Gewohnheiten Frankreichs am meisten entspricht. „Das ganze sociale System, durch die unbeständige Meinung des „Menschen erschüttert, stützte sich auf's Neue auf eine Doctrin, die „ewig ist, wie Gott selbst. Die Religion führte in alten Zeiten die „wilden Gesellschaften zur Gesittung, aber es war viel schwieriger, „sie jetzt aus ihren Ruinen zu erheben, als früher, ihr eine Wiege „zu gründen.

„Wir verdanken diese Wohlthat einem doppelten Wunder: Frank„reich sah einen jener außerordentlichen Menschen erstehen, welche die „Vorsehung von Zeit zu Zeit bedrohten Reichen zu Hülfe schickt, „während zu gleicher Zeit in Rom auf dem Stuhle des heiligen „Petrus alle apostolischen Tugenden des ersten Zeitalters glänzten. „Ihre sanfte Gewalt macht sich allen Herzen fühlbar. Die allge„meine Ehrfurcht folgt einem Papst, der ebenso weise als fromm ist, „der den weltlichen Angelegenheiten ihren Lauf läßt und doch Alles „thut, was die Interessen der Religion erheischen.

„Diese erhabene Religion weiht jetzt die neuen Geschicke des „französischen Reichs und steht so mächtig da, wie zur Zeit Chlod„wigs und der Pipine.

„Alles rings um sie ist anders geworden, sie allein ist dieselbe „geblieben.

„Sie sieht die Stämme der Könige untergehen wie die Fami„lien der Unterthanen, aber auf den Trümmern der zusammenstür„zenden Throne, wie an der Schwelle der neuerstehenden Reiche,

„bewundert sie stets die fortschreitende Offenbarung der Beschlüsse des „Ewigen und gehorcht ihnen mit Vertrauen.

„Nie sah das Weltall ein erhabeneres Schauspiel, niemals erhielten die Völker größere Lehren.

„Es sind nicht mehr die Zeiten, da weltliche Macht und Priesterthum Nebenbuhler waren. Beide reichen sich die Hand, um „verhängnißvolle Lehren zurückzuweisen, die Europa mit einem gänzlichen Umsturze bedrohten. Möchten sie dem vereinten Einflusse „der Religion und der Politik für immer unterliegen! Dieser Wunsch „wird ohne Zweifel in Erfüllung gehen, denn niemals besaß die „französische Politik so viel Genie, niemals bot der päpstliche Thron „der christlichen Welt ein ehrwürdigeres und rührenderes Vorbild dar."

Der Papst war auf das Tiefste ergriffen bei dieser edlen Sprache, der schönsten, die man seit dem Jahrhundert Ludwigs XIV. gehört hatte. Das Volk von Paris lief unter seinen Fenstern zusammen und verlangte, daß er sich zeige. Die allgemeine Stimme hatte bereits seine Sanftmuth, seine edlen Züge gerühmt. Pius VII. erschien mehrmals auf dem Balkon der Tuilerien, stets von Napoleon begleitet. Lebhafter Zuruf begrüßte ihn und er sah das Volk von Paris, jenes Volk, das den zehnten August gemacht und die Göttin Vernunft angebetet hatte, auf den Knieen liegen und um den päpstlichen Segen bitten. Merkwürdige Unbeständigkeit der Menschen und der Nationen, die uns den Beweis giebt, daß wir uns an die großen Wahrheiten anschließen müssen, auf denen die menschliche Gesellschaft beruht, denn in diesen Launen eines Moments, die man mit schimpflicher Eile auffaßt und wieder verläßt, liegt weder Würde noch Ruhe.

Die düstern Befürchtungen, die dem Papst seinen Entschluß so schwer gemacht hatten, waren verschwunden. Pius VII. sah sich neben einem Fürsten, der die größte Rücksicht für ihn hatte, Anmuth mit Genialität verband, und im Schooße einer großen Nation, die das Beispiel ihres ruhmwürdigen Oberhauptes zu den alten Traditionen zurückgeführt hatte. Er war entzückt, daß seine Gegenwart die Kraft dieses Einflusses vermehrte. Man mußte ihm noch einigen Kummer verursachen, theils in Betreff des Ceremoniels, theils in Beziehung auf die constitutionellen Bischöfe, die nach ihrer Unterwerfung unter die Kirche über den Sinn dieser Versöhnung Streit

zu erheben anfingen. Es waren ihrer vier: Lecoz, Erzbischof von Besançon; Lacombe, Bischof von Angoulême; Saurine, Bischof von Straßburg, und Remond, Bischof von Dijon. Portalis hatte sie zu sich berufen und ihnen auf Befehl des Kaisers gesagt, wenn sie dem Papst vorgestellt werden wollten, so müßten sie sich zuvor in einem Schreiben entschuldigen, das dem Bischof Bernier und den Cardinälen des päpstlichen Gefolges vorzulegen sei. Noch im letzten Augenblicke wollten sie an diesem Schreiben etwas ändern, was der Papst bemerkte, und den Kaiser bat, diese traurigen Streitigkeiten zu beendigen. Uebrigens empfing Pius VII. alle Mitglieder des französischen Clerus mit väterlicher Güte. Es blieb noch das Ceremoniel zu ordnen. Der Papst hatte in die Hauptveränderungen eingewilligt, aber die Krönungsfrage machte ihm großen Kummer. Er wollte das Recht seiner Vorgänger behaupten, dem Kaiser die Krone auf die Stirn zu setzen. Napoleon befahl, die Frage fallen zu lassen, indem er sagte, daß er selbst an Ort und Stelle Alles ordnen wolle.

Man erreichte den Vorabend der großen Feier, nämlich den 1. December. Josephine, die den Beifall des Papstes durch eine Frömmigkeit gewonnen hatte, die jener der italienischen Frauen gleichkam, Josephine war bis zu ihm vorgedrungen, um ihm ein Geständniß zu machen, von dem sie großen Erfolg hoffte. Sie hatte ihm erklärt, daß sie mit Napoleon blos bürgerlich verheirathet sei, da zur Zeit ihrer Verbindung die religiösen Ceremonien untersagt gewesen seien. So bot der Thron selbst ein auffallendes Beispiel von den Sitten der Zeit dar. Napoleon hatte diesen Zustand bei seiner Schwester, der Prinzessin Murat, aufhören lassen, indem er den Cardinal Caprara angegangen war, ihr die Einsegnung zu geben, hatte aber bei sich selbst keine Abänderung eintreten lassen wollen. Der Papst, über ein Verhältniß in Aergerniß, das in den Augen der Kirche ein Concubinat war, verlangte auf der Stelle eine Unterredung mit Napoleon und erklärte ihm bei derselben, daß er wohl ihn selbst weihen könne, da die Päpste bei einer Krönung nie nach dem Gewissenszustande des Kaisers zu fragen pflegten, nicht aber Josephine, da er dadurch einem Concubinat die göttliche Weihe geben werde. Da Napoleon wußte, daß der Papst in Glaubenssachen unbeugsam sei, das bereits ausgegebene Programm der Krönung aber nicht verändert werden konnte, so willigte er ein, seine

Ehe einsegnen zu lassen, so sehr er Josephinen auch zürnte. Josephine erhielt daher in derselben Nacht, die der Krönung vorherging, in der Kapelle der Tuilerien die Einweihung ihrer Ehe und war entzückt, so sehr ihr Gemahl auch grollte. Der Cardinal Fesch vermählte den Kaiser und die Kaiserin, Talleyrand und Berthier waren Zeuge. Das Geheimniß wurde bis zur Scheidung getreu bewahrt. Am andern Morgen sah man noch in den gerötheten Augen Josephinens die Spuren der Thränen, die sie in ihrer Aufregung vergossen hatte.

Am Sonntag, den 2. December, an einem kalten, aber hellen Wintertage, strömte die Bevölkerung von Paris, die wir vierzig Jahre später an eben einem solchen Tage den irdischen Ueberresten Napoleons entgegeneilen sahen, herbei, um den Zug des Kaisers zu bewundern. Der Papst fuhr zuerst ab, um zehn Uhr des Morgens, lange vor dem Kaiser, damit die beiden Züge sich nicht gegenseitig hinderten. Ein zahlreicher, prächtig gekleideter Clerus begleitete ihn, Abtheilungen der kaiserlichen Garde bildeten die Escorte. Um den ganzen Platz Nôtredame zog sich ein reich verzierter Porticus, um die Souveräne und Fürsten bei ihrem Aussteigen aufzunehmen. Der Palast des Erzbischofs war glänzend eingerichtet, weil der Papst und der Kaiser dort einen Augenblick ruhen wollten. Nach einem kurzen Aufenthalte trat der Papst in die Kirche, wo die Deputirten der Städte, die Repräsentanten des Richterstandes und der Armee, die sechzig Bischöfe mit ihrem Clerus, der Senat, der gesetzgebende Körper, das Tribunat, der Staatsrath, die Fürsten von Nassau, Hessen und Baden, der Erzkanzler des deutschen Reiches, endlich die Gesandten aller Mächte bereits seit mehreren Stunden harrten. Die große Thür von Nôtredame war verschlossen worden, weil der kaiserliche Thron vor ihr erbaut war. Man trat durch die Seitenthüren ein, die an den beiden Endpunkten des Querschiffes befindlich sind. Als der Papst unter Vortragung des Kreuzes und der Insignien des Nachfolgers des heiligen Petrus in dieser alten Basilica des heiligen Ludwig erschien, erhoben sich alle Anwesenden, während 500 Musiker das Lied spielten: **Tu es Petrus.** Die Wirkung war ebenso plötzlich als tief. Der Papst bewegte sich mit langsamen Schritten vorwärts, knieete am Altar nieder und nahm dann auf einem Throne Platz, der rechts am Altar für ihn errichtet war. Die 60 Prälaten der

französischen Kirche begrüßten ihn einer nach dem andern. Er empfing Alle, Constitutionelle oder Nichtconstitutionelle, mit demselben Wohlwollen. Man wartete nun auf die Ankunft der kaiserlichen Familie.

Die Kirche von Nôtredame war mit beispielloser Pracht geschmückt, Vorhänge von Sammet, mit goldenen Bienen übersäet, stiegen vom höchsten Gewölbe bis zum Boden nieder. Am Fuße des Altars standen einfache Armstühle, welche der Kaiser und die Kaiserin vor ihrer Krönung einnehmen sollten. Im Hintergrunde der Kirche, dem Altare gerade gegenüber, erhob sich auf vierundzwanzig Stufen zwischen prächtigen Säulen ein großartiger Thron, der den Kaiser und seine Gemahlin nach der Krönung aufnehmen sollte. So wollte es der Gebrauch sowohl bei dem römischen als bei dem französischen Ritus. Der Monarch durfte sich erst dann auf den Thron setzen, wenn er vom Papste gekrönt war.

Man mußte auf den Kaiser lange warten. Dies war der einzige unangenehme Umstand bei dieser großen Feier. Die Haltung des Papstes bei diesem langen Warten war peinlich. Der Grund der Verzögerung lag in der Furcht, daß die beiden Züge sich begegnen möchten. Der Kaiser fuhr in einem Wagen, der rings von Glas umgeben war, über dem goldene Statuen und Genien sich erhoben, die eine Krone trugen. Dieser Wagen ist in Frankreich volksthümlich geworden und das Volk von Paris hat ihn stets erkannt, wenn er später bei andern Ceremonien wieder erschienen ist. Der Kaiser trug ein Kleid, zu dem der größte Maler der Zeit die Zeichnung entworfen hatte, das den Costümen des sechzehnten Jahrhunderts ziemlich ähnlich war. Er trug einen Federhut und einen kurzen Mantel. Das kaiserliche Costüm sollte er erst im Palaste des Erzbischofs anlegen, im Moment des Eintritts in die Kirche. Von seinen Marschällen zu Pferde umgeben, bewegte er sich langsam durch die Rue St. Honoré, über den Quai der Seine und des Platzes von Nôtredame, unter dem Zuruf einer unermeßlichen Volksmenge, die ganz verwundert war, ihren Lieblingsgeneral als Kaiser zu sehen, als ob nicht sie selbst mit ihren beweglichen Leidenschaften, mit ihrem kriegerischen Heldenmuth dieses Wunder bewirkt hätte, sondern statt ihrer ein Zauberstab. Vor dem bereits beschriebenen Porticus angekommen, stieg Napoleon aus, begab sich in den Palast

des Erzbischofs, nahm dort die Krone, das Scepter, den kaiserlichen Mantel und schritt der Kirche zu. Zu seiner Seite trug man die große Krone in der Form einer Tiara, wozu die Krone Carls des Großen das Muster geliefert hatte.

Auf diesem Gange trug Napoleon die Krone der Cäsaren, d. h. einen einfachen Lorbeerzweig von Gold. Man bewunderte seinen Kopf, der unter diesem goldenen Lorbeer so schön war wie eine antike Medaille. Unter den schmetternden Tönen der Musik in die Kirche getreten, kniete er nieder, und begab sich dann zu dem Sessel, den er vor seiner Krönung einnehmen sollte. Nun begann die Ceremonie. Man hatte Krone, Scepter, Schwert und Mantel auf den Altar gelegt. Der Papst salbte die Stirn, die Arme, die Hände des Kaisers auf die gewöhnliche Weise, segnete dann das Schwert, das er ihm umgürtete, das Scepter, das er ihm in die Hand legte, und näherte sich, um die Krone zu ergreifen. Napoleon beobachtete seine Bewegungen und indem er, wie er vorher gesagt hatte, den Streit an Ort und Stelle selbst entschied, nahm er dem Papst die Krone aus den Händen, ohne Ungestüm, aber mit Entschiedenheit, und setzte sie sich selbst auf das Haupt. Diese Handlung, die alle Anwesenden sofort verstanden, machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Indem Napoleon sodann die Krone der Kaiserin ergriff und auf die knieende Josephine zuschritt, setzte er sie mit sichtbarer Zärtlichkeit auf das Haupt dieser Gefährtin seines Glückes, die in diesem Augenblicke in Thränen zerschmolz. Nachdem dies geschehen war, begab er sich zu dem großen Throne. Er bestieg ihn, gefolgt von seinen Brüdern, welche die Zipfel des kaiserlichen Mantels trugen. Nun begab sich der Papst, nach dem Gebrauche, an den Fuß des Thrones, um den neuen Souverän zu segnen und jene Worte zu singen, die in der Basilica des heiligen Petrus vor Carl dem Großen erklangen, als der römische Clerus ihn plötzlich zum Kaiser des Occidents ausrief: **Vivat in aeternum semper Augustus!** Bei diesem Gesang erhob sich unter den Gewölben von Nôtredame der Ruf: Es lebe der Kaiser! in tausendfacher Wiederholung. Dazwischen donnerten die Geschütze und meldeten ganz Paris den feierlichen Augenblick, in dem Napoleon die Weihe erhalten hatte.

Der Erzkanzler Cambacérès überreichte ihm sodann den Text des Eides, ein Bischof übergab ihm das Evangelium und er leistete,

die Hand auf dieses Buch der Bücher gelegt, den Eid, der die großen Grundsätze der französischen Revolution enthielt. Dann wurde ein päpstliches Hochamt gehalten, und der Tag war schon weit vorgeschritten, als die beiden Züge unter unermeßlichem Zulaufe des Volkes wieder in den Tuilerien anlangten.

Dies war die erhabene Ceremonie, durch welche die Rückkehr Frankreichs zu den monarchischen Grundsätzen vollendet wurde. Es war keiner der kleinsten Triumphe unserer Revolution, daß dieser aus ihrem Schooße hervorgegangene Soldat den Segen des Papstes empfing, der die Hauptstadt der Welt zu diesem Zwecke eigens verlassen hatte. Aus diesem Grunde sind ähnliche Feste würdig, die Aufmerksamkeit der Geschichte auf sich zu lenken. Wenn sich auf diesen Thron zugleich mit dem Genie auch Selbstbeherrschung gesetzt, Frankreich eine hinreichende Freiheit gesichert und den Lauf heldenkühner Unternehmungen rechtzeitig gehemmt hätte, so würde diese Ceremonie der neuen Dynastie für immer, d. h. für einige Jahrhunderte, die Weihe gegeben haben. Wir sollten aber auf andern Pfaden zu einem freieren Zustande und zu einer leider sehr beschränkten Größe gelangen.

Es waren fünfzehn Jahre vergangen, seit die Revolution begonnen hatte. Drei Jahre lang Monarchie, in den nächsten zwölf Jahren Republik, wurde sie jetzt eine militairische Monarchie, deren Grundlagen jedoch bürgerliche Gleichheit, Theilnahme der Nation an der Gesetzgebung und freie Zulassung aller Bürger zu den neuen socialen Auszeichnungen blieben. Dies war der Gang, den die französische Gesellschaft in fünfzehn Jahren unter Umsturz und Neubau mit der gewöhnlichen Schnelligkeit der Volksleidenschaften genommen hatte.

XXI. Buch.

Die dritte Coalition.

Drei Tage nach der Krönung vertheilte Napoleon an die Armeen und an die Nationalgarden die Adler, die sich über die Fahnen des Reichs erheben sollten. Das schöne Fest hatte das Marsfeld zum Schauplatze. Die Repräsentanten aller Corps empfingen die ihnen bestimmten Adler am Fuße eines prachtvollen Thrones, der sich vor dem Palast der Militairschule erhob, und leisteten den Eid, ihre Feldzeichen bis zum Tode zu vertheidigen. An demselben Tage fand in den Tuilerien ein Bankett statt, bei dem der Kaiser und der Papst in vollem Ornat erschienen und von Großoffizieren bedient wurden.

Die nach Schauspielen begierige Menge war über diesen Pomp entzückt. Viele sahen von den sinnlichen Eindrücken ab und betrachteten diese Feste als eine nothwendige Folge der Wiederherstellung der Monarchie. Die Besonnenen sprachen den Wunsch aus, daß der neue Monarch durch diesen Weihrauch sich nicht berauschen lassen möchte. Uebrigens störte keine düstere Vorbereitung die allgemeine Freude. Man glaubte an die Dauer der neuen Ordnung der Dinge Bei aller Pracht sah man doch, daß die socialen Grundsätze der französischen Revolution getreu bewahrt wurden, daß der Wohlstand trotz des Krieges im Steigen begriffen war, und die Größe Frankreichs einen Aufschwung nahm, der den Nationalstolz entzücken mußte.

Obgleich der heilige Vater in Paris nur kurze Zeit hatte verweilen wollen, so hoffte er doch, bei längerem Aufenthalt eine günstige Gelegenheit zu finden, Napoleon die geheimen Wünsche des römischen Hofes mitzutheilen, und hatte sich daher entschlossen, zwei oder drei Monate zu bleiben. Ueberdies gestattete die Jahreszeit ihm nicht, sofort über die Alpen zurückzugehen. Napoleon, der ihn an seiner Seite zu haben wünschte, um ihm Einsicht in den französischen Geist zu gewähren, um ihm die Bedingungen begreiflich zu machen, unter denen die Wiederherstellung der Religion möglich war, um endlich durch tägliche freimüthige Mittheilungen sein Vertrauen zu gewinnen, Napoleon suchte ihn mit der größten Anmuth zurückzuhalten und hatte den heiligen Vater zuletzt vollkommen verführt. Pius VII. wohnte in den Tuilerien, wo er sich seinen bescheidenen frommen Gewohnheiten mit gänzlicher Freiheit überlassen konnte, wo ihn aber auch alle Attribute der höchsten Gewalt umgaben, die Kaisergarde den Ausgehenden geleitete, kurz alle Ehrenbezeigungen ihn überhäuften. Seine interessanten Züge, seine an seiner Person fast sichtbar hervortretenden Tugenden rührten die Pariser Bevölkerung lebhaft, und sie folgte ihm überall hin mit einer Mischung von Neugier, Theilnahme und Ehrfurcht. Er besuchte nach und nach alle Kirchen von Paris und las unter großem Andrange Messe. Seine Gegenwart vermehrte den religiösen Impuls, den Napoleon den Geistern gegeben hatte.

Der heilige Vater war darüber ganz glücklich. Er besuchte die öffentlichen Monumente, die von Napoleon bereicherten Museen und schien sich für die Größe der neuen Regierung sehr zu interessiren.

Bei einem Besuche in einem unserer öffentlichen Etablissements benahm er sich mit einem Takt und einem Schicklichkeitsgefühl, die ihm den allgemeinen Beifall gewannen. Während Alles um ihn knieete und um seinen Segen bat, bemerkte er einen Mann, dessen ernste und kummervolle Züge noch die Spuren unserer erloschenen Leidenschaften trugen, und der sich abwandte, um dem päpstlichen Segen zu entgehen. Der heilige Vater trat auf diesen Mann zu und sagte ihm mit Sanftmuth: Fliehen Sie nicht, mein Herr. Der Segen eines Greises bringt kein Unglück. — Diese edlen Worte wurden in Paris wiederholt und fanden den allgemeinsten Beifall.

Die im vollen Maße bewiesene Sorge für seinen ehrwürdigen Gast und die Feste hatten Napoleon von seinen großen Angelegenheiten nicht ablenken können. Die Flotten, die zu der Landung mitwirken sollten, zogen fortwährend seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Flotte von Brest war endlich bereit, unter Segel zu gehen, aber jene von Toulon, bei deren Ausrüstung eine Verzögerung eingetreten war, weil man sie von acht Linienschiffen auf elf bringen wollte, hatte den ganzen Monat December gebraucht. Als sie endlich vollzählig war, wurde sie während des ganzen Monats Januar durch widrige Winde am Auslaufen verhindert. Der Admiral Missiessy, der fünf Linienschiffe befehligte, wartete in Rochefort auf einen Sturm, der sein Auslaufen begünstige. Napoleon widmete diese Zeit der innern Verwaltung seines neuen Reichs.

Obgleich er zu einem Kriege auf Leben und Tod gegen England entschlossen war, so glaubte er doch seine Regierung mit einem Schritte beginnen zu müssen, der in diesem Augenblicke unnütz war und außerdem den Nachtheil hatte, eine Wiederholung jenes früheren Schrittes zu sein, den er bei seiner Erhebung zum Consulat gethan hatte. Er schrieb an den König von England einen Brief, um ihm den Frieden vorzuschlagen, und ließ dieses Schreiben durch eine Brigg an das englische vor Boulogne kreuzende Geschwader abgeben. Dasselbe wurde sofort dem englischen Cabinet mitgetheilt, welches entgegnen ließ, daß die Antwort später erfolgen werde. Im Jahre 1800 war der Friede möglich, sogar nothwendig für die beiden Mächte. Der Schritt, den der Erste Consul zu jener Zeit versuchte, war daher höchst angemessen und die Verwerfung seiner Friedensanträge, worauf die Siege von Marengo und Hohenlinden folgten, brachte

Pitt in große Verlegenheit und wurde sogar eine der Hauptursachen zu dem Sturze dieses Ministers. 1805 dagegen befanden sich beide Völker im Anfang eines neuen Krieges und waren ihre Anforderungen so hoch gesteigert, daß sie sich blos mit Gewalt ausgleichen ließen. Ein Friedensantrag mußte jetzt dem Vorwurfe begegnen, daß man Mäßigung heucheln oder eine Gelegenheit bekommen wolle, mit dem König von England als Monarch zu Monarch zu reden.

Was viel mehr eilte, als dieser unnütze Schritt, war die definitive Organisation der italienischen Republik. Diese Republik, eine Tochter der französischen Republik, mußte in Allem das Schicksal ihrer Mutter theilen. 1802 bei der Consulta von Lyon hatte sie Frankreich nachgeahmt und eine Regierung angenommen, die der Form nach republikanisch, in der Wirklichkeit absolut war. Es war nur natürlich, daß sie jetzt Frankreich mit dem letzten Schritte nachfolgte und aus einer Republik eine Monarchie wurde.

Wir haben im vorigen Buche erzählt, daß Cambacérès und der Gesandte der italienischen Republik in Paris, Marescalchi, den Auftrag erhalten hatten, dem Vicepräsidenten Melzi und den Mitgliedern der Staatsconsulta Eröffnungen zu machen. Diese Eröffnungen hatten eine ziemlich günstige Aufnahme gefunden, obgleich der Vicepräsident Melzi, der in Folge seiner Kränklichkeit und der Ueberlast der Geschäfte übellaunig war, in seine Antwort sehr bittere Bemerkungen eingestreut hatte. Die Italiener nahmen die Umwandlung ihrer Republik in eine Monarchie ohne Bedauern an, weil sie bei dieser Gelegenheit eine wenigstens theilweise Erfüllung ihrer Wünsche zu erlangen hofften. Sie wollten einen König sich gefallen lassen und zwar einen Bruder Napoleons, aber unter den Bedingungen, daß die Wahl auf Joseph oder Ludwig Bonaparte falle, nicht auf Lucian, den sie förmlich ausschlossen; daß dieser König ihnen ganz angehöre; daß er unausgesetzt in Mailand residire; daß die beiden Kronen von Frankreich und Italien sofort getrennt würden; daß alle Würdenträger Italiener seien; daß man für den Unterhalt der französischen Armee keine Subsidien mehr bezahle; daß endlich Napoleon es übernähme, die Zustimmung Oesterreichs zu dieser neuen Aenderung zu erlangen.

„Unter diesen Bedingungen," sagte der Vicepräsident Melzi, „werden die Italiener zufrieden sein, denn die Segnungen der Frei-

heit haben für sie bis jetzt blos in einer Vermehrung der Abgaben bestanden.“

Auf die Italiener macht der Gedanke, daß ihr Geld über die Berge geht, gewöhnlich einen starken Eindruck, da sie seit so langer Zeit Staaten unterworfen sind, die jenseits der Alpen liegen. Indessen haben sie ein besseres und edleres Motiv, ihre Befreiung zu wünschen, nämlich das Streben, unter einer Nationalregierung zu leben. Die niedrigen Beweggründe empörten Napoleon, ohne ihn zu überraschen, denn wenn er die Menschen auch wenig achtete, so arbeitete er doch nie an ihrer Erniedrigung. In der That heißt es nicht die Menschen erniedrigen, wenn man Großes von ihnen verlangt. Er war also über die Gründe des Vicepräsidenten Melzi empört. — „Wie,“ rief er aus, „die Italiener denken also an nichts als an das Geld, das ihre Unabhängigkeit kostet! Dann müssen sie sehr gemein und sehr feig sein, aber ich bin weit entfernt, sie dafür zu halten. Können sie sich selbst vertheidigen ohne die französischen Soldaten? Wenn sie dies aber nicht können, ist es da nicht gerecht, daß sie zu dem Unterhalte der Soldaten beitragen, die ihr Blut für sie vergießen? Wer hat denn fünf oder sechs Provinzen, die früher eben so viele Fürsten hatten, zu einem einzigen Reiche vereinigt, um eine Nation daraus zu machen? Wer anders, als die französische Armee und ich, ihr Anführer? Wenn ich gewollt hätte, so wäre Oberitalien gegenwärtig zerstückelt, ein Theil dem Papste, ein zweiter den Oesterreichern, ein dritter den Spaniern zugefallen. Um diesen Preis hätte ich die Mächte entwaffnet und für Frankreich den Frieden auf dem Continent erobert. Sehen denn die Italiener nicht, daß die Gründung ihrer Volksthümlichkeit mit einem Staate beginnt, der bereits ein ganzes Drittel von Italien umfaßt? Besteht ihre Regierung nicht aus Italienern, stützt sie sich nicht auf die Grundsätze der Gerechtigkeit, der Gleichheit einer besonnenen Freiheit, mit einem Worte, auf die Grundsätze der französischen Revolution? Was verlangen sie mehr? Kann ich Alles in einem Tage thun?“

Napoleon hatte bei dieser Gelegenheit gegen Italien völlig Recht. Ohne ihn würde die Lombardei dazu gedient haben, den Papst, den deutschen Kaiser, das Haus Sardinien zu entschädigen. Sie würde die Vereinigung Piemonts mit Frankreich ausgeglichen haben. Es ist wahr, daß Napoleon im Interesse der französischen Politik daran

arbeitete, die italienische Volksthümlichkeit zu begründen. Aber war es nicht eine große Wohlthat für die Italiener, daß die französische Politik diese Richtung nahm? Verdanken sie nicht dieser Politik eine großartige Unterstützung? Und waren denn 22 Millionen jährlich, um 30 und einige Tausend Mann zu ernähren — eine trügerische Zahl, denn gewöhnlich brauchte man 60,000 Mann — eine zu schwere Last für ein Land, das die reichsten Provinzen Europa's umschloß?

Uebrigens kümmerte Napoleon sich wenig um die grämlichen Reclamationen des Vicepräsidenten Melzi. Er wußte, daß er nicht Alles ernst zu nehmen habe. Die italienische gemäßigte Partei, auf die Melzi sich stützte, von der der Adel und die Priester aus Anhänglichkeit an Oesterreich sich abwandten, die von den überspannten Liberalen gehaßt wurde, die gemäßigte Partei gab sich in ihrer Vereinzelung einer gewissen Traurigkeit hin und malte die Verhältnisse gern mit schwarzen Farben aus. Das wußte Napoleon und beschäftigte sich mit den Mitteln, Italiens Institutionen nach den neuen französischen Einrichtungen umzugestalten.

Die Krönung hatte Gelegenheit gegeben, den Vicepräsidenten Melzi und mehrere Abgeordneten der italienischen Behörden in Paris zu versammeln. Cambacérès, Marescalchi und Talleyrand traten mit ihnen in Unterhandlung und erlangten in allen Punkten eine Einigung, nur in einem nicht, weil die Italiener wohl die französische Occupation zu ihrem Schutze verlangten, aber die Kosten derselben nicht tragen wollten.

Der Erzkanzler Cambacérès erhielt darauf den Auftrag, mit Joseph Bonaparte die Frage seiner Erhebung auf den Thron von Italien zu verhandeln. Zum großen Erstaunen Napoleons schlug Joseph diesen Thron aus zwei Motiven aus, von denen das eine ebenso natürlich, als das andere verwerflich war. Joseph erklärte, da der Grundsatz der Trennung beider Kronen aufgestellt sei und die Annahme der Krone von Italien mithin einen Verzicht auf die Krone von Frankreich enthalte, so wünsche er französischer Prinz mit allen Rechten der Erbfolge im Reiche zu bleiben. Da Napoleon keine Kinder hatte, so zog er die ferne Möglichkeit, eines Tages Kaiser von Frankreich zu sein, der Gewißheit vor, sofort über Italien zu herrschen. Ein solches Verfahren war ebenso natürlich als patriotisch. Der zweite Beweggrund Josephs war, daß man ihm ein zu

nahes, mithin ein zu abhängiges Königreich anbiete, das er nur unter der Autorität des französischen Kaisers beherrschen könne und das er um diesen Preis zurückweisen müsse.

So zeigten sich bereits die Gesinnungen, welche die Brüder Napoleons später auf den ihnen verliehenen Thronen leiteten. Es war ein Beweis einer recht thörichten Eitelkeit, von einem Manne, wie Napoleon, keinen Rath annehmen zu wollen. Es war eine höchst politische Undankbarkeit, sich von seiner Macht freimachen zu wollen, denn an der Spitze eines italienischen Staates von so neuem Datum nach Isolirung streben, hieß den Untergang Italiens und die Schwächung Frankreichs wollen.

Alle Vorstellungen, mit denen man Joseph bestürmte, waren vergebens, und obgleich sein künftiges Königthum allen mit Frankreich in Verbindung stehenden Höfen, Oesterreich, Preußen, dem heiligen Stuhl angezeigt worden war, so mußte man doch den Gedanken aufgeben und an eine neue Combination denken. Napoleon wurde durch diese letzte Erfahrung gewarnt, in der Lombardei kein rivalisirendes Königthum zu schaffen, das seinen großen Entwürfen entgegenarbeiten könnte, und faßte den Entschluß, selbst nach der eisernen Krone zu greifen und sich Kaiser der Franzosen, König von Italien zu nennen. Dieser Plan hatte nun den einen Nachtheil, daß er zu sehr an die Vereinigung Piemonts mit Frankreich erinnerte. Man lief Gefahr, Oesterreich tief zu verletzen und es wieder den kriegerischen Entwürfen Pitt's zuzuführen, von dem man wußte, daß er seit seiner Rückkehr zu den Geschäften den Bruch der diplomatischen Verbindungen zwischen Rußland und Frankreich dazu benutze, um eine neue Coalition zu bilden. Um diesen Nachtheil auszugleichen, beschloß Napoleon, mit Bestimmtheit zu erklären, daß die Krone von Italien nur bis zum Frieden auf seinem Haupte bleiben werde, daß er dann zu der Trennung der beiden Kronen schreiten und unter den französischen Prinzen seinen Nachfolger auswählen wolle. Für jetzt adoptirte er Eugen Beauharnais, jenen Sohn Josephinens, den er wie seinen eigenen Sohn liebte, und ernannte ihn zum Vicekönig von Italien.

Nachdem dieser Beschluß einmal gefaßt war, bekümmerte er sich wenig mehr um Melzi, dessen ungegründete Klagen ihn zu langweilen anfingen, da er ihm weit mehr den Wunsch entdeckte, sich eine Volksbeliebtheit zu verschaffen, als die Absicht, gemeinschaftlich mit

ihm für die künftige Verfassung Italiens zu sorgen. Cambacérès und Talleyrand bekamen den Auftrag, diese Beschlüsse den in Paris anwesenden Italienern mitzutheilen und die Mittel der Ausführung mit ihnen zu berathen. Diese Letzteren äußerten das Bedenken, daß die drei großen permanenten Collegien der Grundbesitzer, der Gelehrten und der Kaufleute, die in jede Veränderung der Verfassung willigen mußten, jeden Plan verwerfen würden, der nicht zu einer unabhängigen lombardischen Monarchie führe. Napoleon verzichtete daher bei dieser Gelegenheit auf die Anwendung constitutioneller Formen; er handelte als Schöpfer, der aus Italien das gemacht hatte, was es war, und der das Recht hatte, aus dem Staate abermals das zu machen, was ihm als nützlich erschien. Talleyrand richtete einen Bericht an ihn, in dem er die Behauptung aufstellte, daß diese Provinzen, die früher zu Oesterreich, zum Kirchenstaate, zum Herzogthum Modena gehört hätten, jetzt aber durch die Eroberung in einen einzigen Staat vereinigt wären, als mit dem Schwert gewonnene Gebiete von dem Willen des Kaisers der Franzosen abhingen; was dieser ihnen schulde, sei eine gute Regierung, die für ihre Interessen sorge, auf die Grundsätze der französischen Revolution gegründet sei; daß er aber dieser Regierung die Form geben könne, die seinen großen Entwürfen am besten entspreche. Dann folgte ein, das neue Königthum constituirendes Edict, das der Staatsconsulta und den in Paris anwesenden italienischen Abgeordneten vorgelegt, darauf dem französischen Senat als eins der großen constitutionellen Gesetze des Reiches mitgetheilt und in einer kaiserlichen Sitzung verkündet werden sollte. Man mußte indessen den Schein annehmen, als ob Italien bei diesen neuen Beschlüssen mitwirke. Man beschloß, daß auch hier eine Krönung stattfinden solle. Man wollte aus dem Schatze von Monza die berühmte eiserne Krone der lombardischen Könige hervorholen, damit Napoleon sie sich auf das Haupt setze, nachdem der Erzbischof von Mailand sie gesegnet habe, wie dies der alte Gebrauch der deutschen Kaiser war, die in Rom die Krone des Occidents, in Mailand die Krone von Italien empfingen. Diese Scene mußte die Italiener aufregen, ihre Hoffnungen erwecken, die Adeligen und Priester gewinnen, welche die österreichische Regierung hauptsächlich wegen der monarchischen Formen zurückwünschten, und das Volk befriedigen, das stets den Luxus seiner Gebieter liebt, weil

dieser Luxus ihm nicht allein Vergnügen macht, sondern auch seine Industrie ernährt. Was die gebildeten Liberalen betrifft, so mußten sie endlich einsehen, daß Italien nur dann seine Zukunft sichern könne, wenn es sein Geschick an Frankreich knüpfe.

Es wurde verabredet, daß nach der Annahme des neuen Decrets die italienischen Deputirten, der Minister Marescalchi und der Großceremonienmeister Ségur, Napoleon nach Mailand vorausreisen sollten, um einen italienischen Hof zu organisiren und die Krönung vorzubereiten.

Man verbreitete in dieser Zeit unter der europäischen Diplomatie tausend Gerüchte. Bald hieß es, daß Napoleon die Krone von Holland seinem Bruder Ludwig geben wolle, bald, daß er Neapel an Joseph zu verschenken gedenke, bald endlich, daß er damit umgehe, Genua und die Schweiz mit Frankreich zu vereinigen. Es gab sogar Leute, die behaupteten, daß Napoleon den Cardinal Fesch zum Papst machen und die spanische Krone einem Prinzen seines Hauses geben wolle. Der Haß seiner Feinde errieth seine Pläne in einigen Punkten, übertrieb sie in andern und schob ihm Manches unter, woran er damals noch nicht zu denken wagte. Man erleichterte ihm dadurch die Ausführung, indem man die öffentliche Meinung von Europa auf Künftiges vorbereitete. Die Sitzung des Senats, in der das Decret über die Bildung des Königreichs Italien vorzulegen war, mußte auf alle diese Voraussetzungen antworten.

Man vereinigte die italienischen Abgeordneten in Paris und legte ihnen das Decret vor, was sie einstimmig annahmen. Dann wurde die kaiserliche Sitzung auf den 17. März 1805 festgesetzt. Der Kaiser begab sich um zwei Uhr in den Senat unter Beobachtung aller der Formen, mit denen die constitutionellen Herrscher von England und Frankreich eine königliche Sitzung zu halten pflegen. Er wurde an der Thür des Luxembourg von einer großen Deputation empfangen, und nahm seinen Sitz auf einem Thron, um den die Prinzen, die sechs Großwürdenträger, die Marschälle, die Großoffiziere der Krone standen. Er befahl die Vorlage der Documente, die den Gegenstand dieser Sitzung ausmachten. Talleyrand las seinen Bericht und dann das kaiserliche Decret. Der Vicepräsident Melzi las dann eine Copie desselben Decrets in italienischer Sprache vor, das mit der Unterschrift der lombardischen Abgeordneten versehen war. Marescalchi stellte sodann diese Abgeordneten Napoleon vor, damit sie

ihm als König von Italien den Eid der Treue leisteten. Nachdem diese Ceremonie beendet war, sprach Napoleon, bedeckten Hauptes auf dem Throne sitzend, eine Rede, deren Tendenz man leicht wird beurtheilen können.

„Senatoren!

„Wir wollten uns bei dieser Gelegenheit in Ihre Mitte begeben, um Ihnen unsere Meinung über einen der wichtigsten Gegenstände unserer Staatspolitik vollkommen zu eröffnen.

„Wir haben Holland erobert, drei Viertheile von Deutschland, die Schweiz, Italien. Im Schooße des größten Glückes bewahrten wir Mäßigung. Von so vielen Provinzen behielten wir nicht mehr, als nothwendig war, um Frankreich auf demselben Standpunkte der Macht und der Achtung zu erhalten, den es stets behauptet hat. Die Theilung Polens, die Lostrennung mehrerer Provinzen von der Türkei, die Eroberung Indiens und fast aller Colonien hatte das allgemeine Gleichgewicht zu unserm Nachtheil zerstört.

„Alles, was uns als unnöthig erschien, um dasselbe wiederherzustellen, haben wir zurückgegeben.

„Deutschland ist geräumt worden; seine Provinzen sind den Abkömmlingen so vieler erlauchten Häuser zurückgestellt worden, welche dieselben für immer verloren haben würden, wenn wir ihnen nicht unsern großmüthigen Schutz hätten angedeihen lassen.

„Oesterreich hat nach zwei unglücklichen Kriegen den Staat Venedig erhalten. Zu allen Zeiten würde es Venedig gegen die verlorenen Provinzen gern ausgetauscht haben.

„Kaum erobert, wurde Holland für unabhängig erklärt. Seine Vereinigung mit unserm Reiche wäre die Vervollständigung unsers Handelssystems gewesen, da die größten Flüsse der Hälfte unseres Gebiets in Holland ausmünden. Dennoch ist Holland unabhängig und sein Zollwesen, sein Handel, seine Verwaltung werden nach dem freien Willen seiner Regierung geleitet.

„Die Schweiz war von unsern Armeen besetzt; wir haben sie gegen die vereinigten Streitkräfte von Europa vertheidigt. Ihre Vereinigung mit Frankreich würde unsere Militairgrenzen vervollständigt haben. Dennoch regiert die Schweiz in Gemäßheit der Mediationsakte sich selbst, nach freier Willkür ihrer neunzehn Cantone, ist frei und unabhängig.

„Die Vereinigung der italienischen Republik mit dem französischen Reiche würde der Förderung unseres Ackerbaues förderlich gewesen sein; dennoch haben wir, nach der zweiten Eroberung, in Lyon diesem Staat seine Unabhängigkeit bestätigt. Heute thun wir mehr, wir proclamiren den Grundsatz der Trennung der Kronen Frankreich und Italien, indem wir als die Epoche dieser Trennung den Zeitpunkt bezeichnen, wo sie möglich und ohne Gefahr für die Völker von Italien ausführbar wird.

„Wir haben die alte eiserne Krone der Lombarden angenommen und werden sie auf unser Haupt setzen, um das Wohl des Staats fester begründen zu können. Wir zaudern aber nicht, zu erklären, daß wir diese Krone einem unserer legitimen Söhne, sei dieser nun durch Geburt oder durch Adoption der Unsrige, übergeben werden, sobald wir dies zu thun vermögen, ohne die Unabhängigkeit zu gefährden, die wir den andern Staaten des Mittelmeeres garantirt haben.

„Der Geist des Bösen wird vergebens nach Vorwänden suchen, um den Krieg auf dem Continente neu zu entzünden. Was durch die Constitutionen des Staats mit dem Reiche vereinigt ist, wird dabei bleiben. Keine neue Provinz wird einverleibt werden, aber die Gesetze der batavischen Republik, die Mediationsacte der neunzehn Schweizercantone und dieses erste Statut des Königreichs Italien werden stets unter dem Schutze unserer Krone stehen und wir werden nie dulden, daß man gegen sie etwas unternimmt."

Nach dieser so hochfahrenden, so peremtorischen Rede empfing Napoleon die Eidschwüre einiger Senatoren und kehrte, von demselben Gefolge umgeben, nach den Tuilerien zurück. Melzi, Marescalchi und die andern Italiener erhielten Befehl, sich nach Mailand zu begeben, um die Gemüther auf die bevorstehende Feierlichkeit vorzubereiten. Der Cardinal Caprara, der päpstliche Legat bei Napoleon, war Erzbischof von Mailand. Er hatte diese Würde nur aus Gehorsam angenommen, da sein Alter, seine schwache Gesundheit, seine langen Dienste ihm wünschenswerth machten, sich von der Welt zurückzuziehen. Auf die Bitte Napoleons und mit der Bewilligung des Papstes reiste er nach Italien ab, um dort den neuen König nach dem Gebrauche der lombardischen Kirche zu krönen. Ségur begab sich ebendahin, um die Vorbereitungen zu beschleunigen. Napoleon

hatte seine eigene Abreise auf den Monat April, seine Krönung auf den Mai festgesetzt.

Diese Reise nach Italien stimmte vortrefflich zu seinen militairischen Entwürfen, sie förderte sie sogar bedeutend. Napoleon hatte den ganzen Winter warten müssen, bis seine Flotten bereit waren, aus Brest, Rochefort und Toulon auszulaufen. Im Januar des Jahres 1805 waren ungefähr zwanzig Monate verflossen, seit der Seekrieg erklärt war, und dennoch hatten die Flotten von hohem Bord nicht unter Segel gehen können. Napoleon hatte es am Antreiben nicht fehlen lassen, aber in der Marine geht Alles langsam, was die Nationen bedenken sollten, die eine Seemacht zu schaffen wünschen. Man muß indessen sagen, daß die Flotten von Brest und Toulon schneller hätten bewaffnet werden können, wenn es nicht darauf abgesehen gewesen wäre, ihren ersten Bestand zu vermehren. Die von Brest war von 18 Linienschiffen auf 21 gebracht worden und konnte 17,000 Mann und 500 Pferde einschiffen, nebst einem beträchtlichen Material, ohne die Transportfahrzeuge zu rechnen. Da man im Winter während eines schweren Wetters auslaufen wollte, so mußte man dem Gedanken entsagen, Schiffe von geringem Tonnengehalt mitzunehmen, da diese den Linienschiffen weder folgen, noch von ihnen in das Schlepptau genommen werden konnten. Man hatte daher alte Kriegsschiffe ausgewählt, als Transportschiffe ausgerüstet und mit Menschen und Material belastet. Nun konnte das Geschwader in Masse und bei jedem Wetter auslaufen, in Irland landen, dort seine 17,000 Mann, sein Material aussetzen, und in den Canal zurückkehren. Uebrigens war das Geschwader bereits im November fertig gewesen. Die Flotte von Rochefort, die aus 5 Linienschiffen und 4 Fregatten bestand, 3000 Mann Landungstruppen, 4000 Flinten und 10,000 Pfund Pulver trug, war zu derselben Epoche bereit. Nur das Geschwader von Toulon, das von 8 auf 11 Linienschiffe gebracht war, hatte den ganzen Monat December gebraucht. Der General Lauriston, Napoleons Adjutant, war beauftragt, ein Corps von 6000 Mann auserlesener Truppen mit 50 Feuerschlünden und dem nöthigen Belagerungsmaterial zu bilden und das Ganze auf der Flotte von Toulon einzuschiffen. Diese Flotte sollte sich der Insel St. Helena bemächtigen, nach Surinam segeln, die holländischen Colonien erobern und sich dann mit Missiessy vereinigen, der unterdessen unsern

Inseln Hülfe gebracht und die englischen Antillen zerstört haben würde. Beide sollten, nachdem sie die Engländer nach Amerika gelockt und Ganteaume Luft gemacht hätten, nach Europa zurückkehren. Ganteaume, dessen Vorbereitungen vollendet waren, hatte den ganzen Winter darauf gewartet, daß Missiessy und Villeneuve von Toulon ausliefen und die Engländer hinter sich her lockten. Missiessy, dem es an Thatkraft, aber nicht an Muth fehlte, lief am 11. Januar während eines starken Sturmes von Rochefort aus und erreichte das hohe Meer, ohne von den Engländern bemerkt zu werden. Er segelte mit 5 Linienschiffen und 4 Fregatten nach den Antillen. Seine Schiffe erlitten einige Beschädigungen, die man auf dem Meere ausbesserte. Was Villeneuve, dem der Minister Decrès eine künstliche Aufregung von geringer Dauer eingeflößt hatte, betrifft, so war er bei dem Anblick des Geschwaders von Toulon plötzlich kalt geworden. Um aus 8 Schiffsmannschaften 11 zu machen, hatte man sie theilen und folglich schwächen müssen. Man hatte sie mit Conscribirten von der Landarmee vervollständigt. Das verwendete Material war sorglos ausgewählt und man hatte bemerkt, daß das Eisen, das Takelwerk, die Masten leicht brachen. Villeneuve dachte viel und vielleicht zu viel an die Gefahr, mit solchen Schiffen und solchen Mannschaften Feinden zu trotzen, die durch ein Kreuzen von zwanzig Monaten gebildet waren. Seine Seele war erschüttert, ehe er sich noch auf dem Meere befand. Da Napoleon, der Minister Decrès, der General Lauriston ihn fortwährend trieben, so setzte er sich endlich in Bereitschaft, gegen Ende December die Anker zu lichten. Widrige Winde hielten ihn bis zum 18. Januar auf der Rhede von Toulon zurück. An diesem Tage änderte sich der Wind und Villeneuve lief nun aus und entzog sich glücklich dem Feinde. Aber in der Nacht entstand ein schwerer Sturm und die Unerfahrenheit der Mannschaft, die schlechte Beschaffenheit des Materials brachten mehrere unserer Schiffe in große Gefahr. Das Geschwader wurde zerstreut. Am folgenden Morgen fand sich Villeneuve von vier Linienschiffen und einer Fregatte getrennt. Einigen waren die Masten beschädigt, in andere drang das Wasser ein, mehrere hatten Beschädigungen, die auf dem Meere nicht gut ausgebessert werden konnten. Außerdem beobachteten zwei englische Fregatten unser Geschwader und der Admiral fürchtete daher von dem Feinde überrascht zu werden, während

er nur fünf Schiffe bei sich habe. Er beschloß deshalb, nach Toulon zurückzukehren, obgleich er bereits 70 Stunden zurückgelegt hatte, und trotz der Bitten des Generals Lauriston, der auf den zusammengebliebenen Schiffen noch 4000 und einige Hundert Mann Truppen hatte und an seinen Bestimmungsort geführt zu werden verlangte. Villeneuve lief am 27. in Toulon ein und vereinigte dort glücklich sein ganzes Geschwader.

Die Zeit war nicht verloren. Man besserte die Beschädigungen aus, vervollständigte das Takelwerk und machte sich bereit, auf's Neue auszulaufen. Aber der Admiral Villeneuve war stark erschüttert. Noch am Tage seiner Rückkehr aus Toulon schrieb er an den Minister: „Ich erkläre Ihnen, daß Schiffe, die so bemannt, so schwach an Matrosen, so mit Truppen vollgestopft sind, die altes Takelwerk von schlechter Beschaffenheit haben, Schiffe, die bei dem geringsten Windstoße ihre Masten zerbrechen oder ihre Segel zerreißen und bei schönem Wetter ihre Zeit damit hinbringen, die durch den Wind oder die Unerfahrenheit der Matrosen entstandenen Beschädigungen auszubessern, außer Stande sind, irgend etwas zu unternehmen. Ich hatte eine Vorahnung davon vor meiner Abreise, jetzt habe ich die traurige Erfahrung gemacht*)."

Napoleon empfand ein lebhaftes Mißvergnügen, als er diese unnütze Fahrt erfuhr. „Was soll man mit Admiralen machen, sagte er, die bei dem ersten Sturme den Muth verlieren und blos an die Rückkehr denken? Man müßte jeder Fahrt entsagen und selbst in der schönsten Jahreszeit nichts unternehmen, wenn eine Operation durch die Trennung einiger Schiffe vereitelt werden könnte. Man hätte allen Capitänen des Geschwaders durch versiegelte Depeschen ein Stelldichein auf den canarischen Inseln geben sollen. Die Beschädigungen konnten auf dem Meere ausgebessert werden. Wenn ein Schiff auf eine gefährliche Art Wasser zog, so konnte man es in Cadiz lassen und seine Bemannung dem Linienschiff Aigle geben, das in diesem Hafen bereit war unter Segel zu gehen. Einige Unordnungen während eines Sturmes, einige zertrümmerte Masten sind sehr gewöhnliche Umstände. Zwei Tage schönes Wetter würden Alles

*) Depesche vom 1. Pluviose des Jahres XIII. (21. Januar 1805), am Bord des Bucentaur auf der Rhede von Toulon.

beruhigt und das Geschwader in Ordnung gebracht haben. Aber das große Uebel unserer Marine liegt darin, daß die Anführer in allen Dingen ohne Erfahrung sind*)."

Unglücklicherweise war die günstige Zeit zu einer Expedition nach Surinam vorüber und Napoleon mußte mit seiner gewöhnlichen Fruchtbarkeit eine andere Combination erdenken. Der erste Plan, daß Latouche von Toulon in den Canal segeln sollte, war durch den Tod dieses großen Seemannes gescheitert. Der zweite Plan, die Engländer in die Meere von Amerika zu locken, indem Villeneuve nach Surinam, Missiessy nach den Antillen segelte, und diese Diversion zu benutzen, um Ganteaume die Fahrt in den Canal frei zu machen, war durch Verzögerungen in der Organisation, durch Stürme und eine unnütze Fahrt ebenfalls gescheitert. Es war mithin nothwendig, einen andern Plan zu entwerfen. Ein neuer Verlust, der Tod des Admirals Bruix, der dem Admiral Latouche an Verdienst gleich kam, vermehrte die Schwierigkeit von Seeoperationen. Der unglückliche Bruix, durch seinen Charakter, seine Erfahrung, seinen Geist so ausgezeichnet, war als ein Opfer seines Eifers für die Organisation der Flotille gestorben. Wäre er am Leben geblieben, so hätte ihn Napoleon gewiß an die Spitze des Geschwaders gestellt, das er zu seinem großen Unternehmen bestimmte. Man könnte sagen, daß das Schicksal selbst sich gegen die französische Marine verschwor, indem es ihr in zehn Monaten ihre beiden ersten Admirale raubte, die vollkommen befähigt waren, mit den englischen Anführern sich zu messen. Jetzt mußte man sich der Admirale Ganteaume, Villeneuve und Missiessy bedienen, bis die Kriegsereignisse vielleicht auf neue Talente aufmerksam machten.

Auf den Meeren hatte sich neuerdings ein ernstes Ereigniß zugetragen, wodurch die Stellung der kriegführenden Mächte eine Aenderung erlitt. England hatte ebenso plötzlich als ungerecht Spanien den Krieg erklärt. Es hatte seit einiger Zeit bemerkt, daß Spaniens Neutralität in vielfachen Beziehungen für Frankreich nützlich sei. Unser nach Ferrol geflüchtetes Geschwader nahm dort die nöthigen Verbesserungen vor, in der Erwartung, befreit zu werden. Dasselbe war mit dem Linienschiffe Aigle in Cadiz der Fall. Unsere Caper

*) Brief an Lauriston vom 1. Febr. 1805.

liefen in die Häfen der Halbinsel ein und verkauften dort ihre Prisen. England konnte vermöge der Reciprocität auf dieselben Vortheile Anspruch machen, entsagte ihnen aber lieber, um auch uns derselben zu berauben. Es kündigte daher dem Hofe von Madrid an, daß es die Vorgänge in den Häfen der Halbinsel als eine Verletzung der Neutralität betrachte, und drohte mit einer Kriegserklärung, wenn unsere Kriegsschiffe dort fortdauernd Material erhielten, unsere Caper ein Asyl und einen Markt fänden. Es forderte außerdem, daß Carl IV. Portugal gegen jedes Unternehmen von Seiten Frankreichs sicher stelle. Diese letzte Forderung war übertrieben und ging weit über die Grenzen der Neutralität hinaus, in die man Spanien einschließen wollte. Frankreich erlaubte indessen, daß der Hof von Madrid sich gegen England nachgiebig zeige, und stand selbst von einem Theil seiner Forderungen ab, um einen Zustand zu verlängern, der uns nützlich war. In der That war die militairische Mitwirkung Spaniens für uns nicht so viel werth, als eine Subsidie von 48 Millionen jährlich. Diese Subsidie konnte aber nicht bezahlt werden, wenn Spanien seine Neutralität aufgab, denn nur durch sie wurde die Ankunft der Metalle aus der neuen Welt möglich. Man war daher bereit, in Alles zu willigen, aber Englaud forderte immer mehr, je nachgiebiger man sich zeigte, und verlangte namentlich, daß jede Ausrüstung in den spanischen Häfen sofort aufhöre. Darunter verstand es, daß man unsere Schiffe sofort aus Ferrol ausweise, d. h. ihm selbst überliefere. Indem es zuletzt das Völkerrecht offen verletzte, gab es, ohne daß vorher eine Kriegserklärung erfolgt wäre, den Befehl, die spanischen Schiffe auf dem Meere anzuhalten. Wenn man bedenkt, daß dieser Befehl keinen andern Zweck hatte, als die von Amerika kommenden, mit Gold beladenen Schiffe zu nehmen, so wird man versucht, von wahrem Seeraub zu sprechen. In diesem Augenblicke waren vier spanische Fregatten, die 12 Millionen Piaster (etwa 60 Mill. Franken) überbrachten, von Mexico nach der spanischen Küste unterwegs, als sie plötzlich von einem englischen Geschwader angehalten wurden. Da der spanische Offizier sich weigerte, seine Schiffe zu übergeben, so wurde er von einer unermeßlich überlegenen Macht barbarisch angegriffen und nach einem ehrenhaften Widerstande zum Gefangenen gemacht. Eine der vier Fregatten flog

in die Luft, die drei andern wurden in die Häfen von Großbritannien geführt.

Diese gehässige Handlung erregte in Spanien großen Unwillen und wurde von ganz Europa getadelt. Carl IV. erklärte, ohne zu zaudern, an England den Krieg. Er befahl zugleich die Gefangennehmung aller Engländer, die auf dem Boden der Halbinsel verweilten, und legte auf ihr Vermögen Sequester.

So war der spanische Hof trotz seiner Unbekümmertheit und trotz des schonenden Verfahrens Frankreichs durch die Gewaltthätigkeit Englands in den Krieg verwickelt worden.

Da Napoleon die Subsidie von 48 Millionen jetzt nicht mehr fordern konnte, so beeilte er sich, die Weise zu regeln, in der Spanien an den Feindseligkeiten Theil nehmen sollte, und suchte ihm vorzüglich eine Entschlossenheit einzuflößen, die seiner und seiner alten Größe würdig war.

Um Napoleon gefällig zu sein und zugleich dem Verdienste sein Recht widerfahren zu lassen, hatte das spanische Cabinet den Admiral Gravina zu seinem Gesandten in Frankreich ernannt. Gravina war der erste Offizier der spanischen Marine und verbarg unter einem einfachen Aeußern einen seltenen Verstand, einen unerschrockenen Muth. Napoleon war dem Admiral sehr gewogen und dieser wieder ihm. Aus demselben Grunde, weshalb man ihn zum Gesandten gemacht hatte, gab man ihm den Oberbefehl über die spanische Marine und beauftragte ihn, mit der französischen Regierung einen Operationsplan zu besprechen. Zu diesem Behuf unterzeichnete der Admiral am 4. Januar 1805 einen Vertrag, der den Antheil bestimmte, den jede der beiden Mächte an dem Kriege zu nehmen habe. Frankreich verpflichtete sich, auf dem Meere beständig eine Flotte zu halten von 47 Linienschiffen, 29 Fregatten, 14 Corvetten, 25 Briggs, und die Vollendung der auf den Werften befindlichen 16 Linienschiffe und 14 Fregatten möglichst zu beschleunigen; neben den Häfen Lager von Truppen zu bilden, die jedem Linienschiffe 500, jeder Fregatte 200 Mann abgeben könnten; endlich die französische Flotille immer im Stande zu erhalten, 90,000 Mann aufzunehmen, wozu noch 30,000 Mann auf der holländischen Flotille kommen sollten. Schlägt man die Streitkräfte der Flotille zu Linienschiffen und Fregatten an und rechnet unsere Flotte von hohem Bord dazu, so kann

man sagen, daß wir 60 Linienschiffe und 40 Fregatten auf dem Meere hatten.

Spanien versprach seinerseits, auf der Stelle 32 Linienschiffe zu bewaffnen und auf 4 Monate mit Wasser, auf 6 Monate mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Vertheilung der Flotte wurde so verabredet, daß 15 in Cadiz, 8 in Carthagena, 9 in Ferrol stationiren sollten. Es sollten neben den Häfen Truppen gesammelt werden in einem solchen Verhältnisse, daß jedes Linienschiff mit 450, jede Fregatte mit 200 Mann bewaffnet werden könne. Außerdem sollten alle Kriegsschiffe zum Transport eingerichtet werden, in dem Verhältniß von 4000 Tonnen in Cadiz, 2000 in Carthagena, 2000 in Ferrol. Es wurde verabredet, daß der Admiral Gravina den Oberbefehl der spanischen Flotte bekommen und mit dem französischen Minister Decrès direct correspondiren solle. Dies bedeutete, daß er seine Instructionen von Napoleon selbst erhielt, und die spanische Ehre konnte eine solche Oberleitung ohne Erröthen sich gefallen lassen. Einige Bedingungen politischer Natur begleiteten diese militairischen Maßregeln. Die Subsidie hörte natürlich von dem Tage an auf, wo die Feindseligkeiten Englands gegen Spanien begonnen haben. Außerdem verpflichteten sich beide befreundete Nationen, keinen Separatfrieden zu schließen. Frankreich versprach Spanien die Colonie Trinidad zu verschaffen und selbst Gibraltar, wenn der Krieg zu einem glänzenden Triumphe führe.

Die von dem Hofe von Madrid übernommenen Verpflichtungen gingen weit über seine Mittel hinaus. Es war schon viel, wenn er statt 32 nur 24 höchst mittelmäßige Linienschiffe ausrüstete. Rechnet man nun die Streitkräfte Frankreichs, Spaniens und Hollands zusammen, so kann man annehmen, daß sie zusammen über ungefähr 92 Linienschiffe verfügten, von denen 60 Frankreich gehörten, 24 Spanien, 8 Holland. Dabei ist aber die Flotille für 15 Linienschiffe gerechnet, so daß der Effectivbestand an Schiffen von hohem Bord 77 betrug. Die Engländer hatten 80 Linienschiffe, vollkommen ausgerüstet und bemannt, denen der Verbündeten in jeder Beziehung überlegen, und rüsteten sich außerdem, diese Zahl bald auf 100 zu bringen. Der Vortheil war mithin auf ihrer Seite. Sie konnten nicht anders geschlagen werden, als durch die Ueberlegenheit der

Combination, die auf dem Meere niemals so viel Einfluß hat wie auf dem Lande.

Unglücklicherweise befand sich Spanien, das früher eine so große Marine hatte und früher wegen seiner Colonien auf dieselbe noch immer ein bedeutendes Gewicht legen mußte, in der gänzlichsten Entblößung. Seine Arsenale waren verwahrlost, und enthielten weder Bauholz, noch Hanf, noch Eisen, noch Kupfer. Die prächtigen Etablissements von Cadiz, Carthagena und von Ferrol standen leer und verlassen. Es gab dort weder Material noch Arbeiter. Die Matrosen, in Spanien überdies schon wenig zahlreich, seitdem der Handel sich auf den Transport der edlen Metalle beschränkte, waren noch seltener geworden in Folge des gelben Fiebers, welches das ganze Küstengebiet verheerte und sie in das Innere oder in das Ausland getrieben hatte. Fügt man dazu einen großen Mangel an Getreide und eine Finanznoth, die durch den Verlust der letzten Silberflotte noch gesteigert wurde, so erhält man eine ziemlich genaue Vorstellung von dem Elend, das diese einst so große Macht bedrängte.

Napoleon, der während des Friedens oft, aber immer vergebens gerathen hatte, man möge einen Theil der Hülfsquellen auf die Marine verwenden, Napoleon wollte bei diesem Hofe noch einen letzten Versuch machen, obgleich er selbst keine Hoffnung hatte, gehört zu werden. Dieses Mal wandte er nicht, wie im Jahre 1803, Drohungen an, sondern Schmeicheleien und Ermunterungen. Er hatte den Marschall Lannes aus Portugal zurückgerufen, um ihn an die Spitze der Grenadiere zu stellen, die in England zuerst landen sollten. Der General Junot war beauftragt worden, den Marschall in Portugal zu ersetzen. Der Kaiser liebte Junot, der einen natürlichen Verstand besaß, eine unbegrenzte Ergebenheit an den Tag legte, aber zugleich einen zu heftigen Charakter hatte. Er befahl ihm, in Madrid Halt zu machen und mit dem Friedensfürsten, dem König und der Königin zu sprechen. Junot sollte das Ehrgefühl des Friedensfürsten anstacheln und ihm zu verstehen geben, daß in seinen Händen das Geschick der spanischen Monarchie liege und daß er zu wählen habe zwischen der Rolle eines verächtlichen und verabscheuten Günstlings und der eines Ministers, der die Gunst seiner Gebieter benutze, um die Macht seines Vaterlandes zu erhöhen. Junot war beauftragt, ihm das ganze Wohlwollen Napoleons und selbst ein Fürstenthum in

Portugal zu versprechen, wenn er der gemeinschaftlichen Sache mit Eifer diene und der spanischen Verwaltung die nöthige Thatkraft einzuflößen verstehe. Der Abgesandte Napoleons sollte darauf die Königin besuchen und ihr erklären, daß man in Europa ihren Einfluß auf die Regierung, d. h. auf den König und auf den Friedensfürsten kenne; daß ihre persönliche Ehre ebenso wie der Ruhm der Monarchie dabei betheiligt sei, daß man große Anstrengungen mache und Erfolge erringe, daß, wenn die spanische Macht bei dieser Gelegenheit sich nicht erhebe, sie, die allmächtige Königin, in den Augen der Welt und ihrer Kinder persönlich verantwortlich sei für die Unordnungen, welche die Monarchie geschwächt hätten. Junot sollte mit einem Worte alle Mittel anwenden, um dieser Fürstin einige edle Gesinnungen einzuflößen. Was den König betrifft, so brauchte er bei ihm in dieser Beziehung nichts zu thun, denn seine Gesinnung war die beste, nur war der schwache Monarch jeder Thatkraft und Ausdauer unfähig. Jagd und Handarbeiten beschäftigten ihn allein.

Es handelte sich gegenwärtig darum, die Hülfsquellen, welche Frankreich, Spanien und Holland für den Seekrieg lieferten, so gut als möglich anzuwenden. Der schon zweimal veränderte Plan, einen mehr oder mindern Theil unserer Seestreitkräfte plötzlich in den Canal zu führen, beschäftigte Napoleon unaufhörlich. Ein großer, plötzlich entstehender Gedanke lenkte ihn auf einen Augenblick davon ab.

Napoleon empfing häufig Berichte vom General Decaen, der unsere Comptoire in Indien befehligte, seit der Erneuerung des Krieges auf Isle de France lebte und dem englischen Handel in Gemeinschaft mit dem Admiral Linois den größten Schaden zufügte. Der General Decaen, ein feuriger Geist, der sich vortrefflich dazu eignete, in weiter Entfernung vom Mutterlande in einer unabhängigen Stellung den Befehl zu führen, hatte Verbindungen mit den Maratten angeknüpft, die noch nicht ganz unterworfen waren. Er hatte sich von der Stimmung dieser neuerdings besiegten Fürsten genaue Kenntniß verschafft und die Ueberzeugung gewonnen, daß 6000 Franzosen, die mit einem hinreichenden Kriegsmaterial landeten, durch das Zuströmen von Insurgentenmassen in den Stand gesetzt sein würden, das britische Reich in Ostindien zu erschüttern. Napoleon hatte im Jahre 1803 den General Decaen selbst auf diesen Weg geleitet, wie man sich erinnern wird, und dieser hatte die vorgezeichnete Bahn mit

Eifer verfolgt. Napoleon wollte aber keinen Handstreich wagen; unternahm er etwas, so konnte es nur eine große Expedition sein, jener von Aegypten würdig und fähig, den Engländern die wichtige Eroberung zu entreißen, die ihren Ruhm und ihre Größe ausmachte. Die Entfernung machte diese Expedition weit schwieriger, als jene nach Aegypten. 30,000 Mann in Kriegszeiten von Toulon nach Alexandrien zu führen, ist bereits ein schwieriges Unternehmen; sie von Toulon um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Küste Ostindiens zu schaffen, ist eine riesenhafte That. Napoleon stützte sich bei seinem Plane auf seine eigene Erfahrung, daß die Unermeßlichkeit der Meere ein feindliches Begegnen sehr unwahrscheinlich macht und daß man daher die kühnsten Bewegungen wagen und das Ziel erreichen kann, ohne unterwegs auf einen Feind zu treffen. Auf diese Weise war er 1798 mit einigen hundert Segeln und einer ganzen Armee mitten durch die feindlichen Flotten geschifft, hatte Malta erobert und Alexandrien erreicht, ohne Nelson zu begegnen. Auf diese Weise hoffte er eine Flotte in den Canal zu schaffen. Der Erfolg einer Unternehmung forderte ein tiefes Geheimniß und ein großes Geschick, die britische Admiralität zu täuschen. Nun hatte er seit langer Zeit Alles so geordnet, daß diese Behörde in der größten Verwirrung sich befand. Da er an allen Punkten, wo Geschwader sich befanden, Truppen vereinigt hatte, in Toulon, in Cadiz, in Ferrol, in Rochefort, in Brest, im Texel, so war er fortwährend im Stande, eine Armee abzuschicken, ohne daß die Engländer Nachricht bekamen, oder die Streitkräfte und die Bestimmung derselben zu errathen vermochten. Das Landungsproject hatte das Nützliche, daß die Aufmerksamkeit des Feindes stets auf diesen Punkt gerichtet blieb, daß er immer an eine Expedition gegen Irland oder die englischen Küsten glaubte. Der Augenblick war mithin günstig, eine jener außerordentlichen Expeditionen zu unternehmen, die Napoleon so rasch entwarf und ausführte. Wenn er den Engländern Ostindien nahm, so war dieses Resultat groß genug, um seinetwegen alle andern Entwürfe, selbst die Landung aufzuschieben. Seine Berechnungen waren folgende. In den Häfen lag außer den Geschwadern, die unter Segel zu gehen bereit waren, eine Reserve von alten Schiffen, die zum activen Kriege wenig geeignet waren. Ebenso gab es unter den Mannschaften außer den guten Matrosen viele junge Neulinge oder

Conscribirte, die neuerdings an Bord der Schiffe verpflanzt waren. Auf diese Verhältnisse gründete er seinen Plan. Er wollte mit einer gewissen Anzahl neuer Schiffe alle diejenigen verbinden, welche dienstunfähig waren, oder noch eine Fahrt machen konnten, ihnen ihr Geschütz nehmen, diese Last durch eine große Masse von Truppen ersetzen, die Schiffsmannschaften, so gut es gehen wollte, vervollständigen und auf diese Weise von Toulon, Ferrol, Cadiz, Rochefort, Brest Flotten aussenden, die eine beträchtliche Armee nach Ostindien führen könnten, ohne ein einziges Transportschiff bei sich zu haben. Von Toulon sollten 13 Linienschiffe auslaufen, von Brest 21, im Ganzen 34, darunter mindestens die Hälfte alte Fahrzeuge, dazu etwa 20 Fregatten, von denen 10 dienstunfähig waren. Diese beiden Flotten, die zugleich auslaufen und in Isle de France sich vereinigen sollten, konnten 40,000 Mann tragen, theils Matrosen, theils Soldaten. Bei der Ankunft in Ostindien mußte man die schlechten Fahrzeuge opfern und blos die seefähigen behalten, also von den 34 Linienschiffen etwa 15, von den 20 Fregatten 10. Die Schiffsmannschaften ließen sich ebenfalls theilen. Alle guten Matrosen waren bestimmt, die beibehaltenen Fahrzeuge zu bemannen, während die mittelmäßigen Seeleute zur Vervollständigung der Landungsarmee bestimmt waren. Napoleon nahm an, daß er etwa 14 bis 15,000 Matrosen brauchen werde, um die 15 Linienschiffe und 10 Fregatten zu bemannen, die nach Europa zurückkehren sollten. Man behielt daher in Ostindien von den 40,000 Mann, die von Europa absegelten, 25 bis 26,000 Mann Truppen und führte eine Flotte von 15 Linienschiffen zurück, die in jeder Beziehung ausgezeichnet war, sowohl durch die Beschaffenheit der Schiffe, wie durch die auserlesene Mannschaft, und durch die auf einer langen Fahrt gewonnene Erfahrung. Man würde in seemännischer Beziehung blos unbrauchbare Schiffsrumpfe und eine Anzahl schlechter Matrosen verloren haben, wogegen man in Indien eine Armee zurückließ, die zur Besiegung der Engländer vollkommen ausreichte, vorzüglich wenn ein so vorzüglicher Mann, wie der General Decaen, sie befehligte.

Napoleon hatte den Vorsatz, außerdem noch 3000 Franzosen auf der holländischen Flotte im Texel, 2000 auf einer neuen in Rochefort in der Organisation begriffenen Division und 4000 Spanier auf der spanischen Flotte von Cadiz abzusenden, was eine neue Verstärkung

von 9000 Mann ausmachte und die Armee des Generals Decaen auf 35 bis 36,000 Soldaten bringen mußte. Es ist unendlich wahrscheinlich, daß eine solche Macht die kaum errichtete englische Herrschaft in dem britischen Ostindien vernichtet haben würde. Was die Ueberfahrt betrifft, so war nichts unwahrscheinlicher, als ein Zusammentreffen mit den Engländern. Es würde schwierig gewesen sein, ihnen zu entgehen, wenn das Kriegsgeschwader einige hundert Transportfahrzeuge hätte mit sich schleppen müssen. Aber die alten Linienschiffe und Fregatten machten dieses Mittel unnöthig. Der Plan beruhte mithin auf dem Grundsatze, den mittelmäßigen oder den schlechten Theil der Marine, sowohl des Materials als des Personals, zu opfern und nur den tüchtigen Theil zurückzuführen. Um diesen Preis bewirkte man das Wunder, ein Heer von 36,000 Mann nach Indien zu führen. Ueberdies war das Opfer nicht so groß, als es zu sein schien, denn jeder Seemann weiß, daß auf die Beschaffenheit der Streitkräfte auf dem Meere noch viel mehr ankommt wie auf dem Lande, und daß man mit 10 guten Linienschiffen mehr ausrichten kann, als mit 20 mittelmäßigen.

Dieser Plan führte zu einer momentanen Vertagung der Landung, aber es war möglich, daß er die Ausführung auf eine außerordentliche Weise begünstigte, denn die Engländer eilten gewiß unsern Flotten nach, sobald sie die Abfahrt derselben erfuhren, und entblößten auf diese Weise die europäischen Meere, während unser Geschwader, mit 15 Linienschiffen und 10 Fregatten von Ostindien zurückkehrend, im Canal erscheinen konnte, wo Napoleon stets auf eine günstige Gelegenheit harrte und Maßregeln genug getroffen hatte, die ihm gestatteten, die kleinste Gunst des Schicksals zu benutzen. Es ist wahr, daß dieser letzte Theil der Combination ein doppeltes Glück voraussetzte, Glück auf der Hinfahrt nach Ostindien, Glück auf der Zurückkehr, und daß das Schicksal selten einen Mann, wie groß er auch sei, bis zu diesem Grade begünstigt. Vier Wochen lang schwankte Napoleon zwischen der Idee, diese Expedition zu senden, und dem Plane, über die Meerenge von Calais zu setzen. Der Umsturz des englischen Reiches in Indien schien ihm ein so gewichtiges Ergebniß, daß er hoffte, es werde ihn der Nothwendigkeit überheben, seine Person und seine Armee bei einem so kühnen Wagniß, wie die Landung auf's Spiel zu setzen. So verlebte er einen ganzen Monat in

Unschlüssigkeit zwischen beiden Plänen und sein Briefwechsel beweist, wie bald die eine, bald die andere dieser außerordentlichen Unternehmungen ihn anzog.

Die Expedition von Boulogne trug indessen den Sieg davon. Napoleon betrachtete diesen Schlag als den schnellsten und entscheidendsten, ja sogar für beinahe untrüglich, wenn eine französische Flotte plötzlich im Canal erschien. Er ließ seinen Geist auf's Neue arbeiten und ersann einen dritten Plan, alle seine Seekräfte zwischen Dover und Boulogne zu vereinigen, der größer, tiefer und erfolgversprechender war, als die beiden frühern.

Sein Plan entstand in den ersten Tagen des März und die Befehle wurden sogleich ausgefertigt. Er bestand darin, die Engländer nach Westindien und den Antillen zu locken, wo das Geschwader Missiessy's ihre Aufmerksamkeit bereits erregte, und dann plötzlich mit weit überlegenen Streitkräften nach Europa zurückzukehren. Zum Theil war es derselbe Plan vom vorigen December, aber durch die Mitwirkung der spanischen Streitkräfte vergrößert und vervollständigt. Der Admiral Villeneuve sollte beim ersten günstigen Winde absegeln, Cadiz berühren, das französische Linienschiff Aigle und den spanischen Admiral Gravina mit 6 oder 7 spanischen Linienschiffen aufnehmen und sich darauf nach Martinique begeben. Befand sich Missiessy daselbst noch, so vereinigte er sich mit ihm und bewerkstelligte eine neue Vereinigung, die wichtiger war, als alle andern, nämlich die mit Ganteaume. Dieser hatte den Auftrag, die ersten Aequinoctialstürme, welche die Engländer entfernen würden, zu benutzen, um aus Brest mit 21 Linienschiffen, den besten dieses Arsenals, auszulaufen, nach Ferrol zu segeln, die dortige französische und spanische Division aufzunehmen und sich nach Martinique zu begeben, wo Villeneuve ihn erwartete. Nach dieser allgemeinen Vereinigung, die wenig wirkliche Schwierigkeiten darbot, mußten in Martinique versammelt sein: 12 Linienschiffe unter Villeneuve, 6—7 unter Gravina, 5 unter Missiessy, 21 unter Ganteaume, dazu noch das französisch-spanische Geschwader von Ferrol, d. h. ungefähr 50—60 Linienschiffe, eine ungeheure Streitkraft, wie man sie noch auf keinem Meere, zu keiner Zeit gesehen hatte. Dieses Mal war die Combination so vollständig, so wohlberechnet, daß sie in Napoleon eine wahrhaft begeisterte Hoffnung hervorrufen mußte. Der Minister Decrès gestand

selbst, daß sie die größte Aussicht auf Erfolg darbiete. Die Abfahrt von Toulon war bei einem Nordwestwind stets möglich, wie das letzte Auslaufen von Villeneuve bewies. Die Vereinigung mit Gravina in Cadiz war leicht, sobald man Nelson täuschte, denn die Engländer hatten noch nicht für nöthig gefunden, diesen Hafen zu bloKiren. Das Geschwader von Toulon, das auf diese Weise auf 17 bis 18 Linienschiffe gebracht wurde, mußte Martinique beinahe unfehlbar erreichen. Missiessy war dort eingetroffen, ohne anderen Schiffen zu begegnen als Handelsfahrzeugen, die er genommen hatte. Der schwierigste Punkt war das Auslaufen aus der Rhede von Brest. Man konnte im März aber auf Aequinoctialstürme rechnen. Erreichte Ganteaume Ferrol, so konnten die 5 bis 6 englischen Linienschiffe, die den Hafen blokirten, nicht daran denken, gegen seine 21 Schiffe zu kämpfen. Er vereinigte sich dann mit der französischen Division des Admirals Gourdon, mit den segelfertigen spanischen Schiffen und begab sich sofort nach Martinique. Den Engländern konnte es nicht in den Sinn kommen, daß man auf einem Punkte wie Martinique 50 bis 60 Linienschiffe versammeln werde. Man mußte annehmen, daß ihre Vermuthungen sich auf Ostindien richten würden. Waren Ganteaume, Gourdon, Villeneuve, Gravina und Missiessy einmal zusammen, so konnte ein etwa herbeieilendes englisches Geschwader, das höchstens 12 bis 15 Linienschiffe stark war, gegen die 50 an keinen Kampf denken, und die Rückkehr in den Canal war gesichert. Dann waren alle unsere Streitkräfte zwischen den Ufern von England und Frankreich vereinigt, während die Flotten Englands nach dem Orient, nach Amerika oder nach Ostindien segelten. Die Ereignisse bewiesen bald, daß diese Combination selbst bei mittelmäßiger Ausführung verwirklicht werden konnte.

Das Geheimniß wurde sorglich bewahrt. Den Spaniern, die sich verpflichtet hatten, der Leitung Napoleons zu folgen, sagte man nichts. Unter den Admiralen sollten blos Villeneuve und Ganteaume unterrichtet werden, aber erst auf dem Meere, wenn sie mit dem Lande nicht mehr communiciren konnten. Dann sollten sie durch Depeschen, die sie unter einem bestimmten Breitengrade zu eröffnen hatten, von ihrer Bestimmung unterrichtet werden. Von den Schiffscapitainen war keiner in das Geheimniß des Unternehmens eingeweiht. Man hatte ihnen blos für den Fall einer Trennung gewisse

Punkte zum Stelldichein angegeben. Keiner der Minister kannte den Plan, den Admiral Decrès ausgenommen. Es war ihm ausdrücklich vorgeschrieben, mit Napoleon direct zu correspondiren und seine Depeschen eigenhändig zu schreiben. Das Gerücht einer Expedition nach Ostindien war in allen Häfen verbreitet. Man stellte sich, als schiffe man viele Truppen ein, während in Wahrheit das Geschwader von Toulon blos 2000, das von Brest 6—7000 Mann aufnehmen sollte. Den Admiralen war vorgeschrieben, die Hälfte dieser Streitkräfte in den Antillen auszuschiffen und 4—5000 der besten Soldaten nach Europa zurückzuführen.

Die Flotten waren auf diese Weise nicht überladen und in ihren Bewegungen gehemmt. Sie hatten alle auf sechs Monate Lebensmittel, so daß sie das Meer lange halten konnten, ohne irgend wo einzulaufen. Couriere überbrachten nach Cadiz und Ferrol den Befehl, sich in Bereitschaft zu setzen, den Anker zu heben, da man in jedem Augenblicke durch eine Flotte deblokirt werden könne.

Zu allen diesen Mitteln, die Engländer zu täuschen, gesellte sich ein letztes, ebenfalls sehr wirksames, nämlich die Reise Napoleons nach Italien. Er nahm an, daß seine Flotten Ende März abgehen, im April Martinique erreichen, im Mai sich vereinigen, im Juni zurückkehren und in den ersten Tagen des Juli im Canal sein würden. Er wollte diese ganze Zeit in Italien bleiben, Revuen halten, Feste geben, seine tiefsinnigen Entwürfe unter lärmendem Prunk verstecken, zu der bezeichneten Zeit aber mit Postpferden abreisen, in fünf Tagen von Mailand nach Boulogne fliegen, und während man ihn noch in Italien glaubte, gegen England den Schlag führen, mit dem er es so lange bedrohte. Unsere Feinde hatten diesen Schlag seit zwei Jahren so lange erwartet, daß sie daran nicht mehr zu glauben anfingen. Europa erblickte darin blos eine leere Drohung, welche die englische Nation schrecken und zu großen Anstrengungen verleiten solle. Während man sich diesem Gedanken überließ, hatte Napoleon im Gegentheil die Armee des Oceans stets vermehrt, indem er aus den Depots kriegsgewohnte Truppen nahm und sie durch Conscribirte ersetzte. Die Armee von Boulogne war auf diese Weise um etwa 30,000 Mann ver-

stärkt, ohne daß Jemand etwas davon merkte. Er hatte diese Armee beständig in einer solchen Thätigkeit und Bereitschaft erhalten, daß man nicht leicht die Vermehrung oder Verminderung ihres Bestandes wahrnehmen konnte. Die Ansicht, es handele sich um eine einfache Demonstration zur Beunruhigung Englands, wurde mit jedem Tage allgemeiner.

Nachdem so Alles bereit war, das Unternehmen mit Aussicht auf den größten Erfolg zu wagen, bereitete sich Napoleon zur Abreise nach Italien. Der Papst war den ganzen Winter in Paris geblieben. Zuerst hatte er Mitte Februar nach seinen Staaten abreisen wollen. Ein großer Schneefall in den Alpen diente als Motiv, ihn noch zurückzuhalten. Napoleon bat mit so viel Anmuth, daß der heilige Vater nachgab und seine Abreise bis Mitte März zu verschieben einwilligte. Napoleon war es lieb, daß Europa die Länge dieses Besuches bemerkte, daß sein Verhältniß zu Pius VII. mit jedem Tage traulicher wurde, daß er ihn endlich auf dieser Seite der Alpen behielt, während in Mailand die Zurüstungen zu einer zweiten Krönung getroffen wurden. Die Höfe von Neapel, von Rom und selbst von Hetrurien sahen die Entstehung eines großen Königreiches in Italien sehr ungern, und wenn der Papst im Vatican gewesen wäre, wo Einflüsterungen aller Art ihn umgaben, so würde seine Stimmung vielleicht keine so günstige gewesen sein.

Nachdem Pius VII. volles Vertrauen zu Napoleon gefaßt, hatte er ihm endlich seine geheimen Wünsche gestanden. Er war entzückt über die Ehrenbezeigungen, die man ihm bewies, über das Gute, das seine Anwesenheit zu bewirken schien, über Alles, was der neue Kaiser für die Wiederherstellung des Cultus that. Aber bei all seiner Heiligkeit war Pius VII. doch Mensch und Fürst und vergaß über dem Triumph der geistlichen Interessen, der ihn mit Befriedigung erfüllte, keineswegs die weltlichen, die seit der Abtretung der Legationen sehr litten. Er hatte sechs Cardinäle mitgebracht, von denen einer, der Cardinal Borgia, in Lyon gestorben war. Die Andern, namentlich die Cardinäle Antonelli und Pietro, gehörten zur ultramontanen Partei und waren Gegner des Cardinals Caprara, der zu weise und kenntnißreich war, um ihnen zu gefallen. Sie hatten daher den Papst vermocht, seine Schritte diesem Cardinal zu verhehlen, obgleich derselbe in seiner Eigenschaft als Legat von allen

in Paris angeknüpften Unterhandlungen hätte unterrichtet sein müssen. Er hätte ihnen gewiß kein Mittel angeben können, ihre Pläne durchzuführen, denn was für die Kirche möglicherweise gethan werden konnte, das that Napoleon freiwillig und ohne getrieben zu werden. Aber dieser weise Mann würde ihnen von unnützen Versuchen abgerathen haben, die stets mißlich sind, da sie sehr häufig zu Zwistigkeiten führen.

Man begann mit Napoleon über die vier Sätze Bossuet's zu streiten, deren Annullirung Ludwig XIV. gegen das Ende seines Lebens versprochen haben soll. Napoleon war in den Formen milde, aber in der Sache selbst unbeugsam und gab zu verstehen, daß in Beziehung auf den Widerruf der berühmten organischen Artikel nichts von ihm zu erwarten sei. Die Art der Ausführung derselben blieb noch zu ordnen. Er zeigte sich geneigt, die Bemerkungen anzuhören, die man in dieser Beziehung an ihn richten werde. Man sprach nun von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe über die Geistlichen, von der man ihn schon oft unterhalten hatte und die Pius VII. als nicht vollständig genug erschien, worauf Napoleon antwortete, daß jedes geistliche Verbrechen der bischöflichen Gerichtsbarkeit überwiesen sei und bleibe, daß aber jedes bürgerliche Vergehen zur Competenz der ordentlichen Gerichtshöfe gehöre, denn die Priester seien Bürger und ständen in dieser Beziehung unter dem allgemeinen Gesetze. Dann sprach man von den Seminarien, von der geringen Anzahl der Priester, von dem Zustande der kirchlichen Gebäude, die seit zwanzig Jahren vernachlässigt wären und in Trümmern zerfielen. Man behauptete, daß man jährlich 38 Millionen für die Bedürfnisse des Cultus brauche, während das Budget nur 13 Millionen enthalte, also ein Deficit von 25 lasse. Napoleon antwortete damit, daß er aufzählte, was er bereits gethan habe und noch thun werde, in dem Maßstabe, als die Staatseinkünfte sich vermehrten. Man unterhielt sich darauf von verschiedenen andern Gegenständen die den organischen Artikeln und der Ausführung derselben fremd waren, namentlich von der Scheidung, welche unsere neuen Gesetze gestatteten. Napoleon antwortete, die Scheidung habe dem Gesetzgeber unumgänglich nöthig geschienen, um gewisse sittliche Verirrungen abzustellen, den Priestern stehe aber frei, den Geschiedenen die Einsegnung neuer Ehen zu verweigern; dem Gewissen der Priester geschehe daher keine Gewalt; übrigens gehöre diese Angelegenheit

nicht zum Dogma, denn in der alten Kirche habe es eine Scheidung gegeben. Nach diesem Gegenstande sprach man von der Feier der Sonn- und Festtage, die trotz der Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders unter dem Volke noch nicht wieder allgemein war. Napoleon antwortete, bereits seit Ende des letzten Jahrhunderts sei durch die Sitten, die stärker seien als die Gesetze, eine gewisse Lauheit eingerissen, und man habe schon vor der Revolution die Arbeiter der Städte häufig Sonntags arbeiten sehen; in dieser Beziehung wirkten Strafen weniger als gute Beispiele; die Regierung werde immer ein solches geben und die Arbeiter des Staates nie an Sonn- und Festtagen arbeiten lassen; der Sonntag werde von den Landleuten streng beobachtet, nur die Bevölkerung der Städte fehle dagegen; zwinge man in den Städten die Arbeiter zum Müssiggange, so schenke man, abgesehen von der Unthunlichkeit, das Strafgesetz in Anwendung zu bringen, der Trunkenheit und dem Laster die Zeit, die man der Arbeit raube; übrigens werde man Alles versuchen, was eine fromme, aber kluge Politik zu thun gestatte.

Man berührte einen andern Gegenstand, die Erziehung, und verlangte für den Clerus das Recht, die Schulen zu überwachen. Napoleon antwortete, es gäbe in den Lyceen Almoseniere, die man in Gemäßheit der Kirchendoctrin unter den Priestern auswähle. Diese seien thatsächlich geistliche Inspectoren und könnten ihren Bischöfen Diejenigen zur Anzeige bringen, deren Religionsunterricht etwas zu wünschen übrig lasse, aber eine andere Autorität als die des Staates dürfe es in den Schulen nicht geben. Man sprach auch einige Worte über die mit dem heiligen Stuhle zerfallenen Bischöfe und kam überein, sie freiwillig oder mit Gewalt dem Frieden zuzuführen, den Napoleon unter dem ganzen Clerus herzustellen entschlossen war. Man beendete die Reihe der kirchlichen Fragen durch die Discussion eines Planes, der den römischen Hof unausgesetzt beschäftigte, nämlich des Wunsches, die katholische Religion zur herrschenden Religion in Frankreich zu erklären. Hier war Napoleon unbeugsam. Nach ihm war die katholische Religion thatsächlich die herrschende, da sie der Glaube der Mehrheit der Franzosen und des Souveräns sei, da man die großen Regierungshandlungen, z. B. die Krönung mit religiösem Pomp gefeiert habe. Aber eine Erklärung dieser Art konnte alle Andersdenkende aufreizen, und Napoleon wollte nicht,

daß die Ruhe von irgend Jemand gestört werde, daß die Wiederherstellung des römischen Cultus eine der andern Religionsparteien beeinträchtigen könne.

Bei allen diesen Punkten war Napoleon in der Form ebenso milde, als in der Sache fest. Man gelangte endlich an den wesentlichen Punkt, der Rom mehr als alle Punkte der Kirchenzucht berührte, an die Angelegenheit der Legationen. Man entwarf eine Denkschrift, die Pius VII. selbst Napoleon übergab, und zählte darin alle Verluste auf, die der heilige Stuhl seit einigen Jahrhunderten an Einkünften wie an Gebieten erlitten habe. Man nannte in dieser Denkschrift alle die Abgaben, die der heilige Stuhl früher in allen Staaten erhoben hatte, die aber unter dem Einflusse des französischen Geistes in Frankreich, in Oesterreich und selbst in Spanien vermindert oder unterdrückt worden waren. Man machte darauf aufmerksam, wie der heilige Stuhl bei dem Aussterben des Hauses Farnese um sein Rückfallsrecht auf das Herzogthum Parma gekommen sei; man führte den ältern Verlust der an Frankreich abgetretenen Grafschaft Venaissin an; man citirte die schwerste aller Einbußen, den Uebergang der Legationen an die italienische Republik. Der heilige Stuhl, sagte man, könne jetzt dergestalt eingeschränkt nicht mehr die Ausgaben tragen, zu denen die katholische Religion in allen Welttheilen ihn zwinge; er könne weder die Cardinäle in den Stand setzen, ihre Würde aufrecht zu halten, noch die auswärtigen Missionen unterstützen, noch für die Vertheidigung seiner schwachen Staaten sorgen. Man rechne darauf, daß der neue Carl der Große der Freigebigkeit des alten sich gleichstellen werde. Einer so directen Forderung gegenüber empfand Napoleon eine wahre Verlegenheit. Er hatte nichts versprochen, um den Papst nach Paris zu führen, aber stets auf eine allgemeine Weise die Hoffnung erregt, daß er die materielle Lage des heiligen Stuhles verbessern werde. Die Rückgabe der Legationen an den päpstlichen Stuhl war eine Unmöglichkeit, wenn Napoleon nicht die italienische Republik, deren Gründer er war, deren Monarch er werden wollte, auf das Gehässigste verrieth. Dies hieß alle Hoffnungen der italienischen Patrioten zerstören, die in diesem neuen Staate den Anfang einer unabhängigen Existenz ihres Vaterlandes erblickten. Aber er hatte zu seiner Verfügung das Herzogthum Parma, das er weder dem Hause Sardinien als Entschädi-

gung für Piemont, noch Spanien als Vergrößerung für Hetrurien überlassen wollte, sondern in diesem Augenblick für eine Familiendotation zurückbehielt. Ohne Zweifel wäre es klug gewesen, das Haus Sardinien damit zu entschädigen, oder das Herzogthum an Hetrurien zu geben, mit der Verpflichtung, das Gebiet von Siena an Sardinien abzutreten. Man würde damit zugleich den Frieden mit Rußland erkauft und Spanien eine große Freude gemacht haben. Wenn man aber Rußland, das seinen Gesandten zurückberufen hatte, nicht schonen und Spanien, dessen Trägheit unbesiegbar war, nicht zufriedenstellen wollte, so war es der hohen Entwürfe Napoleons würdig, das Herzogthum Parma dem Papst zu geben. Indem er dies that, schlug er viele Vermuthungen über seine Entwürfe in Italien nieder, zerstörte das Hauptargument, dessen man sich bediente, um Oesterreich in eine neue Coalition zu ziehen, verpflichtete sich den Papst für immer, was nicht weniger wichtig war, und vermied jenen traurigen Bruch mit dem heiligen Stuhle, der ihm später einen so großen moralischen Nachtheil zufügte, einen Bruch, der in Wahrheit keinen andern Ursprung hatte, als die bei dieser Gelegenheit entstandene Unzufriedenheit Roms. Dies Alles war wichtiger, als Parma für eine Familiendotation zurückbehalten, wie Napoleon damals wollte. Daß er 1804 das Bündniß Preußens sich entschlüpfen ließ und 1805 den Papst zwar mit Ehren überschüttete, aber zuletzt doch, in seinen Interessen gekränkt, heimreisen ließ, das waren, unserer Meinung nach, die ersten Fehler dieser mächtigen Politik, deren Irrthum darin bestand, nur sich selbst und niemals die Andern in Rechnung zu bringen.

Da von den Legationen direct nicht die Rede war, so benutzte Napoleon dies, um eine leichte und einfache Antwort zu geben, die in den Verhältnissen selbst lag. Er konnte unmöglich einen Staat verrathen, der ihn zu seinem Oberhaupt gewählt habe, ein gebietender und gerechter Grund, was die Legationen betrifft; dabei hatte er aber die Absicht, die Lage des heiligen Stuhls später zu verbessern. Er beauftragte den Cardinal Fesch, sich darüber gegen den Papst zu erklären. Augenblicklich wollte er pecuniäre Hülfe leisten, später aber, wenn Territorialveränderungen einträten, Gebietsentschädigungen geben. Sein Versprechen war übrigens aufrichtig gemeint, denn er sah solche Gebietsveränderungen in einer ziemlich nahen Zu-

kunft voraus. Wenn der Krieg auf dem Continent wieder entbrannte, so konnte er ganz Italien erobern, Venedig den Oesterreichern nehmen, Neapel den Bourbonen, und so genug Gebiet für den Papst erhalten.

Die Vertagung dieser guten Absichten erweckte indessen ein Mißvergnügen, das bald die Quelle trauriger Folgen wurde.

Napoleon und der Papst schieden, ohne so unzufrieden mit einander zu sein, als die gestellten und zurückgewiesenen Forderungen fürchten ließen. Statt in einen Hinterhalt zu fallen, wovon in Rom bei unsinnigen Menschen so viel die Rede gewesen war, hatte der Papst in Paris einen herrlichen Empfang gefunden, war durch seine Gegenwart der religiöse Impuls vermehrt worden. Während seine selbstsüchtigen Rathgeber mißvergnügt waren, war er selbst zufrieden. Er nahm von dem Kaiser und der Kaiserin den zärtlichsten Abschied und reiste ab, mit reichen Geschenken beladen. Am 4. April 1805 verließ er Paris, unter dem Zuströmen einer Menschenmenge, die noch beträchtlicher war, als bei seiner Ankunft. Er wollte einige Tage in Lyon verweilen, um dort das Osterfest zu feiern.

Napoleon hatte Alles so geordnet, daß er zu derselben Zeit abreisen konnte. Nachdem er der Flotte und der Armee seine letzten Befehle gegeben und bei dem spanischen Hofe seine Bitte, in Ferrol und Cadiz Alles bereit zu halten, wiederholt, nachdem er dem Erzkanzler Cambacérès die Leitung des Reichs übertragen hatte, begab er sich am 1. April nach Fontainebleau, wo er zwei bis drei Tage verweilen wollte. Er hegte das unerschütterliche Vertrauen, daß seine Pläne gelingen müßten. Ein erstes Pfand des glücklichen Erfolges sah er in der Abreise des Admirals Villeneuve. Dieser war am 30. März bei einem günstigen Winde endlich unter Segel gegangen und man hatte ihn von den Höhen von Toulon aus den Augen verloren, ohne daß sich fürchten ließ, daß er den Engländern begegnet sei. Eine einzige Widerwärtigkeit verhinderte, daß der Erfolg ein vollständiger war. Am 1. April waren bei Brest noch keine Aequinoctialstürme eingetreten und ein heiteres, ruhiges Wetter, das die Engländer weder entfernte, noch das Auslaufen eines Geschwaders ihnen verbarg, machte die Abfahrt Ganteaume's unmöglich. War dieser einmal außerhalb Brest, so erschienen die Vereinigungen nicht mehr zweifelhaft, und man mußte ein wahres Phänomen im Wetter

voraussetzen, wenn im Laufe des April durch die Tag- und Nachtgleiche nicht einige Windstöße herbeigeführt wurden. Napoleon verließ Fontainebleau am 3. April, reiste über Troyes, Chalon und Lyon und überholte den Papst in Folge der Geschwindigkeit seiner Reise, so daß die beiden Züge sich nicht hinderten.

Während er nach Italien reiste, seinen großen Gedanken hingegeben und von den Ehrfurchtsbezeigungen der Völker umringt, arbeitete Europa an einer dritten Coalition. England, für seine Existenz besorgt, Rußland, in seinem Stolze verletzt, Oesterreich, durch die Ereignisse in Italien benachtheiligt, und Preußen, das unaufhörlich zwischen entgegengesetzten Befürchtungen hin- und herschwankte, knüpften oder duldeten wenigstens einen europäischen Bund, der nicht glücklicher als die früheren sein, sondern Napoleon eine colossale Größe verschaffen sollte, die leider zu unverhältnißmäßig war, um Dauer zu versprechen.

Das russische Cabinet bedauerte die Fehler, zu denen die Lebhaftigkeit des jungen Souveräns geführt hatte, und hätte gern in den Antworten Frankreichs einen Vorwand gefunden, seine unbedachten Schritte zurückzunehmen. Der Stolz Napoleons, der über die Besitznahme von Neapel, über die Weigerung, das Haus Savoyen zu entschädigen, und über den Einfall in Hannover keine, auch nur scheinbare Erklärung hatte geben wollen, weil er die Fragen als Angelegenheiten betrachtete, die man wohl mit einem befreundeten, aber nicht mit einem feindlichen Hofe besprechen könne, dieser Stolz hatte das Cabinet von St. Petersburg verstimmt und es gezwungen, Oubril zurückzurufen. Der Kaiser Alexander, der nicht Charakter genug besaß, eine erste Bewegung folgerichtig fortzuführen, war verstimmt, beinahe eingeschüchtert. Stroganoff, Nowosiltzoff und Czartorisky hatten ihn umringt und ihm die Nothwendigkeit vorgestellt, die Würde seiner Krone in den Augen Europa's zu behaupten. Man war auf den unpraktischen, aber verführerischen Gedanken eines Oberschiedsrichteramtes zurückgekommen, das im Namen der Gerechtigkeit und des guten Rechts ausgeübt werden sollte. Zwei Mächte, Frankreich und England, störten Europa, wegen der Interessen ihrer Nebenbuhlerschaft. Man mußte sich an die Spitze der mißhandelten Völker stellen und ihnen einen Plan allgemeiner Friedensstiftung vorschlagen, der ihre Rechte garantirte und die Streitpunkte zwischen Frankreich und

England regelte. Man mußte Europa für diesen Plan gewinnen, denselben in seinem Namen England und Frankreich vorschlagen und sich dann auf die Seite derjenigen Macht stellen, die ihn annahm, und die sich weigernde Macht mit den Streitkräften und dem guten Rechte der ganzen Welt bedrohen. Aeltere und mehr praktische Männer würden in diesem Allen ganz einfach eine Coalition mit England und einem Theile von Europa gegen Frankreich erblickt haben. In der That begünstigte dieser Plan auf's Entschiedenste die Engländer, welche Rußland schmeichelten, während er Frankreich, welches nicht schmeichelte, nachtheilig war, so daß Pitt ihn sehr gut, Napoleon gar nicht annehmen konnte, woraus gegen den Letztern früher oder später ein Krieg entstehen mußte. Er führte zu einer dritten Coalition. Die dem Kaiser Alexander überreichten Vorschläge waren mit so viel glänzenden Ideen vermischt und hatten manches so Edle und Wahre, daß die lebhafte Einbildungskraft des jungen Czar, trotz des anfänglichen Erschreckens vor dem Vorschlage, geblendet wurde und Alexander sofort Hand an das Werk legte.

Ehe wir die jetzt sich anknüpfenden Unterhandlungen erzählen, müssen wir diesen Plan eines europäischen Schiedsrichteramts erklären und seinen Urheber nennen. Die Wichtigkeit der Folgen beweist es, daß sie bekannt zu werden verdienen.

Einer jener Abenteurer, die zuweilen außerordentliche Geistesgaben besitzen und den Geist wie die Kenntnisse des Südens nach dem Norden tragen, hatte sich nach Polen begeben, um dort für seine Talente einen Wirkungskreis zu finden. Er war Abbé, nannte sich Piatoli und diente anfänglich dem letzten Könige von Polen. Nach den verschiedenen Theilungen ging er nach Kurland und von Kurland nach Rußland. Er gehörte zu jenen unruhigen Geistern, die, da sie sich nicht zur Regierung der Staaten emporschwingen können, Pläne schmieden, die gewöhnlich der Welt der Träume angehören, aber nicht immer zu verachten sind. Dieser Mann hatte über Europa viel nachgedacht und war durch Zufall mit den jungen Freunden Alexanders in Verbindung gekommen. Er übte jetzt einen geheimen, aber bedeutenden Einfluß und machte bei den Beschlüssen der Mächte einen Theil seiner Entschlüsse geltend. Diese subalternen Denker haben selten eine solche Ehre. Der Abbé Piatoli hat die traurige Ehre gehabt, 1805 einige der Hauptideen zu liefern, die in den Verträgen

1815 zur Ausführung gekommen sind. Die Ideen, die wir ihm entnehmen, beruhen nicht etwa auf Vermuthungen, denn sie sind in geheimen Memoiren enthalten, die damals dem Kaiser Alexander übergeben wurden*). Dieser Fremdling hatte sich an den Fürsten Czartorisky angeschlossen und ihre Ansichten waren bis zu dem Grade gemeinschaftlich geworden, daß der dem Kaiser vorgelegte Plan ebenso sehr dem Einen wie dem Andern angehörte. Dieser Plan war folgender: „Die Herrschsucht der nordischen Mächte und die Eroberungen der französischen Revolution haben seit dreißig Jahren Europa erschüttert und alle Völker zweiten Ranges unterdrückt. Man muß diesem Uebel durch eine neue Organisation und durch ein neues Völkerrecht abhelfen, das man unter den Schutz des großen europäischen Bundes stellt. Man braucht dazu eine völlig unbetheiligte Macht, die ihre Uneigennützigkeit allen Staaten mittheilt und an der Vollendung des großen Werkes arbeitet.

„Eine einzige Macht trägt alle Zeichen dieser edeln Sendung, und diese Macht ist Rußland. Sein wahrer Ehrgeiz, wenn es seine Rolle versteht, darf nicht darin bestehen, Gebiete zu erwerben, wie England, Preußen und Oesterreich dies wollen, sondern moralischen Einfluß zu gewinnen. Für einen großen Staat ist der Einfluß Alles. Hat man lange Zeit Einfluß besessen, so folgen Gebietserwerbungen von selbst." Dieser Italiener hatte Recht. Indem Rußland die großen und kleinen Fürsten gegen die angebliche Revolution zu schützen schien, hatte es Polen gewonnen. Es wäre nicht unmöglich, daß es auf dieselbe Weise auch Constantinopel gewönne. Zuerst gewinnt man Einfluß, dann erobert man.

„Rußland muß allen Höfen nicht etwa Krieg gegen Frankreich vorschlagen, was weder gerecht, noch politisch wäre, sondern ein Bündniß der Vermittelung, um Europa den Frieden zu geben. Der Zustimmung Englands und Oesterreichs kann man gewiß sein, aber Alles wird gefährdet, wenn Preußen nicht mitwirkt. Man muß daher diesen schlauen Hof seinen selbstsüchtigen Schwankungen entreißen, oder aber, wenn er die Theilnahme verweigert, das Land mit Heeren überziehen. Man darf weder Preu-

*) Eine Abschrift dieser Memoiren befindet sich in Frankreich.

ßen, noch irgend einen andern Staat, der sich dem Plane widersetzt, schonen, denn solche Staaten verrathen die Sache des menschlichen Geschlechts.

„Sind alle europäische Staaten, von Frankreich abgesehen, einmal vereinigt, so muß man drei große Massen von Streitkräften bilden: eine im Süden, aus Russen und Engländern bestehend, die in Italien landen und im Verein mit Neapolitanern in nördlicher Richtung vorgehen, um sich in der Lombardei mit einer Colonne von 100,000 Oesterreichern zu verbinden; eine Masse im Osten, aus den beiden großen Armeen der Oesterreicher und Russen bestehend, die im Thal der Donau nach Schwaben und der Schweiz marschiren; endlich eine Masse im Norden, aus Russen, Preußen, Schweden und Dänen bestehend, in gerader Richtung von Norden nach Süden gegen den Rhein vordringend. Diese drei großen Massen müssen von einander unabhängig agiren, um die Nachtheile von Coalitionen zu vermeiden, die stets dahin führen, daß man geschlagen wird, weil man ein unmögliches Zusammenwirken erstrebt. Weil sie ihre Bewegung combiniren wollten, haben der Erzherzog Carl und Suwarow das Unglück von Zürich veranlaßt.

„Sind diese drei Massen von Streitkräften gebildet, so redet man im Namen eines allgemeinen Congresses, der die Vermittelung des Bündnisses repräsentirt. Man bietet Frankreich Bedingungen an, die mit seiner gegenwärtigen Größe vereinbar sind, und erklärt blos im Falle der Weigerung den Krieg. Diese Bedingungen sind die in den Verträgen von Amiens und Luneville enthaltenen, aber Europa legt diese Verträge aus." Man kann sich eine Idee von unserer Macht zu jener Zeit bilden, wenn man sieht, auf welche Entwürfe unsere Feinde sich beschränken zu müssen glaubten.

„Frankreich behält die Alpen und den Rhein, d. h. Savoyen, Genf, die Rheinlande, Mainz, Cölln, Luxemburg und Belgien. Piemont wird zurückgegeben. Der neue, in der Lombardei geschaffene Staat soll nicht etwa zerstört und in Fetzen an Oesterreich zurückgegeben werden, sondern dazu dienen, ein unabhängiges Italien zu begründen. Zu diesem Zwecke wird man von Oesterreich verlangen, daß es Venedig räumt. Die Schweiz behält die Organisation, die ihr Napoleon gegeben hat, wird aber den französischen Truppen verschlossen und für ewig neutral erklärt werden. Dasselbe wird mit

Holland geschehen. Kurz, Frankreich mit seinen großen Grenzen, den Alpen und dem Rhein, soll das ganze Italien, die Schweiz und Holland räumen, abgesehen von Hannover, das nach beendigtem Kriege nicht besetzt bleiben durfte."

„Zum Ersatz dieser Concessionen von Seiten Frankreichs wird England Malta verlassen, die eroberten Colonien zurückgeben und die Franzosen bei einer zweiten Expedition gegen St. Domingo unterstützen, denn Europa hat die Pflicht, diese herrliche Insel der Barbarei der aufgestandenen Neger zu entreißen. Man wird England verpflichten, in Gemeinschaft mit den andern Nationen ein billiges Seerecht zu entwerfen. Alle Höfe erkennen, dies war die letzte Bedingung, Napoleon als Kaiser der Franzosen an."

Gewiß, wenn Rußland stark genug gewesen wäre, von Oesterreich die Unabhängigkeit Italiens, von England die Unabhängigkeit der Meere zu erzwingen, so würde Napoleon ein großes Verbrechen begangen haben, wenn er die vorgeschlagenen Bedingungen zurückgewiesen hätte. Aber weit entfernt, Venedig diesen wohlwollenden Ordnern eines neuen Europa's zu überlassen, war Oesterreich ungeduldig, nach Mailand zurückzukehren und nach Schwaben vorzudringen, wollte England Malta behalten und die Rechte der Neutralen nicht anerkennen. Wenn mithin Napoleon, wie sich nicht zweifeln ließ, darauf beharrte, Piemont, die Schweiz und Holland zu behalten, um Länder, die seine Feinde gegen ihn benutzen wollten, zu seinen eigenen Zwecken zu verwenden, so kann man gewiß einen Ehrgeiz entschuldigen, der bei allen Höfen Nachahmung fand.

Dieser Plan, der aufrichtig und in edler Absicht entworfen war, würde in allen Punkten billig gewesen sein, wenn sämmtliche Staaten ihn ganz angenommen hätten. Aber in den Händen einer heuchlerischen Coalition mußte er zu einem Vorwande werden, Frankreich zu einer abschlägigen Antwort zu veranlassen und so ganz Europa nochmals gegen dasselbe zu waffnen. Die Thatsachen werden dies bald beweisen.

Wenn Frankreich sich weigerte, was wahrscheinlich war, so mußte man gegen dasselbe militairisch verfahren. In diesem Falle mußte man die Absicht, die Regierungsform zu verändern, eher verbergen, als die Hoffnung dazu zu erkennen geben, den französischen Stolz schonen, die Käufer der Nationalgüter beruhigen, der Armee

die Beibehaltung ihrer Grade versprechen (was 1814 Alles geschah) und nur dann, wenn das Volk einer kriegerischen Regierung und eines unruhigen Zustandes müde war, die alte Dynastie wiederherstellen, von der sich erwarten ließ, daß sie, welche Europa ihre Restauration verdankt, leichter als die Familie Bonaparte mit dem kleinen Staate sich begnügen werde, den man ihr lassen wollte.

Der Krieg konnte verschiedene Wechselfälle darbieten. Wenn er blos halb glücklich war, so nahm man dem französischen Reiche Italien, Belgien; wenn er vollkommnen Erfolg gewährte, so fügte man dazu noch die Rheinprovinzen, d. h. das Gebiet zwischen Mosel und Rhein. Man durfte indessen den gegen Ludwig XIV. begangenen Fehler nicht wiederholen und mußte sich hüten, den stolzen Ton des Rathspensionärs Heinsius zum Muster zu nehmen, denn wenn Frankreich zu sehr mißhandelt wurde, so kam es gewiß nie zur Ruhe. Man mußte ihm daher etwas von seinen gegenwärtigen Eroberungen lassen, indem man von Luxemburg nach Mainz eine Linie zog und außer der Festung Mainz auch Rheinbaiern an uns überwies. Man sieht, daß die Combinationen dieser Politik, die Pitt noch nicht überarbeitet hatte, noch keine Spur jenes leidenschaftlichen Hasses trugen, der zehn Jahre später überwog.

In Gemäßheit dieser doppelten Annahme eines mehr oder minder glücklichen Krieges vertheilte man Europa auf folgende Weise:

Vor allen Dingen kam es darauf an, sich gegen diese französische Nation zu schützen, die so gefährliche Talente und einen so unternehmenden Charakter besaß. Man mußte sie daher mit mächtigen Staaten umgeben, die sich selbst vertheidigen konnten. Zuerst war Holland zu verstärken und mit Belgien zu vergrößern, also ein Königreich beider Belgien zu schaffen, das man dem Hause Oranien geben wollte. Man wollte Preußen am Rhein im Besitz erhalten, ihm die kleinern Provinzen zurückgeben, die es der französischen Republik abgetreten hatte, z. B. die Herzogthümer Cleve und Geldern, um es von jeder Berührung mit Frankreich zu trennen. Da man indessen in Beziehung der großen Höfe den Grundsatz der Uneigennützigkeit aufgestellt hatte, ohne den Europa nicht auf die Dauer neu geordnet werden konnte, so durfte man Preußen nur wenig geben, weil man sonst nicht im Stande war, Deutschland und Italien auf eine angemessene Weise zu organisiren. Nachdem man

im Norden von Frankreich das Königreich beider Belgien geschaffen hatte, wollte man im Süden und Osten unter dem Namen des Königreichs der Unteralpen das Reich Piemont constituiren und dem Hause Savoyen zuweisen, das jetzt entthront war und noch mehr als das Haus Oranien für die gemeinschaftliche Sache der Könige gelitten hatte. Savoyen gab man ihm nicht zurück, aber bewilligte ihm ganz Piemont, die ganze Lombardei und selbst die venetianischen Staaten, die man zu diesem Zwecke Oesterreich nahm. Zu diesem großen Gebiet wollte man noch Genua fügen. Das Königreich der Unteralpen bildete auf diese Weise den beträchtlichsten Staat Italiens, konnte sich zwischen Frankreich und Oesterreich erhalten und bildete den ersten Anfang zu einer spätern Unabhängigkeit Italiens.

Italien, dieses schöne und interessante Land, sollte endlich die eigene Existenz genießen, die es so lange vergeblich gewünscht hatte. Die Vereinigung desselben in einen einzigen Volkskörper war für diesen Augenblick unmöglich. Statt dessen bildete man mehrere Staaten und einigte sie durch ein Föderativband, das stark genug war, um gemeinschaftliches Handeln rasch und leicht ausführen zu können. Außer dem Königreich der Unteralpen, das ganz Italien von den Seealpen bis zu den Julischen Alpen umfaßte und zwei solche Häfen wie Genua und Venedig besaß, gab es noch an dem andern Ende das Königreich beider Sicilien, das seine Grenzen beibehielt, im Mittelpunkte den Papst, den man wieder in den Besitz der Legationen setzte, ihm eine ewige Neutralität gestattete und die Functionen eines Kanzlers des Bundes übertrug, ferner das Königreich Hetrurien, das man Spanien ließ, endlich die Republik Lucca, den Malteserorden, die Republik Ragusa und die sieben Inseln. Dieser Föderativbund sollte wie das deutsche Reich ein Oberhaupt erhalten, aber keinen Wahlkönig. Der König von Piemont und der König beider Sicilien sollten diese Würde abwechselnd bekleiden.

Es war dies ohne Zweifel eine edle und verständige Combination, für die Frankreich hätte Opfer bringen müssen, wenn nur die jungen Köpfe, die Rußland beherrschten, fähig gewesen wären, etwas Großes ernstlich und kräftig zu wollen.

Savoyen blieb der Krone Sardinien entrissen und sollte nicht Frankreich gegeben werden, sondern mit Graubündten und dem Velt-

lin einen Schweizercanton bilden. Die Schweiz wurde mit Deutschland als einer der Bundesstaaten vereinigt.

Das deutsche Reich sollte eine ganz neue Verfassung erhalten. Bis jetzt hatten Oesterreich und Preußen, die sich die Herrschaft darüber streitig machten, es abwechselnd unterdrückt. Diese beiden Mächte sollten von dem Bunde, in welchem sie die Rolle ehrgeiziger Chefs spielten, ausgeschieden werden. Das deutsche Reich blieb auf diese Weise sich selbst überlassen, wurde um diese beiden großen Massen kleiner, erhielt aber dafür das Königreich beider Belgien und die Schweiz, konnte von nun an seinen eigenen Interessen folgen und wurde nicht mehr in ungerechte Kriege verwickelt. Die Wahlform hörte auf. Die Hauptstaaten des Bundes übernahmen wechselsweise die oberste Leitung, wie auch für Italien vorgeschlagen war. Baden, Würtemberg und Baiern wollte man durch neue Gebiete vergrößern. Den beunruhigenden Streit zwischen Baiern und Oesterreich beendigte man, indem man dem letztern die Inngrenze gab.

Die drei großen Staaten des Continents, Frankreich, Preußen und Oesterreich, wurden auf diese Weise durch drei unabhängige Bundesstaaten von einander getrennt, durch den deutschen, den schweizerischen und den italienischen Bund, die sich von dem Zuydersee bis zum adriatischen Meere die Hand reichten.

Meint man, daß diese verschiedenartigen Combinationen gut und ausführbar waren, so muß man doch bemerken, daß die Ausscheidung Preußens und Oesterreichs aus dem deutschen Staatskörper Deutschland nicht befreien hieß, denn diese beiden Staaten würden auf denselben eingewirkt haben wie absolute Reiche, die ein freies Land umgeben, wie Friedrich und Katharina auf Polen; sie hätten ihn getheilt und beunruhigt; statt Einfluß üben zu wollen, mußten sie auf Eroberungen sinnen. Die wahre Unabhängigkeit Deutschlands bestand damals in einer starken Organisation des Reichstages, in einer billigen Theilung der Stimmen zwischen Oesterreich und Preußen. Fügt man dazu noch europäische Maßregeln, die Preußen nicht zum natürlichen Feinde Frankreichs machten (wie 1815 geschehen ist durch Verleihung der Rheinprovinzen an diese Macht), denkt man an die Eifersucht der beiden Großmächte, die von dem Reichstage im Zaume gehalten wurde, so muß man sagen, daß Deutschland frei gewesen

wäre, d. h. befähigt, seine Beschlüsse in Gemäßheit seiner wahren Interessen zu fassen.

Die Aufhebung der Kaiserwahlen war nach unserer Meinung kein glücklicher Gedanke. Obgleich diese Krone seit zwei Jahrhunderten immer bei dem Hause Habsburg blieb, so war nichtsdestoweniger die Wahl ein Band der Abhängigkeit, welches Oesterreich den deutschen Reichsständen verpflichtete. Nun ist es aber zuweilen nützlich, die Großen von der Abstimmung der Kleinen abhängig zu machen, sobald nicht Anarchie daraus entsteht. Ließ man Deutschland so, wie Napoleon 1803 es constituirt hatte, indem man blos den Katholiken einige Stimmen zurückgab, um das Gleichgewicht zu Gunsten Oesterreichs wiederherzustellen, so war dieser Zustand nach unserer Meinung besser und natürlicher als jener, den die Urheber der neuen europäischen Organisation entworfen hatten.

Obgleich die Uneigennützigkeit das wesentliche Princip des Planes war, so konnte diese Uneigennützigkeit wohl so weit gehen, nichts zu erwerben, sich mit einer bessern Ordnung Europa's zu begnügen, als einziger Entschädigung für die Kriegskosten; nicht aber so weit, geradezu Verluste auferlegen zu wollen. Man war mithin Oesterreich für die venetianischen Staaten eine Entschädigung schuldig. Somit gab man ihm die Moldau und Walachei, um ihm Zugang zum schwarzen Meere und Sicherheit gegen eine künftige Blokade Rußlands zu verschaffen.

Das türkische Reich blieb im alten Zustande, von einzelnen Aenderungen abgesehen, die man kennen lernen wird.

Es blieb noch der Norden. Nach der Ansicht des eigenthümlichen Organisators von Europa, der auf der Weltkarte sich so frei bewegte, war dort viel zu thun. Die Grenze zwischen Preußen und Rußland war schlecht. Polen war zwischen diesen beiden Mächten getheilt. Für den Abbé Piatoli, für die jungen Leute, deren Politik er leitete, für den Fürsten Czartorisky und selbst für Alexander war die Zerstückelung Polens ein großes Verbrechen. In der That hatte Alexander zur Zeit Pauls häufig gesagt, daß die Zerstückelung Polens ein Verbrechen seiner Ahnen sei, das ausgleichen zu können er sich glücklich schätzen werde. Aber wie dieses Polen herstellen, wie es schützen gegen die feindlichen Nachbarn, die es zerstört hatten? Es gab ein Mittel, indem man es ganz wiederherstellte, ihm alle die

Gebiete zurückgab, die es früher besessen hatte, und es sodann dem Kaiser von Rußland schenkte, so daß Polen, das nach der Meinung Europa's eine Vormauer gegen Rußland war, jetzt als Vormauer oder vielmehr als Vorposten Rußlands gegen Deutschland erschien. Solcher Art war der Traum junger Politiker, das war der Ehrgeiz, den sie Alexander einflößten! Dieser große Unwille gegen das Verbrechen des letzten Jahrhunderts, diese edle Uneigennützigkeit, die man allen Mächten auferlegte, um den Ehrgeiz Frankreichs im Zaume zu halten, sollte also zuletzt dazu führen, Polen wiederherzustellen und an Rußland zu bringen! Dies ist nicht das erste Mal, daß unter dem Pomp der Tugend, die sich der Achtung der Welt aufdringen will, Eitelkeit und Herrschsucht sich verbergen. Dieser russische Hof, der damals die Affectation der Uneigennützigkeit und der Billigkeit auf den höchsten Punkt trieb und von seinem Nordpole aus Frankreich und England Lehren ertheilen wollte, träumte also von einer vollständigen Besitznahme Polens! Einer dieser Männer verdient indessen unsere Achtung, der Fürst Czartorisky, der in dem Augenblicke keine Möglichkeit sah, Polen durch eigene Kraft wiederherzustellen, und sich daher russischer Hülfe bedienen wollte. Dieser hatte wenigstens einen rechtmäßigen Zweck und man konnte ihm nur Eins vorwerfen, was die Russen oft bemerkten und beim Kaiser Alexander zur Anzeige brachten: daß er nämlich an die russischen Interessen weniger dachte, als an die seines Vaterlandes, und um Polens willen seinen Herrn zu einem schlecht berechneten Kriege trieb. Der Abbé Piatoli, der in Polen lange öffentliche Stellungen bekleidet hatte, theilte alle diese Ideen. Es war indessen schwierig, dieser auf den Grundsatz der Uneigennützigkeit sich stützenden Alliance die Abtretung Polens an Rußland vorzuschlagen, aber es gab ein Mittel, zum Ziel zu gelangen. Preußen, das den Frieden und die Vortheile der Neutralität liebte, erklärte sich wahrscheinlich nicht für den Bund. Dann konnte man über dieses Land herfallen, ihm zur Strafe seiner Weigerung Warschau und die Weichsel entreißen, diese großen Theile des alten Polens mit den russischen Besitzungen vereinigen und daraus das neue Polen bilden, dessen König und Gesetzgeber Alexander werden sollte.

Mit diesen Ideen verbanden sich einige andere, die zum Theil sonderbar, zum Theil vernünftig und gerecht waren.

England sollte Malta dem Orden zurückgeben, Rußland Corfu an die Republik der sieben Inseln abtreten. England hatte Ostindien erobert und man mußte ihm dasselbe lassen, aber Aegypten wollte man zum Vortheil der Civilisation, des allgemeinen Handels, des Gleichgewichts der Meere benutzen. Man wollte es der Pforte nehmen und Frankreich zurückgeben und zwar als ein orientalisches Reich, das unter der Souveränetät Frankreichs stände. Wenn sich Napoleon auf dem Throne erhielte, sollten die Bourbonen dort regieren, wenn die Bourbonen nach Frankreich zurückgeführt würden, Napoleon. Man wollte der Pforte die Barbaresken-Staaten zurückgeben und ihr sogar bei der Eroberung derselben behülflich sein, damit der Seeraub, jene Europa entehrende Barbarei endlich aufhöre. Endlich gab es gewisse Besitznahmen, die durch die Eroberung und die Zeit geheiligt waren, aber der Natur der Dinge widerstritten, so daß es weise und menschlich war, sie aufhören zu lassen. So diente z. B. Gibraltar den Engländern dazu, in Spanien einen schimpflichen und das Land demoralisirenden Schmuggelhandel zu unterhalten. Von Jersey und Guernsey konnten die Engländer in Frankreich den Bürgerkrieg erregen; Memel war in den Händen Preußens eine Art Gibraltar auf russischem Gebiet für den Schmuggelhandel. Man mußte, wenn es möglich war, die Besitzer durch gewisse Entschädigungen dahin bringen, Posten zu entsagen, von denen ein so schändlicher Gebrauch gemacht wurde.

Spanien und Portugal sollten versöhnt und durch ein Föderativband vereinigt werden, das sie sowohl gegen den französischen als gegen den englischen Einfluß schützte. Man mußte England verpflichten, das Unrecht, das es gegen Spanien begangen hatte, gut zu machen und die geraubten Silberflotten zurückzugeben. Dann entzog sich der Hof von Madrid der französischen Tyrannei, was er selbst so sehnlich wünschte.

Um dieses große Werk der europäischen Reorganisation zu vervollständigen, sollte sich der Kaiser von Rußland an die Gelehrten Europa's wenden und sie auffordern, ein Völkerrecht zu entwerfen, das zugleich ein neues Seerecht umfasse. Es sei unmenschlich und barbarisch, sagte man, daß eine Nation den Krieg erkläre, ohne zuvor das schiedsrichterliche Urtheil eines benachbarten und unbetheiligten Staates vernommen zu haben; noch mehr gelte dies, wenn

eine Nation ohne vorherige Kriegserklärung Feindseligkeiten gegen eine andere beginne, wie dies neulich England gegen Spanien gethan habe, wodurch unschuldige Kaufleute zu Grunde gerichtet oder ihrer Freiheit beraubt würden. Ebenso sei es unerträglich, daß die neutralen Nationen die Opfer der Wuth kriegführender Mächte würden und die Meere nicht befahren könnten, ohne sich den Folgen eines Streites auszusetzen, der ihnen fremd sei. Die Ehre des großen reformirenden Hofes verlangte, daß alle diese Uebelstände durch internationale Gesetze abgestellt wurden. Den Gelehrten, die das beste Völkerrecht entwürfen, sollten Preise ausgesetzt werden.

Mit dieser Mischung bizarrer Ideen, die theils erhaben und weise, theils selbstsüchtig und chimärisch waren, erhitzte man Kopf und Herz des jungen Kaisers, der auf seine redlichen, aber flüchtigen Grundsätze ebenso stolz war, als seien es geprüfte Tugenden. Er hielt sich wirklich für berufen, Europa zu regeneriren, und unterbrach er sich ja einmal in diesen schönen Träumen, so geschah es, um an den großen Mann zu denken, der im Westen herrschte und keineswegs gesonnen war, Europa ohne seine Mitwirkung oder gar in einem ihm feindlichen Sinne regeneriren zu lassen. Diejenigen, die Alexander in der Nähe beobachteten, konnten bemerken, daß sein Muth schwankte, sobald er Krieg mit Napoleon als die letzte und wahrscheinliche Folge aller seiner Pläne erkannte.

Dieser sonderbare Entwurf würde gleich so vielen andern, die von Projectmachern den Höfen vorgelegt werden, nicht die Ehre verdienen, so weitläufig erörtert zu werden, wenn er nicht in den Geist Alexanders und seiner Freunde eingedrungen wäre und den Text zu allen folgenden Unterhandlungen geliefert hätte, um endlich den Verträgen von 1815 zur Grundlage zu dienen.

Eine Sache verdient Beachtung. Man warf zu jener Zeit der französischen Revolution vor, daß sie allen Völkern Freiheit, Unabhängigkeit und Glück versprochen und dem menschlichen Geschlecht ihr Wort gebrochen habe. Jetzt ging die absolute Gewalt an das Werk. Junge geistreiche Leute, die Einen aufrichtig und ehrlich, die Andern blos herrschsüchtig, Alle in der Schule der Philosophie erzogen, durch ihre Geburt, durch die Uebereinstimmung ihres Geschmacks um den Erben des größten despotischen Reichs der Welt berufen, hatten den

Gedanken aufgefaßt, in edlen und volksthümlichen Bestrebungen mit der französischen Revolution zu rivalisiren. Diese Revolution, die nach ihrer Ansicht nicht einmal Frankreich die Freiheit verschaffte, da es dort gegenwärtig auch einen Herrn gab, dem die andern Nationen nichts verdankten, als eine demüthigende Abhängigkeit von dem französischen Reiche, diese Revolution sollte beschämt werden, indem man ihr eine europäische Regeneration entgegensetzte, die sich auf eine billige Vertheilung der Gebiete und auf ein neues Völkerrecht stützte. Es sollte ein unabhängiges Italien, ein freies Deutschland, ein wiederhergestelltes Polen geben. Jede große Macht erhielt ein nützliches Gegengewicht. Selbst Frankreich wurde nicht gedemüthigt, sondern blos gezwungen, die Rechte Anderer zu achten. Die Mißbräuche des Krieges verschwanden zu Lande und zu Wasser; der Seeraub wurde abgestellt, der alte Handelsweg über Aegypten neu hergestellt; an die Wissenschaft erging der Ruf, das öffentliche Recht der Nationen zu schreiben. Dies Alles war nicht etwa ein Entwurf eines gewöhnlichen politischen Schriftstellers, sondern ein Vorschlag, der allen Höfen vorlag, der mit dem nüchternsten aller Männer, mit Pitt, berathen wurde. Heut zu Tage, nachdem wir vierzig Jahre älter geworden sind, wissen wir, was aus allen diesen philanthropischen Absichten der absoluten Gewalt geworden ist. Nachdem die Erfinder dieser Pläne zehn Jahre lang von dem, den sie vernichten wollten, geschlagen waren, 1815 aber endlich siegten, haben sie weder ein Völkerrecht, noch ein Seerecht entworfen, weder Italien, noch Deutschland, noch Polen befreit. Malta und Gibraltar gehören noch heute den Engländern und die Abgrenzungen Europas, im Interesse des Augenblicks, ohne Rücksicht auf die Zukunft entworfen, sind die unverständigsten, die man sich nur denken kann.

Greifen wir indessen dem Gange der Geschichte nicht vor. Es hieße zu tief in die Einzelheiten eingehen, wenn wir erzählen wollten, wie alle diese Ideen den Freunden Alexanders und ihm selbst gemeinschaftlich wurden. Gewiß ist, daß sie sämmtlich davon durchdrungen waren und daraus die Grundlage der russischen Politik machen wollten. Der Fürst Czartorisky, der darin eine Möglichkeit der Wiederherstellung Polens sah, wünschte die Ausführung des Planes lebhaft. Nach dem Rücktritt Woronzoffs war er dirigirender Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Nowosilzoff

und Stroganoff, der Eine der Justiz, der Andere dem Innern beigegeben, widmeten sich ganz anderen Arbeiten, als denen ihrer Stellen, und beschäftigten sich mit ihren jungen Amtsgenossen und mit dem Kaiser, die Welt auf neue Grundlagen zu stellen. Es wurde beschlossen, daß der Gewandteste unter ihnen, Nowosiltzoff, nach London gehen sollte, um mit Pitt zu conferiren und ihn zur Annahme der russischen Anträge zu bewegen. Man mußte das ehrgeizige britische Cabinet bekehren und für die Uneigennützigkeit des Entwurfs gewinnen, um das Bündniß der Vermittelung gründen und im Namen dieses Bundes gegen Frankreich eine nachdrückliche Sprache führen zu können. Ein Vetter von Stroganoff reiste nach Madrid ab in der doppelten Absicht, zwischen Spanien und England Frieden zu stiften und Spanien und Portugal durch unauflösliche Bande zu verknüpfen. Es wurde bestimmt, daß Stroganoff den Weg über London einschlagen solle, um seine versöhnende Mission in dieser Hauptstadt zu beginnen. Nach dem Urtheil von ganz Europa war das Verfahren der englischen Regierung gegen den Handel von Spanien ungerecht und gehässig. Man mußte ihm sagen, wenn es nicht anders handle, so werde man Frankreich allein lassen und mit allen Continentalmächten eine für Großbritannien schädliche Neutralität bilden.

Die beiden jungen Russen, die das Ausland für die Politik des Kaisers gewinnen sollten, reisten in den letzten Tagen des Jahres 1804 nach London ab. Nowosiltzoff wurde von dem englischen Hofe mit einer Auszeichnung empfangen, die ganz geeignet war, einen jungen Staatsmann zu gewinnen, der zum ersten Mal die Ehre hatte, über die großen Angelegenheiten Europa's zu unterhandeln. Die englische Diplomatie zeichnet sich sonst mehr durch Stolz und rauhes Wesen aus, als durch List. Lord Harrowby und hauptsächlich Pitt, mit dem der russische Abgesandte direct in Verbindung trat, bemerkten indessen bald, mit wem sie zu thun hatten, und benahmen sich danach. Der alte Pitt, durch die Gefahr geschmeidigt, so stolz er war, fühlte sich zu glücklich, das Bündniß des Continents wiederzufinden, um sich schwierig zu zeigen. Er war gegen diese jungen unerfahrenen Leute so gefällig, als er sein mußte. Er hörte die auffallenden Vorschläge des russischen Cabinets an und schien sie sehr in Erwägung zu ziehen, veränderte sie aber, wie es seiner Politik zusagte, indem er Al-

les, was den Interessen Englands widersprach, auf den allgemeinen Frieden verschob. Er ließ sich die Vorschläge des russischen Gesandten vorlegen und versah sie mit eigenen Bemerkungen*). Geduldig ließ er sich von dem jungen Manne schulmeistern und hörte ruhig an, was jener von der Herrschsucht Englands, von der Härte seines Verfahrens, von seinem Eroberungssystem sprach, wodurch Frankreich den Vorwand zu Uebergriffen erhalte. Er ließ sich sagen, daß man das neue Bündniß auf die Uneigennützigkeit aller contrahirenden Mächte stützen müsse. Der Chef des britischen Cabinets wurde bei diesem Gegenstande warm, billigte die Ideen des Gesandten vollkommen und erklärte, daß man in der That von jeder persönlichen Absicht absehen müsse, wenn man Frankreich die Maske abreißen wolle, hinter der es seinen Ehrgeiz verstecke; daß die Verbündeten jeden Anschein vermeiden müßten, als dächten sie an sich selbst und nicht an die Befreiung Europa's, das eine barbarische und tyrannische Macht unterdrücke. Der Ernst der Staatsmänner, der Ernst der Interessen, die sie verhandeln, verhindern nicht, daß sie zuweilen ein höchst kindisches Schauspiel geben! Ist es nicht in der That etwas Kindisches, diese Diplomaten, die Vertreter der ehrgeizigen Absichten, welche die Welt seit Jahrhunderten bewegen, Frankreich seine unersättliche Habgier vorwerfen zu sehen? Als ob der englische Minister etwas Anderes gewollt hätte, als Malta, Ostindien und die Herrschaft des Meeres! Als ob der russische Gesandte etwas Anderes gewollt hätte, als Polen und einen beherrschenden Einfluß auf den Continent! Wie komisch erscheint es, wenn die Beherrscher von Staaten sich ernstlich solche Vorwürfe machen! Ohne Zweifel war Napoleon in seinem eigenen und hauptsächlich in unserm Interesse viel ehrgeiziger, aber faßt man seine moralischen Beweggründe auf, um mich so auszudrücken, war er dann wohl etwas Anderes, als die Reaction der französischen Macht gegen die Uebergriffe der europäischen Nationen im letzten Jahrhundert, gegen die Theilung Polens und die Eroberung von Ostindien? Der Ehrgeiz ist das Laster oder die Tugend aller Nationen, das Laster, wenn er die Welt quält, ohne Gutes zu stiften, die Tugend, wenn er die Segnungen der Civilisation verbreitet. Aus

*) Ich habe selbst das Protocoll dieser Conferenzen gelesen, von dem sich eine Abschrift in Frankreich befindet.

diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist die französische Herrschsucht am wenigsten diejenige, über welche die Nationen zu klagen haben, obgleich sie unter derselben litten. Es giebt kein Land, das unsere Armeen durchschritten, das Frankreich nicht besser und gebildeter verließ. Es wurde also zwischen Pitt und Nowosiltzoff verabredet, daß der neue Bund die größte Uneigennützigkeit verrathen solle, um die unersättliche Habgier des Kaisers der Franzosen noch auffälliger zu machen. Indem man zugab, es sei nützlich, Europa von diesem furchtbaren Manne zu befreien, erkannte man nichtsdestoweniger an, es werde unvorsichtig sein, wenn man die Absicht verrathen wollte, Frankreich eine neue Regierung aufzudringen. Man mußte warten, daß das Land sich selbst ausspreche, es unterstützen, wenn es sich geneigt zeigte, das Joch der kaiserlichen Regierung abzuschütteln, und hauptsächlich dahin streben, daß man die Anführer der Armee über die Beibehaltung ihrer Grade und die Besitzer von Nationalgütern über die Bewahrung ihres Eigenthums beruhigte. Alle Proclamationen an die französische Nation sollten die beruhigendsten Versicherungen enthalten. Pitt hielt diese Maßregel sogar für so wichtig, daß er sich bereit erklärte, aus englischem Gelde eine Provision zu bilden — dies ist sein eigener Ausdruck, — um die rückkehrenden Ausgewanderten zu entschädigen und ihnen jedes Motiv zu nehmen, die Käufer von Nationalgütern zu beunruhigen. So dachte also Pitt bereits an jene berüchtigte Entschädigung der Ausgewanderten, die zwanzig Jahre später von den französischen Kammern beschlossen wurde. Er bedachte wahrscheinlich nicht, um welche Summen es sich hier handelte, aber indem er sich bereit erklärte, die Entschädigung auf den britischen Schatz zu übernehmen, bewies er, welchen unermeßlichen Werth England auf den Sturz Napoleons legte.

Der Gedanke, eine Masse von imponirenden Streitkräften zu versammeln, um den Unterhandlungen Gewicht zu geben, wurde natürlich von Pitt mit großer Bereitwilligkeit angenommen. Er willigte in das Scheinbild einer vorläufigen Unterhandlung, da er recht gut wußte, daß diese keine Folgen haben könne, da Napoleon in seinem Stolz die vorgeschlagenen Bedingungen stets zurückweisen werde. Der Kaiser konnte in keinem Falle dulden, daß man die Schweiz, Italien, Holland, unter dem Vorwande der Unabhängigkeit ohne ihn, ja gegen ihn organisire. Pitt ließ daher die jungen russischen Diplo-

maten glauben, daß sie an einem großen Vermittelungswerke arbeiteten, da er überzeugt war, daß sie einfach einer dritten Coalition entgegen gingen. Was die Vertheilung der Streitkräfte betrifft, so widersprach er gewissen Theilen des Entwurfs. Die Aufstellung von drei großen Heeren genehmigte er, erklärte aber, für den Augenblick nicht einen einzigen Engländer stellen zu können. Wenn England seine Truppen auf den Küsten zur Einschiffung immer bereit halte, behauptete er, so erziele es ein höchst nützliches Resultat, indem es die Küsten des französischen Reiches auf allen Punkten zugleich bedrohe. Das heißt mit andern Worten, daß England aus Furcht vor Ausführung der Expedition von Boulogne seine Küsten nicht entblößen wollte, was übrigens sehr natürlich war. Pitt versprach Hülfsgelder, aber nicht ganz so viel, als man verlangte; er bot ungefähr 6,000,000 Pfund Sterling. Er legte großes Gewicht auf einen Gegenstand, den die Russen ganz obenhin zu behandeln schienen, nämlich auf die Mitwirkung Preußens. Ohne dieselbe erschien ihm Alles schwierig, fast unmöglich. Nach seiner Ansicht brauchte man ganz Europa, um Napoleon zu vernichten. Daß man Preußen überziehe, wenn man es nicht gewinnen könne, billigte er stark, denn Rußland verband sich dadurch mit der englischen Politik für immer. Er erbot sich sogar, in diesem Falle die für Preußen bestimmten Hülfsgelder nach Petersburg fließen zu lassen, hielt aber das Ereigniß für so ernst, daß er dem Cabinet die vortheilhaftesten Anträge zu machen vorschlug. — „Glauben Sie nicht, sagte er zu Nowosiltzoff, daß ich irgend günstig gestimmt bin für dieses schlaue, habgierige Cabinet, das bald von Europa, bald von Napoleon seine Treulosigkeit sich bezahlen läßt; nein. Aber auf ihm beruht das Schicksal der Gegenwart, vielleicht der Zukunft. Auf Oesterreich eifersüchtig und Rußland fürchtend, wird Preußen sich immer zu Frankreich hingezogen fühlen. Man muß es davon trennen, sonst wird es immer der Mitschuldige unsres unversöhnlichen Feindes sein. Sie müssen für Preußen von Ihrem Grundsatze der Uneigennützigkeit eine Ausnahme machen; wir müssen ihm mehr geben, als Napoleon ihm anbieten kann, namentlich etwas, wodurch es mit Frankreich in Zwiespalt geräth." — Von dem Hasse geleitet, der, wenn er oft verblendet, doch auch manchmal die Augen öffnet, ersann Pitt eine Veränderung des russischen Planes, die für Deutsch-

land so verhängnißvoll war wie für Frankreich. Er fand den Gedanken lichtvoll und tief, rings um unsere Grenzen Königreiche zu bilden, die uns Widerstand leisten könnten, ein Königreich beider Belgien und ein Königreich der Unteralpen, das eine für das Haus Oranien unter dem Schutz von England, das andere für das Haus Savoyen unter dem Schutz von Rußland. Aber er hielt diese Maßregel für unzureichend. Statt Preußen und Frankreich durch den Rhein zu trennen, wollte er Beide in unmittelbare Berührung bringen und schlug demnach vor, Preußen, falls es dem Bunde beiträte, das Land zwischen der Maas, der Mosel und dem Rhein zu bewilligen, was wir heut zu Tage die Rheinprovinzen nennen. Dies schien ihm unumgänglich nöthig, wenn man Preußen seiner eigennützigen Neutralität entreißen wolle und seiner Neigung, bei Napoleon Schutz gegen Oesterreich zu suchen. Man hat dieses Project 1815 noch weiter ausgedehnt, indem man außer Preußen auch Baiern an den Rhein versetzte, um uns alle unsere alten Verbündeten in Deutschland zu nehmen.

Es entstand in diesen Zusammenkünften ein neuer Gedanke, der zur Schöpfung des Königreichs der Niederlande bestimmt war, nämlich der Plan, in diesem Lande ohne Grenzen auf Kosten des Bundes einen Gürtel von Festungen zu erbauen, nach dem Vorbilde jener Plätze, die Vauban einst zur Deckung Frankreichs aufgeführt hatte.

Was Deutschland und Italien betraf, so machte der englische Minister darauf aufmerksam, wie unausführbar die großen Entwürfe für den Augenblick seien und wie sehr sie zwei unentbehrliche Großmächte beleidigen müßten, Oesterreich und Preußen. Beide könnten nie einwilligen, aus dem deutschen Bunde zu treten, und namentlich würde Preußen sich weigern, die deutsche Kaiserkrone erblich zu machen, während Oesterreich eine italienische Verfassung verwerfen müßte, die seine Ausschließung aus der Halbinsel zur Bedingung machte. Von dem Project, so weit es Italien betraf, billigte Pitt blos die Bildung des Königreichs Piemont. Er verlangte sogar, daß man dem, was Rußland diesem Lande zudachte, noch Savoyen hinzufüge.

Von Polen war keine Rede mehr, weil der russische Plan einen Krieg mit Preußen voraussetzte, den Pitt vermeiden wollte. Bei seiner Abreise von Petersburg ganz von den hochherzigsten Plänen

erfüllt, war der russische Diplomat jetzt so weit herabgestimmt, daß er von Gibraltar, Memel, Aegypten, von den philanthropischen Zwecken gar nicht mehr zu reden wagte. In zwei sehr wichtigen Punkten antwortete Pitt ablehnend, beinahe verneinend: wir meinen Malta und das Seerecht. Bezüglich auf Malta verweigerte er jede Unterhandlung und vertagte diesen Gegenstand bis zu der Zeit, wo man die Opfer kennen werde, die Frankreich zu bringen geneigt sei. In Beziehung auf das neue Völkerrecht sagte er, daß man diese Arbeit einem Congresse überweisen müsse, der sich nach dem Kriege versammeln könne, um einen Frieden zu schließen, in dem alle Interessen der Völker gleichmäßige Erwägung fänden.

Die Idee eines neuen Völkerrechts nannte er sehr schön, aber schwer ausführbar, da die Völker selten gleichlautende Bestimmungen annähmen und noch seltener beobachteten. Er weigerte sich indessen nicht, diese Gegenstände auf dem Congresse behandeln zu lassen, der später die Bedingungen des allgemeinen Friedens regeln werde.

Diese Zusammenkünfte endeten mit einer merkwürdigen Erklärung. Sie hatte den Orient und Constantinopel zum Gegenstande. Rußland hatte neuerdings durch seine Politik in Georgien und durch seine Verbindung mit den Insurgenten der Donauprovinzen England Veranlassung zum Argwohn gegeben und von jener Seite eine Note hervorgerufen, in der die Unabhängigkeit und Integrität des ottomanischen Reiches bereits als Grundsätze der europäischen Politik proclamirt wurden. — „Auf diese Weise verfährt man nicht, wenn man unter Verbündeten Vertrauen begründen will,“ sagte Nowosiltzoff zu Pitt. „Unter allen Menschen ist mein Herr derjenige, der den edelsten, großmüthigsten Charakter hat; man kann seiner Redlichkeit ganz vertrauen. Will man ihn aber durch Drohungen oder auch blos durch Insinuationen bestimmen, so beleidigt man ihn und reizt ihn mehr, als man ihm Vertrauen einflößt.“ — Pitt entschuldigte sich nun, daß er einen so wenig begründeten Argwohn habe durchblicken lassen, der allerdings natürlich gewesen sei, ehe man sich gegenseitig volles Vertrauen eingeflößt habe, aber für die Zukunft nicht mehr vorkommen könne. — „Ueberdies,“ sagte Nowosiltzoff, „welcher Nachtheil läge denn darin, wenn Constantinopel einem die Civilisation verbreitenden Volke gehörte, wie den Russen, statt das Eigenthum der barbarischen Türken zu sein? Würde Ihr Handel auf dem schwar-

zen Meere nicht beträchtlich gewinnen? Ohne Zweifel entstände eine wirkliche Gefahr, wenn der Orient dem beständig um sich greifenden Frankreich unterworfen wäre, aber bei Rußland ist der Fall ein ganz anderer. England könnte nichts einzuwenden haben.“ — Pitt*) antwortete, diese Betrachtungen hätten großes Gewicht in seinen Augen, und er persönlich hege kein Vorurtheil in dieser Beziehung, sähe keine große Gefahr darin, wenn Constantinopel den Russen anheimfalle, aber er sei verpflichtet, ein eingewurzeltes Vorurtheil seiner Nation zu schonen.

Bezüglich auf Spanien erhielt Stroganoff so viel wie nichts. Dieses Land liefere alle seine Hülfsquellen an Frankreich aus, sagte das englische Cabinet, und es würde einfältig sein, wenn man es schonen wollte. Erkläre es sich gegen Frankreich, so werde man ihm seine Galionen ausliefern.

Stroganoff reiste nach Madrid, Nowosiltzoff nach Petersburg. Es wurde verabredet, daß Lord Gower, später Lord Grenville, damals englischer Gesandter in Petersburg, detaillirte Vollmachten erhalten sollte, einen Vertrag abzuschließen.

Der russische Plan war blos einige Tage in London überarbeitet und bereits von Allem entkleidet worden, was er Edles und zugleich Unpraktisches hatte. Er war zu einem Vernichtungsplan gegen Frankreich geworden. Nichts mehr von einem unabhängigen Italien, Deutschland, Polen! Das Königreich Piemont, das Königreich beider Belgien, Preußen am Rhein, ein Scheinbild von Unterhandlung vor dem Beginn der Feindseligkeiten, das war geblieben von jenem pomphaften Projecte eines europäischen Neubaues, der einer Art von geistigen Gährung in den jungen Köpfen, welche Rußland beherrschten, seinen Ursprung verdankte.

Während man sich auf diese Weise mit England verbündete, mußte man bei Oesterreich und Preußen eine ähnliche Arbeit unternehmen. Preußen, das sich gegen Rußland verpflichtet hatte, den Krieg zu erklären, sobald die Franzosen über Hannover hinausgingen, das aber zu gleicher Zeit Frankreich versprochen hatte, eine unverletzliche Neutralität zu bewahren, wenn die Anzahl der Franzosen in

*) Diese Angaben finden sich in einem denkwürdigen Schreiben Nowosiltzoffs an sein Cabinet.

Deutschland nicht vermehrt werde, Preußen wollte dieses gefährliche Schaukelsystem nicht verlassen. Es stellte sich, als verstehe es die russischen Anträge nicht, und verschanzte sich hinter sein altes sprichwörtlich gewordenes System: die Neutralität des nördlichen Deutschlands. Diese Umgehung der Frage wurde ihm um so leichter, als die russischen Diplomaten, aus Furcht, die Geheimnisse der neuen Coalition Napoleon ausgeliefert zu sehen, sich nicht offen zu erklären wagten. Das Cabinet von Berlin war in einen solchen Ruf von Doppelzüngigkeit gekommen, daß man glaubte, es werde jedes Geheimniß sofort an Frankreich mittheilen. Man sprach daher von den Verhandlungen in London nicht, führte aber jeden Tag neue Uebergriffe Napoleons an, namentlich die Verwandlung der italienischen Republik in ein Königreich, die man eine Vereinigung der Lombardei mit Frankreich nannte. Man verkündete die riesenhaftesten Pläne. Napoleon, so hieß es, wolle aus Parma und Piacenza, aus Neapel, endlich aus Spanien selbst Königreiche für seine Familie machen; Holland werde von demselben Schicksale bedroht; es sei im Werke, die Schweiz unter dem Vorwande einer richtigern Bestimmung der französischen Grenzen einzuverleiben; der Cardinal Fesch werde nächstens zum Papste erhoben werden. Man müsse Europa vor der drohenden Weltherrschaft retten; diejenigen Höfe, die in ihrer Sorglosigkeit beharrten, würden die Ursache des allgemeinen Sturzes sein und zuletzt selbst darin verwickelt werden. Da man wußte, daß die Eifersucht Preußens gegen Oesterreich der Hauptgrund sei, daß sich das letztere Reich an Frankreich anschließe, so suchte man eine Versöhnung herbeizuführen. Man forderte Preußen auf, seine Ansprüche offen anzugeben; man sagte ihm, daß man von Oesterreich ein ähnliches Geständniß erlangen werde und diese verschiedenen Forderungen mit einander zu vereinigen gedenke. Oesterreich, sagte man, werde, wenn man ihm einige katholische Stimmen im Collegium der Fürsten mehr gäbe, den Receß von 1803 annehmen und die neuen Gebietsvertheilungen, durch die Preußen so viel gewonnen hatte, billigen. Man ging so weit, zu verstehen zu geben, daß, wenn unglücklicherweise ein Kampf unvermeidlich wäre, Preußen für alle Wechselfälle des Kriegs reichlich entschädigt werden solle. Man gestand indessen nicht, daß eine Coalition im Entstehen begriffen und dem Princip nach sogar schon abgeschlossen sei, schien viel-

mehr nur den Wunsch auszusprechen, daß Preußen sich dem übrigen Europa anschließen möge, um das ernstlich bedrohte Gleichgewicht der Welt zu sichern.

In der Absicht, dem preußischen Hofe sich noch näher zu eröffnen, sandte man einen russischen General ab, Winzingerode, der den Auftrag hatte, den König, aber den König allein, in das Geheimniß einzuweihen und, falls er Gehör finde, das Ganze und die Einzelnheiten des künftigen Krieges mit ihm zu berathen. Winzingerode traf am Ende des Winters von 1804 ein, in dem Augenblicke, da Napoleon zur Reise nach Italien sich rüstete. Er bemerkte bei dem preußischen Cabinet eine große Zurückhaltung, kam aber bei dem König etwas vorwärts und suchte ihn, indem er sich auf die zwischen beiden Souveränen in Memel geschlossene Freundschaft berief, im Namen dieser Freundschaft für die allgemeine Angelegenheit der Könige zu gewinnen. Der junge Friedrich Wilhelm sah jetzt ein, warum es sich handele, und betheuerte seine persönliche Zuneigung für Alexander, seine lebhafte Sympathie für die Sache Europa's, machte aber den Einwurf, daß er den Streichen Napoleons zuerst ausgesetzt sei und sich nicht für stark genug halte, mit diesem mächtigen Gegner zu kämpfen; die Truppen, auf die man ihm Hoffnung mache, würden zu spät eintreffen, da sie zu weit entfernt seien, und er werde besiegt, vielleicht vernichtet sein, ehe man ihm zu Hülfe komme. Er machte auch geltend, daß man den Sonderzwecken Englands nicht dienen dürfe, und erbot sich zum Vermittler zwischen Rußland und Frankreich, um einen allgemeinen Krieg, den er sehr fürchtete, zu verhüten.

In dieser schwierigen Lage berief der König Haugwitz, der seit einiger Zeit in Schlesien auf seinen Gütern lebte, und fand in den Rathschlägen dieses Staatsmannes eine Ermuthigung für seine zweideutige und friedliche Politik. Wenn man sich für den einen oder den andern Staat entscheiden mußte, so war Haugwitz eher für Frankreich. Hardenberg, der ihm im Amte gefolgt war, neigte sich mehr zu Rußland, sagte aber, er entscheide sich ebenso gern für Frankreich wie für Rußland, wenn man nur eine Partei ergreife. Mit weniger Geist, Takt und Klugheit als Haugwitz begabt, tadelte er gern die ausweichende Politik dieses letztern, und bekannte sich anscheinend, um sich von seinem Vorgänger zu unterscheiden, zu einem Anhänger kräf-

tiger Entschiedenheit. Seiner Meinung nach mußte man sich auf Seiten Frankreichs schlagen, wenn man es für nützlich erachtete, dessen Partei zu ergreifen, sich aber in diesem Falle den Vortheil einer entschiedenen Wahl sichern und den Lohn derselben ernten. In dieser Hinsicht war er dem Könige weniger angenehm, als Haugwitz, der diesem Fürsten die Annehmlichkeiten der Unentschiedenheit kosten ließ; und schon konnte man bei Haugwitz und Hardenberg jene Verschiedenheit der Ausdrucksweise bemerken, mit welcher der Bruch zwischen nebenbuhlerischen Ministern sowohl an Höfen als in freien Staaten beginnt.

Um auf die Gesandtschaft Winzingerode's Antwort zu geben, wollte der König ebenfalls einen vertrauten Staatsmann nach Petersburg abschicken und ernannte dazu Zastrow, dem er den Auftrag gab, dem Kaiser Alexander seine Lage, die ihn zu großer Zurückhaltung nöthige, zu erklären und wo möglich in das noch immer verschleierte Geheimniß der Coalition einzudringen. Während er Zastrow nach Petersburg sandte, um dort eine solche Sprache zu führen, rühmte sich Friedrich Wilhelm bei Napoleon seines Widerstandes gegen die Einflüsterungen Rußlands und sprach von der Neutralität des nördlichen Deutschlands wie von einem positiven Bündnisse, das Frankreich im Norden gegen alle Feinde schütze.

Nachdem Winzingerode seine Anwesenheit in Berlin so sehr verlängert hatte, daß er lästig geworden war, begab er sich nach Wien, wo man dieselben Anstrengungen machte wie in Berlin. Dort brauchte man keine Verstellung. Oesterreich war von Haß gegen Napoleon erfüllt und wünschte nichts sehnlicher, als die Austreibung der Franzosen aus Italien. Hier konnte man frei vom Herzen weg reden, denn in Wien wünschte man dasselbe, wie in Petersburg, nur daß hier die Illusion der Jugend und eine falsche Sentimentalität nicht vorhanden waren. Außerdem verstand das Wiener Cabinet ein Geheimniß zu bewahren. Wenn es auf Frankreich anscheinend große Rücksichten nahm und beständig die Sprache der Schmeichelei führte, so hegte es doch im Grunde des Herzens den ganzen Groll eines verletzten Ehrgeizes. Es war daher vom Anfang an den Leidenschaften Rußlands gefolgt, hatte aber, in der Erinnerung seiner Niederlage, sich nur mit großer Klugheit eingelassen und sich nicht anders als bedingungsweise verpflichtet. Es hatte mit Rußland eine geheime

Convention unterzeichnet, die für das feindliche Europa dasselbe war, wie der Vertrag mit dem Norden. Es versprach in diesem Vertrage, seine Unthätigkeit aufzugeben, wenn Frankreich in Italien neue Usurpationen begehe, die Occupation des Königreichs Neapel über den Golf von Tarent ausdehne, neue Einverleibungen vornehme, wie jene von Piemont, oder irgend einen Theil des türkischen Reiches, z. B. Aegypten, bedrohe. In diesem Falle wollte es 350,000 Mann stellen. Man versprach ihm das nördliche Italien, so weit es nicht zu Mailand gehöre, bis zur Adda und bis zum Po, ferner Salzburg und den Breisgau, endlich die Wiedereinführung der Herzöge von Toscana und Modena in ihre Staaten. Das Haus Savoyen sollte Mailand, Piemont und Genua bekommen. So ging es mit dem russischen Plane: In Wien wie in London blieb davon blos das, was Frankreich nachtheilig und den Verbündeten günstig war. Oesterreich hatte die Bedingung gestellt, daß dieser Vertrag*) in ein tiefes Dunkel gehüllt bleibe, um bei Napoleon nicht zu bald compromittirt zu werden.

Noch bei der Unterzeichnung dieses Vertrags hoffte Oesterreich, daß es bei dem bloßen Plane bleiben werde, denn es fürchtete den Krieg. Es verschloß sich allen Aufforderungen Rußlands, sofort zu militairischen Vorbereitungen überzugehen, und brachte Alexander durch seine Trägheit zur Verzweiflung. Durch die Nachricht von den durch Napoleon in Italien vorgenommenen Veränderungen wurde es aber mit einem Schlage seiner Unthätigkeit entrissen. Der von Napoleon angenommene Titel eines Königs von Italien, der sich in seiner Allgemeinheit auf die ganze Halbinsel zu beziehen schien, beunruhigte sehr. Jetzt begann es die Rüstungen, die es zuerst hatte verschieben wollen, und berief in das Kriegsministerium den berühmten Mack, der freilich keine einzige der Eigenschaften eines Oberbefehlshabers im Kriege besaß, aber nicht ohne ein gewisses Talent war, Armeen zu organisiren. Nun hörte es mit Aufmerksamkeit auf die dringenden Vorstellungen Rußlands und überließ jenem die Sorge, die gemeinschaftlichen Unterhandlungen mit England zu führen und die schwierige Frage der Subsidien festzustellen. Inzwischen discutirte es mit Winzingerode einen Kriegsplan, der auf alle mögliche Fälle Rücksicht nahm.

---

*) Der Text dieser Uebereinkunft, der bisher unbekannt war, findet sich am Ende dieses 21. Buches.

So mußte sich also in Petersburg diese neue Coalition definitiv bilden, welche die dritte ist, wenn man von Beginn der französischen Revolution an zählt. Die von 1792 endete 1797 in Campo Formio unter den Streichen des General Bonaparte; die von 1798 erlosch 1801 unter dem Schwerte des Ersten Consuls; die dritte, die von 1804, sollte dem Kaiser Napoleon gegenüber keinen glücklichern Ausgang haben.

Lord Gower hatte, wie gesagt, Vollmacht von seinem Hofe, mit dem russischen Cabinet zu unterhandeln. Nach langen Debatten kam man über folgende Bedingungen überein: Es sollte eine Coalition zwischen den Mächten Europa's gebildet werden, die zuerst England und Rußland umfasse und später alle Staaten, die man gewinnen werde. Der Zweck war die Räumung Hannovers und des nördlichen Deutschlands, die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz, die Räumung von ganz Italien, die Insel Elba mit einbegriffen, die Wiederherstellung und Vergrößerung des Königreichs Piemont, die Kräftigung des Königreichs Neapel, endlich die Einführung eines Zustandes der Dinge in Europa, welcher die Sicherheit gegen die Usurpationen Frankreichs gewährleiste. Der Zweck war deshalb nicht bestimmter angegeben, damit man eine gewisse Freiheit erhalte, mit Frankreich zu unterhandeln, wenn auch nur scheinbar. Alle Mächte sollten sofort zum Beitritt eingeladen werden.

Die Coalition war entschlossen, mindestens 500,000 Mann aufzustellen und den Kampf zu beginnen, sobald sie 400,000 Mann im Felde habe. England zahlte für je 100,000 Mann 1,250,000 Pfd. Sterl. (31,250,000 Francs.) Es bewilligte außerdem für die Rüstungskosten ein für allemal eine Summe, die dreimonatlichen Subsidien gleichkam. Oesterreich verpflichtete sich, zu den 500,000 Mann 250,000 zu stellen, den Rest sollten Rußland, Schweden, Hannover und Neapel liefern. Die höchst ernste Frage des preußischen Beitritts wurde auf die verwegenste Weise entschieden. England und Rußland gaben sich das Versprechen, gemeinschaftliche Sache zu machen gegen jede Macht, die durch feindliche Maßregeln oder auch nur durch zu enge Verbindung mit Frankreich den Zwecken der Coalition entgegenträte. Rußland sollte seine Streitkräfte in zwei Massen theilen, die eine durch Galizien Oesterreich zu Hülfe schicken, die andere durch Polen an die preußische Grenze vorschieben, um über

Preußen herzufallen, wenn dieses den Anschluß an die Coalition definitiv verweigere. Um Argwohn zu vermeiden, sollte gesagt werden, daß diese Armee zur Hülfe für Preußen bestimmt sei, falls Napoleon sich aus Mißtrauen auf seine Staaten werfe. So gab man also diese 80,000 Russen, die Preußen unter ihre Füße treten sollten, für Verbündete und Freunde aus.

Diese Gewaltthätigkeit gegen Preußen erschien freilich England etwas verwegen, war ihm aber im Grunde angenehm, da es sich gegen eine Invasion im Grunde nicht besser retten konnte, als wenn es auf dem Continent einen großen Brand entzündete und einen furchtbaren Krieg erregte, wer auch die Kämpfenden, die Sieger und die Besiegten waren. Von Seiten Rußlands war dieser Plan dagegen ein großer Leichtsinn, denn zwang es Preußen, Napoleon sich in die Arme zu werfen, so bereitete es sich eine sichere Niederlage, wenn die Besitznahme des preußischen Gebiets auch eine so rasche war, wie man sich dachte. Aber der Fürst Czartorisky, der von allen diesen jungen Männern in Verfolgung eines Zieles der hartnäckigste war, sah in diesem Allen nur ein Mittel, Preußen Warschau zu entreißen, um Polen wieder herzustellen und es Alexander zu geben.

Der durch die Lage der Mächte bedingte militairische Plan bestand nach wie vor darin, mit drei Massen anzugreifen: im Süden mit den Russen von Korfu her, mit den Neapolitanern, mit den Engländern, die sich in der Lombardei mit 100,000 Oesterreichern vereinigen sollten; im Osten mit den großen Armeen der Oesterreicher und Russen an der Donau, im Norden endlich mit den Schweden, Hannoveranern und Russen am Rhein.

Was den diplomatischen Plan betrifft, so wollte man im Namen eines Bündnisses zur Vermittelung einschreiten und vor dem Kampfe eine Unterhandlung anbieten. Rußland legte auf diesen Theil seines ursprünglichen Entwurfs großes Gewicht, da die Stellung eines Schiedsrichters dem Stolze und gleichzeitig, man darf es nicht läugnen, der geheimen Schwäche seines Kaisers sehr schmeichelte. Dieser hegte noch immer die unbestimmte Hoffnung, daß Preußen sich werde fortreißen lassen, wenn man es durch die offene Kundlegung eines Planes zu einer Coalition nicht schrecke, und wenn Napoleon die Wahl zwischen einem furchtbaren Bündniß des gesammten Europa's und gemäßigten Zugeständnissen stelle.

Man erhielt also von England die Erlaubniß, sich auf die sonderbarste, unwürdigste, aber für seine Zwecke am besten berechnete Weise zu verstellen. England willigte ein, bei Seite geschoben und bei den Unterhandlungen, namentlich mit Preußen, nicht genannt zu werden. Rußland sollte sich in seinen Versuchen bei der letzteren Macht immer so darstellen, als habe es mit England kein Offensivbündniß, sondern wolle blos vermitteln, um einem für ganz Europa beunruhigenden Zustande ein Ende zu machen. Frankreich gegenüber sollte Rußland im Namen der Coalition auftreten und die Zusicherung geben, daß alle Welt billige Bedingungen annehmen werde, wenn Napoleon ebenso handle. Auf diese Weise hoffte man zu erreichen, daß Preußen nicht geschreckt, der Stolz Napoleons nicht beleidigt wurde. England war Alles recht, wenn Rußland nur zuletzt, durch die Vermittlung compromittirt, definitiv in einen Krieg verwickelt wurde. Was Oesterreich betrifft, so ließ man es im Dunkel und nannte es nicht einmal, denn wenn es ein Complott zu sein schien, so stürzte sich Napoleon auf seine Staaten, ehe man ihm helfen konnte. Es bereitete sich eifrigst zum Kriege, ohne sich im Geringsten in die Unterhandlungen zu mischen. Dasselbe Benehmen wurde nöthig für den Hof von Neapel, der den Streichen Napoleons am ersten ausgesetzt war, da der General Saint Cyr mit einer Division von 15—18,000 Franzosen in Tarent stand. Man hatte der Königin Karoline empfohlen, alle Verpflichtungen einer Neutralität, oder selbst Allianz, zu übernehmen, die Napoleon ihr auflegen möchte. Inzwischen transportirte man russische Truppen aus dem schwarzen Meere nach Korfu. Dort bildete sich eine starke Division, die im letzten Augenblicke in Neapel mit Engländern, Albanesen und andern Truppen zusammenstoßen sollte. Dann war es Zeit, die Maske abzunehmen und die Franzosen auf dem äußersten Ende der Halbinsel anzugreifen.

Wenn man mit Napoleon vorläufig unterhandeln wollte, so mußte man ihm wenigstens scheinbare Bedingungen anzubieten haben. Ohne die Versicherung, daß die Engländer Malta räumen würden, war nichts zu machen. Das russische Cabinet hatte den ganzen glänzenden Theil seines Planes geopfert, so die Organisation Italiens und Deutschlands, die Wiederherstellung Polens, wie die Entwerfung eines neuen Seerechts. Wenn es außerdem den Engländern Malta

bewilligte, so spielte es nicht mehr den Schiedsrichter zwischen Frankreich und England, sondern den Agenten, höchstens den geschmeidigen und untergeordneten Verbündeten des Letztern. Das russische Cabinet bestand daher auf der Räumung Malta's mit einer unerschütterlichen Hartnäckigkeit, die ihm sonst nicht eigen war. Bis dahin hatte Lord Gower in Alles gewilligt, als man von ihm aber die Räumung einer Seestellung von der größten Wichtigkeit verlangte, einer Stellung, die wenn nicht die einzige, doch die Hauptursache des Kriegs war, glaubte er seine Instructionen nicht überschreiten und die Räumung Malta's nicht unterzeichnen zu dürfen. Das Project war dem Scheitern nahe. Am 11. April willigte indessen der Kaiser Alexander ein, den Vertrag zu unterzeichnen, indem er erklärte, er werde nur dann ratificiren, wenn das englische Cabinet Malta entsage. Man sandte daher einen Courier nach London, der mit dem Vertrage auch diese Bedingung überbrachte.

Es wurde beschlossen, die verabredeten Schritte bei dem Kaiser Napoleon sofort zu thun, damit die für militairische Operationen günstige Zeit nicht vorübergehe. Man wählte für diese Rolle den Mann, der in London den ersten Knoten dieser dritten Coalition geschürzt hatte, Nowosiltzoff. Zum Adjuncten gab man ihm den Urheber dieses bereits so sehr entstellten Planes zu dem neuen Europa, den Abbé Piatoli.

Nowosiltzoff war ganz stolz, daß er sich jetzt dem großen Manne zeigen solle, der seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich zog. Wenn der Kaiser Alexander einen guten Erfolg immer sehnlicher wünschte, je näher der entscheidende Augenblick kam, so theilte Nowosiltzoff dieses Verlangen vollkommen. Er war jung, ehrgeizig und betrachtete es als einen unendlichen Ruhm, mit Napoleon zu unterhandeln und der Welt am Vorabend eines Kriegs durch seine geschickte Vermittelung den Frieden zu bieten. Man konnte also darauf rechnen, daß er für seine Person die Schwierigkeiten der Unterhandlung nicht vermehren würde. Nach langen Berathungen verständigte man sich über die Bedingungen, die er Napoleon anbieten solle, und beschloß, sie äußerst geheim zu halten. Er sollte einen ersten, einen zweiten, einen dritten Entwurf vorlegen, von denen der spätere immer vortheilhafter für Frankreich war, als der vorhergehende,

hatte aber den Auftrag, nur nach langem Widerstande von dem einen zum andern überzugehen.

Die Basis aller dieser Entwürfe war die Räumung Hannovers und Neapels, die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands, dagegen auf der andern Seite die Räumung Malta's durch die Engländer und das Versprechen, ein neues Seerecht zu entwerfen. Gegen dieses Alles konnte Napoleon keine ernsten Schwierigkeiten erheben. Wurde ein dauerhafter Friede erreicht, so hatte er gar nichts dagegen, Hannover, Neapel, Holland und selbst die Schweiz zu räumen, die letztere jedoch unter der Bedingung, daß die Mediationsacte aufrecht erhalten werde. Die wahre Schwierigkeit war Italien. Rußland hatte, falls der Krieg unvermeidlich sei, einen Theil von Italien Oesterreich versprochen, einen andern dem künftigen Königreich Piemont. Da man jetzt den Schein einer Vermittelung annahm, so mußte man Frankreich ebenfalls einen Theil von Italien bewilligen, wenn der Botschafter nicht am Tage nach seiner Ankunft aus Paris weggewiesen werden wollte. Dies war unumgänglich nöthig, damit die Vermittelung ernstlich erscheine, damit namentlich Preußen sie dafür halte. Nur dann konnte man das Letztere fortreißen und durch den Schein einer wahrhaften Unterhandlung compromittiren. Folgende Arrangements wollte man der Reihenfolge nach vorschlagen. Zuerst wollte man die Trennung Piemonts von Frankreich verlangen, die Gründung eines besondern Staates für einen Zweig der Familie Bonaparte vorbehalten und außerdem die Räumung des Königreichs Italien fordern, das nebst Genua an Savoyen gegeben werden sollte. Parma und Piacenza blieben für eine zweite Dotation an einen Prinzen der Familie Bonaparte vorbehalten. Dies war nur der erste Vorschlag. Man ging dann zu dem zweiten über. Nach diesem blieb Piemont Frankreich einverleibt, wurde das Königreich Italien nebst Genua an Savoyen gegeben, bildeten Parma und Piacenza die einzige Dotation der Seitenzweige des Hauses Bonaparte. Von diesem zweiten Vorschlage konnte man endlich zu dem dritten übergehen. Piemont blieb französische Provinz, das Königreich Italien Eigenthum der Familie Bonaparte, Savoyen wurde mit Genua, Parma und Piacenza entschädigt. Das seit vier Jahren einer spanischen Linie übertragene Königreich Hetrurien blieb, was es war.

Fügte man zu diesen letzten Bedingungen noch die Räumung

Malta's durch die Engländer, so hatte Napoleon keinen rechtmäßigen Grund, den Frieden zu verweigern, denn es waren die alten Bedingungen von Luneville und Amiens, und Frankreich erhielt noch dazu Piemont. Da die Opfer, die man von Frankreich verlangte, auf Parma, Piacenza und Genua sich beschränkten, so konnte Napoleon in einen solchen Plan willigen, wenn man den Anträgen eine Form gab, durch die seine Würde nicht verletzt wurde.

Die hochfliegenden Pläne der Freunde Alexanders liefen mithin in ein einziges Resultat aus. Nachdem man von einem Neubau Europa's geträumt hatte, nachdem dieser Gedanke in London in ein gegen Frankreich gerichtetes Bündniß verwandelt worden war, beschränkte Rußland, erschrocken, sich so weit hervorgewagt zu haben, seine große Vermittelung darauf, Parma und Piacenza als Entschädigung für das Haus Savoyen zu verlangen; denn die Räumung von Hannover und Neapel, die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz, die es außerdem verlangte, hatte Napoleon für die Zeit nach Herstellung des Friedens niemals verweigert. Und wenn ein so kleinliches Resultat nicht erreicht wurde, hatte Rußland einen furchtbaren Krieg zu bestehen. Es war durch seinen Leichtsinn in eine peinliche Enge getrieben. Man wollte die Pässe für Nowosiltzoff durch die Vermittelung eines befreundeten Hofes erlangen. Man hatte blos zwischen Preußen und Oesterreich zu wählen. Wandte man sich an Oesterreich, so lenkte man die durchdringenden Blicke Napoleons auf dasselbe, und dies mußte vermieden werden, da dieses Reich in den Schatten treten sollte, um seine Rüstungen zu vollenden. Dagegen hatte Preußen seine Vermittelung angeboten, und dies gab eine natürliche Veranlassung, sich an dieses Reich zu wenden. Ueberdies sollte Nowosiltzoff über Berlin reisen, um dem König von Preußen die gemäßigten Bedingungen mitzutheilen, die man Frankreich vorschlug, und ihm vorzustellen, wenn Napoleon in diesen Entwurf nicht willige, so habe er Absichten, die für Europa beunruhigend, mit der Unabhängigkeit aller Staaten unvereinbar seien, und es entstehe daher für die ganze Welt die Pflicht, sich gegen ihn als den gemeinsamen Feind zu vereinigen.

Nowosiltzoff reiste eiligst nach Berlin, da es ihn drängte, die Unterhandlung zu beginnen. Er hatte den Abbé Piatoli bei sich und zeigte sich mild, versöhnlich und vollkommen zurückhaltend. Unglück-

licherweise war der König von Preußen eben auf einer Reise nach seinen fränkischen Provinzen abwesend. Dieser Umstand war unangenehm. Man lief eine doppelte Gefahr, einmal, daß England sich weigerte, Malta herauszugeben, ferner, daß Napoleon in Italien, wo er eben verweilte, irgend etwas Neues unternahm. In beiden Fällen scheiterte die Unterhandlung und es war daher unendlich wichtig, daß Nowosiltzoff so rasch als möglich in Frankreich eintraf. Ueberdies gaben die jungen Russen, die das Reich beherrschten, so leicht Eindrücken sich hin, daß ihre erste Berührung mit Napoleon sie leicht für diesen gewinnen konnte, wie ihr Zusammentreffen mit Pitt sie von ihrem ersten Plane weit entfernt hatte. Jeder Zeitverlust war daher sehr zu bedauern.

Als der König von Preußen erfuhr, daß man für einen russischen Gesandten Pässe von ihm verlange, freute er sich dieses Umstandes sehr, da die Aussicht auf Frieden zu steigen schien. Er ahnte nicht, daß hinter diesem Versuche der Annäherung ein Kriegsplan versteckt lag, der reifer war, als man ihm sagte, reifer, als selbst Diejenigen dachten, die sich so leichtsinnig damit befaßt hatten. Der friedliebende Friedrich Wilhelm gab seinem Cabinet Befehl, von Napoleon für Nowosiltzoff Pässe zu verlangen. Dieser sollte in Paris keine officielle Qualität annehmen, weil man die Anerkennung des Kaisertitels vermeiden wollte. Er hatte Vollmachten bei sich, die ihn im Fall friedlicher Bedingungen berechtigten, die Anerkennung sofort auszusprechen, sollte aber bis dahin Napoleon blos den Titel Sire und Majestät geben.

Während man in Europa gegen Napoleon in Bewegung war, überließ sich dieser, von allem Pomp des italienischen Königthums umgeben, Ideen, die denen seiner Gegner, selbst den gemäßigtsten, entgegengesetzt waren. Der Anblick dieses Italiens, des Schauplatzes seiner ersten Siege, des Gegenstandes seiner Vorliebe begeisterte ihn zu neuen Entwürfen für die Größe seines Reichs und die Versorgung einer Familie. Weit entfernt, die Halbinsel mit Jemand theilen zu wollen, wollte er sie vielmehr ganz für sich in Besitz nehmen, und auf ihr einige jener Vasallenkönigreiche gründen, die das neue Reich des Westen umgeben sollten. Die Mitglieder der italienischen Consulta, die in Paris gewesen waren, hatten sich mit dem Vicepräsidenten Melzi und dem Minister Marescalchi nach Mailand begeben,

um Napoleon dort zu empfangen. Obgleich die Italiener stolz waren, ihn zum König zu haben, obgleich seine Herrschaft ihnen größere Sicherheit gewährte, als jede andere, so waren sie doch unzufrieden, einmal, weil ihre Hoffnung auf ein reinitalienisches Königthum vertagt war, dann, weil sie in Folge dieser neuen Veränderung einen Krieg mit Oesterreich befürchteten. Melzi und Marescalchi fanden große Unruhe vor und weit weniger Ergebenheit, als vor ihrer Abreise. Die entschiedene liberale Partei entfernte sich mit jedem Tage mehr und die Aristokratie näherte sich nicht. Napoleon allein konnte diesen Zustand der Dinge verändern. Der Cardinal Caprara war eingetroffen und hatte versucht, dem Clerus seine Ergebenheit für den Kaiser mitzutheilen. Segur hatte die Hofdamen und die Palastoffiziere aus den höchsten Familien ausgewählt. Zuerst hatten sich Einige geweigert. Der Einfluß Marescalchi's und einiger Mitglieder der Consulta, die allgemeine Begeisterung der in Aussicht stehenden Feste hatten diesen Widerwillen besiegt, und durch die Ankunft Napoleons wurde alle Welt gewonnen. Seine Anwesenheit als General hatte auf die Italiener stets großen Einfluß geübt, seine Gegenwart als Kaiser mußte sie noch mehr einnehmen, denn dieses Wunder von Glück, das sie so gern anstaunten, hatte sich inzwischen noch großartiger gestaltet. Prachtvolle Truppen, auf den Schlachtfeldern von Marengo und Castiglione vereinigt, bereiteten sich vor, große Manöver auszuführen und unsterbliche Schlachten darzustellen. Alle fremden Gesandten waren nach Mailand berufen. Der Strom von Neugierigen, die in Paris die Krönung hatten sehen wollen, wogte jetzt nach der Lombardei zu. Der Anstoß war gegeben und die italienische Phantasie fand wieder die Liebe und Bewunderung für den Mann, der sie seit neun Jahren so häufig beschäftigt hatte. Man hatte den französischen Städten nachgeahmt und aus der Jugend der vornehmen Familien Ehrenwachen gebildet.

In Turin traf Napoleon mit Pius VII. zusammen und nahm von ihm einen zärtlichen Abschied. Dann wandte er sich mit unendlicher Anmuth zu seinen neuen Unterthanen und beschäftigte sich mit ihren Interessen mit jener verständigen Sorgfalt, die ihn auf seinen Reisen stets begleitete. Er machte die Fehler oder Ungerechtigkeiten der Verwaltung gut, ließ einer Menge von Bitten ihr Recht angedeihen und entfaltete alle Reize der höchsten Gewalt. Dann ver-

wandte er mehrere Tage dazu, die Festung zu besuchen, die seine große Schöpfung und die Basis seines Reiches in Italien war, die Festung Alessandria. Tausende von Arbeitern waren in diesem Augenblicke dort vereinigt. Dann, am 5. Mai, bestieg er auf jener Ebene von Marengo, auf der er fünf Jahre früher die höchste Gewalt erkämpft hatte, einen Thron und wohnte schönen Manövern bei, welche die Schlacht darstellten. Lannes, Murat und Bessières führten den Befehl. Es fehlte Niemand, als Desaix! Napoleon legte hier den ersten Stein zu einem Monumente, welches das Gedächtniß der hier gestorbenen Tapfern ehren sollte. Von Alessandria ging er nach Pavia, wo die Beamten von Mailand ihn im Namen seiner neuen Hauptstadt begrüßten, und zog am 8. Mai in Mailand selbst ein unter dem Donner der Kanonen, unter dem Geläute der Glocken, unter dem Beifallsruf einer begeisterten Bevölkerung. Von der italienischen Geistlichkeit und den Behörden umgeben, betete er in jener ehrwürdigen lombardischen Kathedrale, für deren Vollendung er so viel gethan hat. Die Italiener, deren hohe Reizbarkeit bekannt ist, begeistern sich zuweilen für Fürsten, die sie nicht lieben, wenn der Eindruck prachtvoller Feste auf sie wirkt; was mußten sie da nicht für den Mann empfinden, dessen Größe unter ihren Augen begonnen hatte, für diesen Stern, den zuerst am europäischen Horizonte erblickt zu haben sie sich rühmen konnten!

Unter dem berauschenden Einflusse der Größe erhielt Napoleon den Antrag, Nowosiltzoff in Paris zuzulassen. Er hatte die beste Stimmung, den russischen Gesandten zu empfangen, ihn zu hören, mit ihm zu unterhandeln, gleichgültig, unter welcher Form, in officieller Weise oder vertraulich, wenn man nur Ernst mache und keine Parteilichkeit für England verrathe. Was die Bedingungen betrifft, so stimmte seine Rechnung mit der russischen durchaus nicht. Aber er kannte ihre Anerbietungen nicht, er sah blos eine Annäherung und hütete sich wohl, diese zurückzuweisen. Er antwortete daher, daß er Nowosiltzoff gegen den Monat Juli in Paris empfangen werde. Seine Entwürfe für Unternehmungen zur See, mit denen er sich fortwährend beschäftigte, mußten ihn in dieser Zeit nach Frankreich zurückführen. Dann wollte er Nowosiltzoff empfangen, aber sich zu gleicher Zeit bereit halten, diese diplomatische Unterhaltung zu unter-

brechen, um in London den gordischen Knoten aller Coalitionen zu durchhauen.

Obgleich er das Geheimniß der neuentstehenden Coalition nicht kannte und weit entfernt war, sie so weit vorgeschritten zu halten, als sie in Wahrheit es war, so beurtheilte er doch den Charakter des Kaisers Alexander sehr richtig, wie sich aus folgenden Bemerkungen ergiebt, mit denen er die Pässe Nowosiltzoff's nach Preußen abschickte.

„Der Kaiser," schrieb der Minister der auswärtigen Angelegenheiten an Laforest, „der Kaiser hat Ihre Depesche gelesen und findet, daß sie die Befürchtungen, die er in seinem Briefe an den König von Preußen ausgesprochen hat, vollkommen rechtfertigt, wie denn überhaupt Alles, was Se. Majestät von der Sprache der englischen Minister hört, dieses Mißtrauen nur vermehren kann. Der Kaiser Alexander hat sich wider seinen Willen fortreißen lassen. Er hat nicht erkannt, daß der Plan des englischen Cabinets, indem es ihm die Rolle eines Vermittlers anbot, dahin ging, die Interessen Englands mit denen Rußlands zu vereinigen und das letztere zu verleiten, zur Unterstützung einer ihm fremden Sache eines Tages die Waffen zu ergreifen.

„Von dem Augenblicke an, da der Kaiser Napoleon durch die gemachten Erfahrungen eine genaue Kenntniß von dem Charakter des Kaisers Alexander gewonnen hat, ist ihm die Ueberzeugung gekommen, daß dieser Fürst früher oder später im Interesse Englands handeln werde, da dieses so viele Mittel hat, einen so verdorbenen Hof zu gewinnen, wie der von Petersburg ist.

„Der Kaiser betrachtet diesen Fall mit Kaltblütigkeit und hat seine Maßregeln genommen, so weit an ihm ist. Außer der Jahresconscription hat er von der Reserve des Jahres XI. und XII. Gebrauch gemacht und von der Conscription des Jahres XIII. 15,000 Mann mehr ausgehoben.

„Bei dem geringsten Worte Nowosiltzoffs, das wie eine Drohung, eine Beleidigung, oder eine Verbindung mit England aussieht, wird er kein Gehör weiter finden ... Wenn Rußland oder irgend eine Macht des Continents intervenirt und Frankreich unparteiisch behandelt, so hat der Kaiser nichts dagegen und wird mit Vergnügen Opfer bringen. England muß dasselbe thun. Wenn man aber

im Gegentheil von Frankreich allein Opfer verlangt, dann wird der Kaiser, wie viele Mächte sich auch gegen ihn vereinigen mögen, von seinem guten Rechte, seinem Genie, seinen Armeen Gebrauch machen." (Mailand, am 15. Prairial des Jahres XIII. 4. Juni 1805.)

Am 26. Mai wurde Napoleon in der Kathedrale von Mailand mit ebenso viel Glanz gekrönt, wie sechs Monate früher in Paris. Die eiserne Krone, die für die alte Krone der lombardischen Könige gilt, war von Monza, wo man sie sorglich aufbewahrt, herbeigebracht worden. Nachdem der Cardinal Caprara als Erzbischof von Mailand sie gesegnet hatte, setzte er sie sich selbst auf das Haupt, indem er die gebräuchlichen Worte sprach: Gott hat sie mir gegeben, wehe Dem, der sie antastet! (Dio me l'ha data, guai a chi la toccherà.) Dieses Fest, zu dem Italiener, namentlich der berühmte Maler Appiani, den Entwurf gemacht hatten, übertraf Alles, was Italien bisher Schönes gesehen hatte

Nach dieser Ceremonie verkündigte Napoleon das organische Statut, wodurch in Italien ein Königthum geschaffen und Eugen Beauharnais zum Vicekönig ernannt wurde. In einer feierlichen Sitzung des gesetzgebenden Körpers stellte er diesen Fürsten der italienischen Nation vor. Den ganzen Monat Juni verwendete er dazu, im Staatsrath den Vorsitz zu führen und der Verwaltung des Königreichs durch tägliche Beschäftigung mit den Angelegenheiten in ihrem Detail denselben Aufschwung zu geben, den er früher der französischen Gewalt mitgetheilt hatte.

Die Italiener, denen es schon genügte, wenn ihre Regierung nur in ihrer Mitte weilte, sahen jetzt unter ihren Augen eine Verwaltung im Werke, die mit ihrem wahren Werthe eine wunderbare Magie der Formen verband. So wurden sie denn ihrer Unzufriedenheit, ihrem Widerwillen gegen die Fremden entrissen und schaarten sich, Vornehme wie Geringe, um ihren neuen König. Die Anwesenheit Napoleons mit einer jener furchtbaren Armeen, die er so gut zu organisiren und in jedem Augenblicke zu vervollständigen verstand, hatte die Furcht vor einem Kriege zerstört. Die Italiener begannen zu glauben, daß auf ihrem Gebiete kein Krieg mehr stattfinden, daß höchstens ein fernes Geräusch der Waffen von den Ufern der Donau oder selbst von den Thoren von Wien her zu ihnen gelangen werde.

Napoleon hielt alle Sonntage große Heerschau über die Truppen in Mailand, kehrte dann in seinen Palast zurück und empfing in einer Audienz die Gesandten aller Höfe Europa's, die Fremden von Auszeichnung und hauptsächlich die Repräsentanten der großen italienischen Familien und des Clerus. Bei einer dieser Vorstellungen tauschte er die Insignien der Ehrenlegion gegen die ältesten und berühmtesten Orden von Europa aus. Der preußische Gesandte zeigte sich zuerst, um den schwarzen und rothen Adlerorden zu überreichen. Dann kam der spanische Gesandte mit dem goldnen Vließe, dann erschienen die Gesandten von Baiern und Portugal mit dem St. Hubertus- und dem Christorden. Napoleon gab das große Band der Ehrenlegion und bewilligte eine gleiche Zahl von Decorationen, als er selbst empfing. Er theilte sodann diese fremden Orden unter die Hauptpersonen des Reiches aus. In einigen Monaten befand sich sein Hof auf gleichem Fuße mit den Höfen von Europa und trug dieselben Insignien nebst reichen Costümen, die sich der militairischen Kleidung näherten. Napoleon, der mitten in diesem Glanze für seine Person stets einfach blieb, als einzige Decoration den Stern der Ehrenlegion anlegte, sich in die Uniform der Gardejäger kleidete, ohne goldene Stickerei, endlich einen schwarzen Hut trug, an dem blos die dreifarbige Kokarde glänzte, Napoleon wollte damit zu verstehen geben, daß der Luxus, mit dem er sich umgab, ihm selbst nichts gelte. Seine edle und schöne Gestalt, um welche die Menschheit so viele glorreiche Trophäen gruppirte, war Alles, was er der Bewunderung der Völker zeigen wollte. Unter diesem Gefolge, das von Gold glänzte und die Orden von ganz Europa zur Schau trug, suchten alle Augen allein nach seiner Person.

Die verschiedenen Städte Italiens sandten Deputationen ab, um die Gunst zu erlangen, daß er in ihren Mauern weile. Dies war nicht blos eine Ehre, sondern auch ein Vortheil für sie, denn sein durchdringendes Auge entdeckte überall etwas Gutes, was sich ausführen ließ, seine mächtige Hand wußte immer die Mittel zur Ausführung zu finden. Da er Italien das Frühjahr und die Hälfte des Sommers schenken wollte, um die Aufmerksamkeit der Engländer von Boulogne abzulenken, so versprach er, Mantua, Bergamo, Verona, Ferrara, Bologna, Modena und Piacenza zu besuchen. Diese Nach-

richt steigerte die Freude der Italiener und ließ sie hoffen, daß sie Alle an den Wohlthaten der neuen Herrschaft Theil nehmen würden.

Sein Aufenthalt in diesem schönen Lande erweckte in ihm bald einen jener umfassenden Pläne, die für den Frieden der Welt so sehr zu fürchten waren. Er begann einen starken Groll gegen den Hof von Neapel zu fassen, der sich den Engländern und Russen gänzlich hingab, von diesen letztern bei allen Verhandlungen offen in Schutz genommen ward und gegen Frankreich die feindseligsten Gesinnungen zeigte. Die unvorsichtige Königin that, nachdem sie die Regierung ihres Gemahls durch gehässige Grausamkeiten geschändet hatte, einen Schritt, der nicht unglücklicher sein konnte; sie schickte nach Mailand einen höchst ungeschickten Unterhändler, einen gewissen Fürsten von Cardito, um gegen den von Napoleon angenommenen Titel eines Königs von Italien, da viele Leute diesen Titel für gleichbedeutend mit der auf der eisernen Krone angebrachten Inschrift: rex totius Italiae, halten konnten, zu protestiren. Der Marquis von Gallo, neapolitanischer Gesandter, ein verständiger, beim kaiserlichen Hofe beliebter Mann, hatte diesem gefährlichen Schritte vergebens entgegenzuwirken gesucht. Napoleon willigte ein, den Fürsten von Cardito zu empfangen, aber an einem Tage, wo eine allgemeine Vorstellung der Diplomaten stattfand. An diesem Tage nahm er Gallo auf das Freundlichste auf und richtete dann an den Fürsten von Cardito auf italienisch eine donnernde Anrede, in der er ihm in einer ebenso harten wie seine Königin verletzenden Sprache erklärte, daß er jene aus Italien verjagen und ihr kaum die Insel Sicilien als Zufluchtsort lassen werde. Man mußte den Fürsten von Cardito beinahe ohnmächtig forttragen. Diese Scene erregte großes Aufsehen und füllte bald die Depeschen von ganz Europa. Napoleon faßte von diesem Augenblicke an die Idee, aus Neapel ein Familienkönigreich, ein Lehen seines großen Reichs zu machen. Nach und nach bildete sich in seinem Geiste der Gedanke, die Bourbonen von allen Thronen zu verjagen. Der Eifer, den die spanischen Bourbonen in dem Kriege gegen England zeigten, rückte für sie die Ausführung dieses furchtbaren Planes in die Ferne. Aber Napoleon ahnte, daß er bald Europa neu zu gestalten haben werde, sei es nun, daß er durch eine Landung in England die Allmacht gewinne, sei es nun, daß er in Folge eines neuen Continen-

talkrieges die Oesterreicher aus Italien vertreibe, und sagte sich, daß er dann die lombardischen Staaten mit seinem Königreich vereinigen und Neapel für einen seiner Brüder erobern werde. Dies Alles wurde jedoch für jetzt aufgeschoben. Ausschließlich mit der Landung beschäftigt, wollte er in diesem Augenblicke keinen Continentalkrieg hervorrufen. Eine Verfügung traf er indessen, die ihm rechtzeitig und gefahrlos erschien, nämlich die Abstellung der traurigen Lage der Republik Genua. Diese Republik, die zwischen dem von England beherrschten Mittelmeere und zwischen Piemont lag, das Frankreich mit seinem Gebiet vereinigt hatte, war zwischen beiden großen Mächten gleichsam eingekerkert und sah ihren Wohlstand dahin schwinden, denn sie hatte alle Nachtheile der Vereinigung mit Frankreich und keinen einzigen der Vortheile. In der That erkannten die Engländer sie nicht an, betrachteten sie als ein Anhängsel des französischen Reiches und verfolgten ihre Flagge. Selbst die Barbaresken plünderten sie schonungslos. Frankreich behandelte dagegen die Republik als fremdes Gebiet und trennte sie durch eine Zolllinie und einen ausschließenden Tarif von Piemont und Nizza. Genua erstickte folglich zwischen Land und Meer, die ihm beide verschlossen waren. Frankreich litt durch dieses Verhältniß ebenfalls sehr. Die Apenninen, die Grenze zwischen Piemont und Genua, wimmelten von Räubern, und man brauchte eine große Anzahl tapfere Gendarmerie, um die Sicherheit der Straßen aufrecht zu erhalten. In Beziehung auf die Marine sicherte der neu abgeschlossene Vertrag die Dienste, welche Genua uns leisten konnte, auf eine sehr unvollständige Weise. Diese Benutzung eines fremden Hafens, in dem man keine directe Autorität besaß, war ein Versuch, der noch etwas Weiteres erforderte. Wenn man den Hafen von Genua und die Gebiete der östlichen und westlichen Riviera mit Frankreich vereinigte, so verschaffte sich Napoleon vom Texel bis zum Hintergrunde des größten Golfs im Mittelmeere eine Küstenausdehnung und eine Masse von Matrosen, die ihn mit der Zeit England gleichstellen oder zu einem gefährlichen Nebenbuhler machen konnte.

Napoleon widerstand allen diesen Betrachtungen nicht. Er glaubte, daß England allein an dieser Frage ein wahres Interesse habe. Ueber das Schicksal der Herzogthümer Parma und Piacenza zu entscheiden, würde er nicht gewagt haben, theils wegen des Papstes,

für den dieses Land ein Motiv zu Hoffnungen war, theils wegen Spaniens, das Hetrurien damit zu vergrößern wünschte, theils endlich wegen Rußland selbst, das an der Entschädigung des alten Königs von Piemont nicht verzweifelte, so lange in Italien noch ein vacantes Gebiet übrig war. Aber Genua war seiner Meinung nach von wenig Interesse für Oesterreich, das zu weit entfernt davon war, von keinem Gewicht für den Papst und für Rußland. England glaubte er nicht schonen zu müssen, da er das neue Bündniß desselben mit Rußland nicht kannte, und beschloß daher, die ligurische Republik mit dem französischen Reiche zu vereinigen.

Es war dies ein Fehler, denn er trieb dadurch Oesterreich der Coalition in die Arme und lieferte allen seinen Feinden einen neuen Vorwand, von der Habsucht Frankreichs zu reden und selbst von der Verletzung gegebener Versprechen, da Napoleon selbst, als er das Königreich Italien gründete, dem Senat die Versicherung gegeben hatte, er werde seinem Reiche keine einzige Provinz mehr hinzufügen. Aber Napoleon, der die schlechte Stimmung des Continents hinlänglich kannte, um sich jeder Rücksicht enthoben zu glauben, aber nicht genug, um die Gefahr einer neuen Herausforderung ihrem Umfange nach zu schätzen, der überdies alle europäischen Fragen in London bald zu lösen hoffte, schwankte nicht, und wollte Genua der französischen Marine schenken.

Salicetti, der sein Gesandter bei dieser Republik war, erhielt den Auftrag, die Gemüther vorzubereiten. Diese Mission war keine schwierige, denn die Stimmung in Ligurien war vortrefflich. Die aristokratische und englisch-österreichische Partei konnte nicht feindlicher werden, als sie bereits war. Das gegenwärtige Protectorat, unter dem Genua stand, war ihr ebenso verhaßt, als eine Vereinigung mit Frankreich. Was die Volkspartei betraf, so sah sie in dieser Vereinigung die Freiheit ihres Handels mit dem Innern des Reiches, die Gewißheit des schönsten Gedeihens für die Zukunft, die Garantie, niemals unter die Oligarchen zurückzufallen, endlich den Vortheil, dem größten Staate Europa's anzugehören. Die für die Revolution eingenommene Minorität des Adels sah die Zerstörung der genuesischen Nationalität mit Unmuth, konnte aber durch Stellen am kaiserlichen Hofe leicht gewonnen werden.

Nachdem der Vorschlag mit einigen Senatoren besprochen und

von diesen dem Senat vorgelegt war, wurde er dort unter 22 Stimmenden von 20 angenommen. Er wurde dann durch eine Art von Volksbeschluß bestätigt, der die in Frankreich seit dem Consulat übliche Form hatte. Es wurden Register eröffnet, in denen Jeder seine Stimme einschreiben konnte. Das Volk von Genua drängte sich eifrig herbei und fast alle Stimmen lauteten bejahend. Dann begaben sich Senat und Doge, nach Salicetti's Rath, nach Mailand, um Napoleon ihren Wunsch vorzutragen. Sie wurden mit einem Pomp eingeführt, der an die Zeiten erinnerte, da die besiegten Völker um die Ehre baten, einen Theil des römischen Reiches bilden zu dürfen. Napoleon empfing sie (am 4. Juni) auf seinem Throne sitzend, erklärte, daß er ihren Wunsch erhöre, und versprach ihnen, Genua zu besuchen, ehe er Italien verlasse.

Zu dieser Einverleibung kam eine andere, minder wichtige, die aber gleichsam der Wassertropfen war, der das Gefäß zum Ueberfließen brachte. Die Republik Lucca war ohne Regierung und schwankte unaufhörlich zwischen dem spanischen Hetrurien und dem französischen Piemont wie ein Schiff, das seines Steuerruders beraubt ist. Dieselben Einflüsterungen, die bei Genua thätig gewesen waren, bestimmten sie, sich Frankreich anzutragen, und ihre Beamten erschienen in Mailand, um die Wohlthaten einer Verfassung und einer Regierung zu erbitten. Napoleon erhörte auch ihren Wunsch; da die Republik aber zu weit von dem Reiche entfernt war, so machte er aus ihrem Gebiet eine Apanage seiner ältesten Schwester, Elisa, die später vortrefflich regierte und daher von Talleyrand die Semiramis von Lucca genannt wurde. Napoleon hatte ihr bereits das Herzogthum Piombino übertragen und gab ihr jetzt auch Lucca in der Form eines erblichen, vom französischen Reiche abhängigen Fürstenthums, das im Fall des Aussterbens der männlichen Linie an die Krone zurückfallen sollte, also unter allen Bedingungen, wie sie früher für deutsche Reichslehne gegolten hatten. Diese Schwester sollte künftig den Titel einer Fürstin von Piombino und Lucca führen.

Talleyrand erhielt den Auftrag, an Preußen und Oesterreich zu schreiben, um diese Handlungen zu erklären, von denen Napoleon glaubte, daß sie diesen Mächten gleichgültig seien. So heimlich die Rüstungen Oesterreichs indessen auch betrieben worden waren, so

war doch etwas davon verlautet und der erfahrene Napoleon hatte Argwohn geschöpft. Es bewegten sich Truppencorps nach Tyrol und den alten venetianischen Provinzen. Der Marsch dieser Truppen konnte nicht geläugnet werden und Oesterreich läugnete ihn auch nicht, erklärte aber, daß die großen Anhäufungen französischer Truppen bei Marengo und Castiglione für bloße militairische Feste zu beträchtlich seien, weshalb es Vorsichtsmaßregeln ergriffen habe, die sich außerdem durch das in Spanien und Toscana, hauptsächlich in Livorno ausgebrochene gelbe Fieber erklärten. Diese Entschuldigung war bis zu einem gewissen Punkte glaubwürdig, aber man mußte erforschen, daß ein bloßer Garnisonswechsel stattfinde, oder ob man die Armee wirklich rekrutire, die Regimenter vervollständige, die Reiterei beritten mache. Mehr als eine geheime Warnung, die von getreuen Polen kam, machte das Letztere wahrscheinlich. Napoleon schickte auf der Stelle verkleidete Offiziere nach Tyrol, Friaul und Kärnthen, um die Natur der zur Ausführung kommenden Rüstungen mit eigenen Augen zu beurtheilen. Er forderte zugleich von Oesterreich eine bestimmte Erklärung.

Er ersann noch ein anderes Mittel, die Stimmung dieses Hofes zu erforschen. Er hatte den Orden der Ehrenlegion gegen die Orden der befreundeten Höfe ausgetauscht. Mit Oesterreich war dies noch nicht geschehen und er wünschte sich auch mit dieser Macht auf denselben Fuß zu setzen, wie mit den andern. Wenn das Wiener Cabinet wirklich zu einem Kriege entschlossen sei, dachte er, so werde es nicht wagen, ihm im Angesicht Europa's und seiner Verbündeten ein Zeichen der Freundschaft zu geben, das nach dem Gebrauche der Höfe so bedeutsam war, vorzüglich einer so neuen Macht gegenüber wie Frankreich. Larochefoucauld hatte in Wien Champagny, den jetzigen Minister des Innern, ersetzt. Es wurde ihm befohlen, von Oesterreich eine Erklärung wegen der Rüstungen zu fordern und es zugleich aufzufordern, daß es seine Orden gegen den Orden der Ehrenlegion austausche.

Während Napoleon von Italien aus die Engländer in der Täuschung erhielt, daß die so oft angekündigte, so oft aufgeschobene Landung nichts sei als eine leere Drohung, beschäftigte er sich unaufhörlich mit den Mitteln, sie im Sommer auszuführen. Nie hat eine Operation so viel Depeschen und Couriere veranlaßt, als diese.

Die Consularagenten und Marineoffiziere, die in den spanischen und französischen Häfen angestellt waren, in Carthagena, Cadiz, Ferrol, Bayonne, an der Mündung der Gironde, in Rochefort, an der Mündung der Loire, in Lorient, Brest, Cherbourg, hatten Couriere zu ihrer Verfügung und meldeten die geringsten Neuigkeiten, die auf der See vorkamen, sogleich nach Italien. Die zahlreichen geheimen Agenten, die in den englischen Häfen unterhalten wurden, machten ebenfalls ihre Berichte, die sofort an Napoleon überschickt wurden. Endlich hatte Marbois, der eine große Bekanntschaft mit den englischen Angelegenheiten besaß, den besondern Auftrag, alle in England erscheinenden Journale selbst zu lesen und alle auf die Seeoperationen bezüglichen Nachrichten, selbst die kleinsten, zu übersetzen. Es verdient Beachtung, daß Napoleon, der alle Combinationen der englischen Admiralität richtig errieth, durch diese Journale am besten unterrichtet wurde. Obgleich sie gewöhnlich falsche Thatsachen berichteten, so gaben sie seinem merkwürdigen Scharfsinn doch die Mittel, die Wahrheit zu errathen. Eins ist noch merkwürdiger. Indem diese Journale Napoleon die außerordentlichsten und häufig die einfältigsten Pläne unterlegten, so hatten mehrere derselben doch, ohne es zu ahnen, seine wahre Absicht entdeckt und gesagt, daß er seine Flotten in weite Fernen schicke, um sie plötzlich im Canal zu vereinigen. Die Admiralität hatte auf diese Angabe, welche die Wahrheit enthielt, kein Gewicht gelegt, wenigstens ließen ihre Verfügungen annehmen, daß sie nicht daran glaube.

Napoleon hatte alle Veranlassung, mit dem Gange seiner Operation zufrieden zu sein, abgesehen von einem Umstande, der ihm höchst unangenehm war und eine letzte Umänderung seines großen Planes herbeiführte. Wir haben gesehen, daß der Admiral Missiessy im Januar nach den Antillen gesegelt war. Man kannte die Details seiner Expedition noch nicht, wußte aber, daß die Engländer für ihre Colonien sehr fürchteten und nach den amerikanischen Meeren Verstärkungen schickten, was für uns eine sehr vortheilhafte Diversion war. Der Admiral Villeneuve war am 30. März von Toulon ausgelaufen und in Cadiz erschienen, wo er sich mit sechs Linienschiffen und mehrern Fregatten unter Admiral Gravina, ferner mit dem französischen Linienschiffe Aigle vereinigt und seinen Weg nach Martinique fortgesetzt hatte. Man hatte von ihm seitdem keine

Nachrichten, wußte aber, daß es Nelson unmöglich gewesen war, ihn bei Toulon oder bei der Meerenge von Gibraltar zu erreichen. Die spanischen Seeoffiziere thaten Alles, was bei der gänzlichen Entblößung ihrer Marine nur möglich war. Der Admiral Salcedo vereinigte 7 Linienschiffe in Carthagena, der Admiral Gravina 6 in Cadiz, der Admiral Grandellana 8 in Ferrol, welche letzteren mit der französischen Abtheilung von diesem Hafen aus operiren sollten. Aber es fehlte in Folge der Seuche und des schlechten Zustandes des spanischen Handels an Matrosen und man nahm Fischer und Arbeiter aus den Städten, um Schiffsmannschaften zu bilden. Endlich hatte ein Mangel an Getreide, der zu der Finanznoth und der Epidemie hinzukam, die Hülfsquellen Spaniens dergestalt verringert, daß man sich die Schiffszwiebackvorräthe auf sechs Monate, die jedes Geschwader nöthig hatte, nicht verschaffen konnte. Der Admiral Gravina hatte kaum für 3 Monate, als er zu Villeneuve stieß, der Admiral Grandellana in Ferrol blos auf vierzehn Tage. Zum Glück war Ouvrard, dessen Stellung wir bereits kennen, in Madrid eingetroffen, wo er das Vertrauen des Hofes gewonnen, einen später zu erwähnenden Vertrag geschlossen und dem Mangel durch verschiedene Maßregeln eine Ende gemacht hatte. Es war ihm zugleich gelungen, die spanischen Flotten mit einigen Schiffszwiebackvorräthen zu versehen. Die Angelegenheiten gingen mithin in den Häfen der Halbinsel so gut, als der traurige Zustand der spanischen Verwaltung es nur gestattete.

Während aber der Admiral Missiessy in den englischen Antillen Schrecken verbreitete, während die Admirale Villeneuve und Gravina, ohne einen Unfall zu erleiden, nach Martinique segelten, konnte Ganteaume, der sich mit ihnen vereinigen sollte, nicht einen einzigen Tag finden, an dem das Auslaufen aus dem Hafen von Brest möglich gewesen wäre. Es war seit Menschengedenken nie vorgekommen, daß die Tag- und Nachtgleiche sich nicht durch Stürme bemerkbar gemacht hätte. Indessen waren die Monate März, April und Mai (1805) verflossen, ohne daß die englische Flotte ein einziges Mal genöthigt gewesen wäre, sich aus den Gewässern von Brest zu entfernen. Der Admiral Ganteaume, der das große Unternehmen kannte, zu dem er mitwirken sollte, erwartete den Augenblick der Abfahrt mit einer solchen Ungeduld, daß er zuletzt vor Kummer

krank geworden war. Das Wetter war fast immer ruhig und heiter. Zuweilen ließ ein Windstoß aus Westen, von Sturmwolken begleitet, auf ein Unwetter schließen, aber dann war der Himmel plötzlich wieder heiter. Es gab kein anderes Mittel, als einen ungleichen Kampf mit einem Geschwader, das der französischen Flotte an Zahl beinahe gleich war und sie an Qualität bedeutend übertraf. Die Engländer hatten ihre Blokadegeschwader vermehrt, da die Anwesenheit von zwei Flotten in Brest und Ferrol sie beunruhigte und das Auslaufen der Geschwader von Toulon und Cadiz ihren Argwohn erregte. Sie hatten vor Brest 20 Linienschiffe unter Admiral Cornwallis und vor Ferrol 7—8 unter Admiral Calder. In dieser Lage segelte Admiral Ganteaume bald nach der innern, bald nach der äußern Rhede und hatte seit zwei Monaten seine ganze Mannschaft an Bord, Soldaten und Matrosen. In seinem Kummer fragte er an, ob er, um das offene Meer zu gewinnen, eine Schlacht liefern solle, was ihm ausdrücklich verboten war.

Da Napoleon bedachte, daß es gefährlich sei, Villeneuve, Gravina und Missiessy in Martinique länger warten zu lassen, da die englischen Geschwader sie dort zuletzt erreichen würden, so veränderte er diesen Theil seines Planes noch einmal. Er bestimmte, daß Ganteaume, wenn er bis zum 20. Mai nicht auslaufen könne, in Brest warten solle, bis man ihn deblokire. Villeneuve erhielt Befehl, mit Gravina nach Europa zurückzukehren und die ursprünglich für Ganteaume bestimmt gewesene Aufgabe auszuführen, d. h. Ferrol zu deblokiren, wo er fünf französische und 7 spanische Schiffe treffen würde, dann wo möglich Rochefort zu berühren, um sich mit Missiessy zu vereinigen, der in dieser Zeit wahrscheinlich von den Antillen zurückgekehrt war, und sich endlich vor Brest zu zeigen, um Ganteaume freie Bahn zu machen, wodurch die Totalsumme seiner Streitkräfte auf 56 Linienschiffe gebracht wurde. Mit diesem Geschwader, dem größten, das jemals auf dem Ocean erschien, sollte er in den Canal einlaufen.

Dieser Plan war vollkommen ausführbar und hatte sogar große Aussichten auf Erfolg, wie die Ereignisse bald beweisen werden. Indessen war er weniger sicher als der erste. Wenn Ganteaume im April auslaufen konnte und Ferrol deblokirte, was ohne Kampf möglich war, da damals blos 5 bis 6 englische Schiffe jenen Hafen ein=

schlossen, wenn er sich dann nach Martinique begab, so bewirkte er seine Vereinigung mit Villeneuve und Gravina bald ohne Schlacht; alle drei erschienen dann mit 50 Linienschiffen in Europa und brauchten keinen Hafen zu berühren, ehe sie in den Canal einliefen. Daß sie den Engländern auf dem offenen Meere begegneten, war so unwahrscheinlich, daß dieser Fall nicht berücksichtigt zu werden brauchte. Dagegen hatte der neue Plan den Nachtheil, Villeneuve vor Brest wie vor Ferrol Kämpfen auszusetzen. Obgleich er in beiden Fällen eine große Ueberlegenheit besaß, so war man doch keineswegs sicher, daß die beiden Geschwader, die er befreien sollte, Zeit haben würden, an der Schlacht Theil zu nehmen. Man kann von Ferrol wie von Brest nur durch enge Pässe auslaufen und hier wie überall ist der Wind, der einlaufenden Schiffen günstig ist, ein anderer, als derjenige, der von auslaufenden benutzt werden kann, so daß möglicherweise vor beiden Häfen eine Schlacht geliefert werden konnte, ohne daß die eingeschlossenen Flotten daran Theil zu nehmen vermochten. Ein selbst unentschiedener Kampf reichte aber hin, Anführer zu entmuthigen, deren Vertrauen auf das Meer nicht groß war, so tapfer sie für ihre Person auch sonst waren. Hauptsächlich hatte der Admiral Villeneuve nicht die den Umständen angemessene Festigkeit und es war daher zu bedauern, daß das schöne Wetter die erste Combination vereitelt hatte.

Es gab noch einen andern Plan, dem Napoleon einen Augenblick sich zuneigte, der ihm weniger Streitkräfte gab, aber Villeneuve auf eine sichere Weise in den Canal führte. Dieser Plan bestand darin, Villeneuve weder nach Ferrol, noch nach Brest zu schicken, sondern ihn um Schottland segeln zu lassen, von wo er das Nordmeer und Boulogne leicht erreichte. Dann hatte man allerdings statt 50 Linienschiffen blos 20, aber diese Zahl genügte für drei Tage und die Flotille konnte sicher überschiffen. Napoleon hätte diesem Plane beinahe den Vorzug gegeben, aber der Sicherheit wegen wollte er eine größere Anzahl von Schiffen im Canal haben und kam daher zu dem ersten Entwurfe zurück, Ferrol und Brest von Villeneuve deblokiren zu lassen.

Dies war die letzte Veränderung, welche die Umstände in seinen Plan brachten. Wie er selbst in einer Nachschrift zu einem seiner Briefe erzählt, war es auf einem Feste, wo er alle diese Combi-

nationen erwog und seinen Entschluß faßte. Er gab auf der Stelle die nöthigen Instructionen. In Rochefort lagen zwei Linienschiffe in Bereitschaft, die der Contreadmiral Magon befehligte. Er mußte sofort nach Martinique absegeln, um die Umänderung des Planes anzuzeigen. In Lorient, Nantes, Rochefort waren Fregatten aufgestellt, die, sobald man die Gewißheit hatte, daß Ganteaume nicht mehr auslaufen könne, Villeneuve den Befehl zu überbringen hatten, sofort nach Europa zurückzukehren, um den neuen Plan auszuführen. Jede Fregatte sollte von einer Brigg begleitet werden, die ein Duplicat des Befehls mitbekam. Wenn die Fregatte genommen wurde, rettete sich die Brigg und übergab das Duplicat. Die Depeschen waren in bleierne Büchsen eingeschlossen und zuverlässigen Capitains übergeben, um im Fall einer Gefahr in das Meer geworfen zu werden. Diese und die nachfolgenden Vorsichtsmaßregeln verdienen als Lehren für die Regierungen erwähnt zu werden.

Man hatte große Maßregeln getroffen, damit die Flotten von Brest und Ferrol in den Stand gesetzt würden, die zu ihrer Befreiung herbeieilenden Geschwader zu unterstützen. Ganteaume sollte außerhalb der Rhede vor Brest ankern, bei Bertheaume, einem offenen Orte von zweifelhafter Sicherheit. Um diesen Fehler abzustellen, war ein Artilleriegeneral von Paris eingetroffen und hatte 150 Feuerschlünde und Batterien aufgestellt. Gourdon, der in Ferrol den kranken Boudet ersetzt hatte, sollte nach Coruna segeln, dessen Rhede offen ist, und eben dahin war der Admiral Grandellana beordert. Man hatte dem spanischen Hofe Vorstellungen gemacht, diese Rhede durch Batterien sicher zu stellen. Für den Fall, daß die von Amerika herbeikommenden Schiffe ihre Lebensmittel verzehrt haben sollten, hatte man in Ferrol, Brest, Cherbourg, Boulogne Millionen Rationen von Schiffszwieback aufgestapelt, die im Augenblicke eingeschifft werden konnten. Den Admiral Missiessy erwartete in Rochefort der Befehl, sofort wieder unter Segel zu gehen, die irischen Küsten einige Tage zu beunruhigen und dann in einiger Entfernung von Ferrol zu kreuzen, in einer bestimmten Breite, wo Admiral Villeneuve sich mit ihm vereinigen werde.

Während diese Vorsichtsmaßregeln für die Seesoldaten getroffen wurden, gingen die unablässigen und geheimen Bemühungen für das Landheer dahin, den Effectivbestand der Kriegsbataillone an den Kü-

sten des Oceans zu vergrößern. Die Expeditionstruppen beliefen sich jetzt auf 160,000 Mann, ohne das Corps von Brest, das nach der neuen Bestimmung, welche die Flotte von Ganteaume bekommen hatte, aufgelöst werden sollte. Admiral Verhuel sollte mit der batavischen Flotte nach Ambleteuse segeln, damit die ganze Expedition von den vier Häfen aus, die mit Boulogne im Zusammenhange stehen, abfahren könne. Diese neugeschaffenen Häfen waren seit zwei Jahren versandet. Neue Arbeiten hatten sie wieder gereinigt. Außerdem hatte man die Schiffe der Flotille ausgebessert, die durch das unaufhörliche Hin- und Hersegeln in einem seiner ganzen Länge nach von Stürmen durchzogenen Ankerplatze etwas angegriffen worden waren.

Während diese Menge von Befehlen erlassen wurde, hatte Napoleon seine Reise in Italien fortgesetzt. Er hatte Bergamo, Verona, Mantua besucht, einer Darstellung der Schlacht von Castiglione, auf dem Schlachtfelde selbst von 25,000 Mann ausgeführt, beigewohnt, mehrere Tage in Bologna verweilt und endlich in Modena, Parma, Piacenza und dem prächtigen, durch einen Federzug erhaltenen Genua seinen Einzug gehalten. In der letzten Stadt verweilte er vom 30. Juni bis 7. Juli unter Festen, die der Marmorstadt würdig waren. Er fand dort einen berühmten Mann, ermüdet durch eine zwölfjährige Verbannung und durch eine Opposition, die durch religiöse Pflichten nicht mehr gerechtfertigt wurde: den Cardinal Maury. Dieser wollte jetzt dem Beispiel des Papstes folgen und sich dem Wiederhersteller des Cultus nähern; in Genua wurde ihm Gelegenheit gegeben, wieder in Gnade zu kommen. Gleich jenen Anhängern des Pompejus, die einer nach dem andern dahin strebten, Cäsar in einer der Städte des Reichs zu begegnen, um seine Anziehungskraft auf sich wirken zu lassen, war der Cardinal Maury in Genua erschienen, um sich vor dem neuen Cäsar zu beugen. Napoleon empfing ihn mit der Höflichkeit eines genialen Mannes, der einem geistreichen Mann zu gefallen wünscht, und gab ihm zu verstehen, daß seine Rückkehr nach Frankreich mit den höchsten Kirchenwürden belohnt werden würde.

Nachdem Napoleon den Eidschwur der Genuesen empfangen, mit dem Ingenieur Forfait das Seeetablissement, was er in diesem Meere gründen wollte, besprochen, und Lebrun die Organisation dieses neuen Theiles seines Reiches übertragen hatte, reiste er nach Turin ab, wo er sich einzig mit Revuen zu beschäftigen schien. Am 8. Juli Abends

reiste er mit zwei sehr einfachen Postwagen ab, ließ sich unterwegs für den Minister des Innern ausgeben und kam in achtzig Stunden in Fontainebleau an. Er traf dort am 11. Morgens ein. Der Erzkanzler Cambacérès und die Minister waren bereits da, um seine letzten Befehle zu empfangen. Er wollte zu einer Expedition abreisen, die ihn entweder zum unumschränkten Beherrscher der Welt machte, oder wie einen neuen Pharao in den Abgrund des Oceans stürzte. Niemals war er ruhiger und hoffnungsreicher gewesen. Aber der Wille des größten Mannes ist nur eine ohnmächtige Laune, wenn die Vorsehung anders beschlossen hat. Hier haben wir davon ein merkwürdiges Beispiel. Während Napoleon Alles in Bereitschaft gesetzt hatte, mit dem bewaffneten Europa zwischen Dover und Boulogne zusammenzutreffen, wollte die Vorsehung, daß dieser Kampf an ganz andern Orten stattfinden sollte.

Der Kaiser Alexander hatte die Ratification des Vertrags, der die neue Coalition constituirte, bis zu dem Augenblicke verschoben, da England in die Räumung von Malta willigen würde. Da er an einer günstigen Antwort nicht zweifelte, so hatte er für Nowosiltzoff Pässe verlangt, um sich mit Napoleon so rasch als möglich zu verständigen. Seine kriegerische Gluth minderte sich in demselben Maße, als die Gefahr nahe trat, und er hoffte durch dieses schnelle Handeln die Aussicht auf Frieden zu vermehren. Er hatte das Cabinet von London aber schlecht beurtheilt. Letzteres weigerte sich mit Bestimmtheit, die Insel Malta zu räumen. Diese Nachricht kam in Petersburg an, während Nowosiltzoff in Berlin war, und stürzte das russische Cabinet in eine unbeschreibliche Verwirrung. Was sollte man thun? Gab man England nach, so nahm man in den Augen Europa's eine sehr untergeordnete Stellung ein und mußte jeder Unterhandlung mit Frankreich entsagen, denn Nowosiltzoff wurde von Paris sofort weggeschickt, vielleicht auf eine beschimpfende Weise, wenn er die Räumung von Malta nicht versprechen konnte. Man mußte dann für Englands Rechnung in seinem Solde Krieg führen und Europa wußte, daß dem so war. Brach man dagegen mit England, so gestand man öffentlich, daß man sich in seine Politik eingelassen habe, ohne sie zu kennen, so gab man Napoleon im Angesichte der Welt Recht und isolirte sich selbst auf eine lächerliche Weise, nachdem man sich mit Frankreich aus Leichtsinn, mit England wegen dessen über-

triebenen Forderungen überworfen hatte. Indem man von Englands Willen nicht abhängen mochte, verfiel man in die Willkür Napoleons, der die Bedingungen der Annäherung an Frankreich dictiren konnte.

Wenn Napoleon durch den großen Fehler, den er mit der Einverleibung Genua's beging, dem russischen Cabinet*) nicht zu Hülfe gekommen wäre, so würde er seine Feinde in die größte Verwirrung gebracht haben. Das russische Cabinet berieth eben über seine mißliche Stellung, als es die Einverleibung von Genua erfuhr. Die Freude war groß, denn dieses unvorhergesehene Ereigniß entriß die unvorsichtigen Staatsmänner ihrer Verlegenheit. Man beschloß, einen großen Lärm zu erheben und laut zu erklären, daß man nicht länger mit einer Regierung unterhandeln könne, die jeden Tag neue Usurpationen begehre. Man hatte jetzt einen guten Vorwand, Nowosiltzoff von Berlin zurückzurufen, und übersandte ihm auf der Stelle den Befehl, nach Petersburg zurückzukehren, indem man eine Note an den König von Preußen hinzufügte, um diese Veränderung des frühern Entschlusses zu rechtfertigen. Man hielt sich jetzt nicht länger verpflichtet, auf der Räumung Malta's zu bestehen, und ratificirte den Vertrag, der die dritte Coalition begründete, indem man sich auf die neuliche Usurpation des Kaisers der Franzosen berief.

Nowosiltzoff befand sich in Berlin, wo der König von Preußen endlich eingetroffen war. Seine Zurückberufung machte ihm großen Kummer, denn er verlor dadurch die Gelegenheit, eine wichtige Verhandlung zu führen. Er verhehlte dem König sein Mißvergnügen nicht und sagte ihm, daß er persönlich entschlossen gewesen sei, in Paris Alles zu thun, um den Kaiser zu gewinnen, daß er sogar im Namen seines Hofes bedeutende Concessionen gemacht haben würde. Dies war für den König von Preußen ein Grund mehr, die neuen Uebergriffe Napoleons zu beklagen und in seine gewöhnlichen Klagen auszubrechen, denn jeder neue Grund zu einem Kriege, der zu den bereits zahlreichen Zwistigkeiten hinzukam, bekümmerte ihn tief.

In Wien war die Wirkung noch entscheidender. Hier wurde man durch die Einverleibung Genua's nicht den Verlegenheiten eines leichtsinnigen Benehmens entrissen, sondern einem langen Zaudern.

*) Ich erzähle die Verlegenheiten des russischen Cabinets nach authentischen Documenten.

Man sah seit langer Zeit, daß Napoleon ganz Italien zu haben wünsche, und konnte sich nicht entschließen, ihm das schöne Land zu überlassen, ohne noch einmal mit dem Muth der Verzweiflung darum zu kämpfen. Aber die österreichischen Finanzen befanden sich in einem traurigen Zustande; in Ober- und Niederösterreich, in Böhmen, Mähren und Ungarn herrschte Hungersnoth. In Wien war das Brod so theuer, daß die sonst so unterwürfige Bevölkerung mehrere Bäckerladen gestürmt hatte. Bei dieser Lage würde man noch lange gezaudert haben, sich in die Kosten eines dritten Krieges gegen einen so furchtbaren Gegner wie Napoleon zu stürzen; als man aber die Einverleibung von Genua, die Gründung des Herzogthums Lucca erfuhr, hatte alle Ungewißheit mit einem Male ein Ende. Der Beschluß, zu kämpfen, wurde auf der Stelle gefaßt. Dieser definitive Entschluß wurde nach Petersburg gemeldet, wo große Freude entstand, da man die Mitwirkung Oesterreichs als das glücklichste Ereigniß betrachten mußte.

Der Beitritt des Wiener Cabinets zum Coalitionsvertrage wurde ohne Zögern unterzeichnet. Rußland übernahm es, bei England zu vermitteln, daß Oesterreich so viele Subsidien als möglich bekomme. Man verlangte und erhielt als Beitrag zu den Rüstungen eine Million Pfund Sterling, ferner die augenblickliche Einzahlung der Hälfte der jährlichen Subsidie, d. h. zwei Millionen Pfund Sterling. Der Feldzugsplan wurde von Winzingerode und dem Fürsten Schwarzenberg berathen. Es wurde verabredet, daß 10,000 Russen und einige Tausend Albanesen in Neapel landen und eine Unternehmung gegen Unteritalien vorbereiten sollten, während 100,000 Oesterreicher nach der Lombardei marschiren würden. Die große österreichische Armee, gestützt auf 60,000 durch Galizien heranziehende Russen sollte in Baiern agiren, eine Armee von 80,000 Russen an die preußische Grenze rücken, eine zweite Armee, aus Russen, Engländern, Hannoveranern und Schweden bestehend, von Schwedisch-Pommern aus gegen Hannover marschiren. Rußland verpflichtete sich außerdem, bedeutende Reserven aufzustellen und nach allen bedrohten Punkten zu schicken. Die Engländer sollten an den zugänglichsten Punkten des französischen Reiches Landungen machen, sobald die Diversion, mit der Napoleon bedroht war, die Aufhebung des Lagers von Boulogne herbeigeführt haben würde. Es wurde beschlossen, daß die zu Oesterreichs

Unterstützung bestimmten Truppen noch vor dem Herbst marschiren sollten, damit Napoleon nicht den Winter benutzen könne, um die österreichische Armee zu zerschmettern.

Es wurde außerdem bestimmt, daß das Wiener Cabinet seine Verstellung fortsetzen, seine Rüstungen läugnen und thätiger denn je waffnen solle. Wenn sich die Heuchelei nicht mehr fortsetzen ließ, so sollte es von Verständigung reden und die von Nowosiltzoff abgebrochenen Unterhandlungen in seinem und Rußlands Namen wieder aufnehmen. Man wollte auch jetzt jede Verbindung mit England läugnen und den Anschein annehmen, als unterhandle man blos für den Continent. Die gewöhnliche Falschheit der Schwäche charakterisirt dieses ganze Benehmen.

Preußen schwebte in der größten Angst. Ohne in das Geheimniß eingedrungen zu sein, ahnete es doch, daß ein Krieg beschlossen sei, und lehnte die Theilnahme daran nach allen Seiten ab, indem es Rußland sagte, es sei den Streichen Napoleons zu sehr ausgesetzt, Napoleon, es habe von Rußland zu sehr zu fürchten.

Zastrow war von Petersburg nach einer erfolglosen unangenehmen Mission zurückgekehrt. Ein unvorhergesehener Umstand hätte beinahe zu der plötzlichen Entdeckung der Coalition geführt. Seitdem Schweden mit England einen Subsidienvertrag geschlossen hatte und der Coalition beigetreten war, füllte sich Stralsund mit Truppen. Man weiß, daß diese wichtige Festung der letzte Standpunkt Schwedens im nördlichen Deutschland war. Napoleon hatte durch Berichte seiner Agenten erfahren, daß auf dieser Seite etwas vorgehe, und den König von Preußen benachrichtigt, indem er ihm schrieb, er möchte auf die Neutralität des nördlichen Deutschlands Acht haben; was ihn betreffe, so werde er bei der ersten Gefahr 30,000 Mann mehr nach Hannover senden. Diese wenigen Worte hatten den König von Preußen bestimmt, den König von Schweden aufzufordern, daß er seine Rüstungen in Schwedisch-Pommern einstelle. Der König von Schweden hatte darauf geantwortet, er sei Herr in seinem Hause und rüste, wenn er es für seine Sicherheit nothwendig halte; wolle Preußen seine Freiheit beeinträchtigen, so rechne er auf den König von England und den Kaiser von Rußland, seine Verbündeten, daß sie der Unabhängigkeit seiner Staaten Achtung zu verschaffen wissen würden. Er ging sogar noch weiter und schickte dem König Friedrich Wilhelm die preußischen Orden zurück, indem er sagte, er

könne Insignien nicht tragen, die dem grausamsten Feinde Europa's verliehen seien.

Dieser Schimpf kränkte Friedrich Wilhelm sehr, und so vorsichtig er auch war, würde er doch Rache genommen haben, wenn Rußland nicht intervenirt und erklärt hätte, daß Schwedisch-Pommern unter seinem Schutz stehe und unverletzlich bleiben müsse. Preußen schickte nun den schwedischen Gesandten zurück und erklärte Napoleon, daß es für mögliche Ereignisse in Hannover nicht einstehen könne, aber jedenfalls garantire, daß das preußische Gebiet von feindlichen Armeen nicht durchzogen werden solle.

Der Horizont verdüsterte sich also von allen Seiten und auf eine Weise, die dem blödesten Auge sichtbar werden mußte. Es liefen zahlreiche Meldungen ein, daß in Friaul, Oberösterreich und Tyrol Truppen versammelt würden. Man sprach nicht mehr blos von einfachen Truppenzusammenziehungen, sondern von Organisation der Specialwaffen, was noch viel bezeichnender war. Die Remontirung der Reiterei, die Versorgung der Artillerie mit Pferden und die Versetzung derselben an die Ufer der Etsch, die Anhäufung beträchtlicher Magazine, der Bau von Feldschanzen in den Lagunen von Venedig, von Brücken über die Piave und den Tagliamento — dies Alles ließ keinen Zweifel mehr aufkommen. Oesterreich läugnete mit einer Falschheit, von der in der Geschichte wenig Beispiele vorkommen, und gestand blos zu, daß es in den venetianischen Staaten einige Vorsichtsmaaßregeln treffe, zu denen die Anhäufung der französischen Truppen in Italien Veranlassung gegeben habe. Den Austausch der Orden verweigerte es unter verschiedenen Vorwänden.

Nach dem Eindruck aller dieser Umstände mußte Napoleon in den wenigen Tagen, die er in Fontainebleau und St. Cloud bis zu seiner Abreise nach Boulogne zubrachte, einen Entschluß fassen. Er mußte sich für eine Landung bestimmen oder für einen Marsch gegen die Mächte des Continents. Am 11. Juni, am Tage seiner Ankunft in Fontainebleau, war der Erzkanzler Cambacérès selbst erschienen, um mit ihm über die großen Angelegenheiten des Augenblicks zu verhandeln. Dieser ernste Mann erschrak über die Stimmung des Continents, über die deutlichen Symptome eines nahen Krieges und betrachtete die Ereignisse in Italien mit Recht als die Veranlassung eines Bruchs. Bei dieser Lage konnte er nicht rechtfertigen, daß

Napoleon Italien und Frankreich den Streichen der Coalition ausgesetzt lasse, um sich auf England zu werfen. Napoleon, der voll Vertrauen zu seinem großen Plane eines Seekriegs war, dessen Geheimniß selbst der Erzkanzler nicht vollständig kannte, Napoleon legte auf keinen dieser Einwürfe ein Gewicht. Nach seiner Ansicht berührte die Besitzergreifung von Genua und Lucca Rußland nicht, da dieses Reich in Italien nichts zu schaffen habe. Der russische Hof müsse sich glücklich schätzen, wenn er ihn nicht zur Rechenschaft ziehe über das, was in Grusien, in Persien, selbst in der Türkei geschehen. Er habe sich von England gewinnen lassen, stehe mit ihm sichtbar in einem Bündnisse: Nowosiltzoff sei nur ein englischer Commissair gewesen, den man ihm habe schicken wollen, aber er würde ihn nach Verdienst empfangen haben. So eng Rußland und England auch verbunden seien, so vermöchten Beide doch nichts ohne Oesterreich, ohne die Heere und das Gebiet dieser Macht, und Oesterreich, das Frankreich im Grunde stets fürchte, werde noch einige Zeit zaudern, ehe es sich gänzlich fortreißen lasse. Jedenfalls werde es nicht so schnell in Bereitschaft sein, um die Expedition nach England zu verhindern. Einige Tage seien für diese Expedition ausreichend, und sei das Meer einmal frei, so gehe es mit allen Coalitionen zu Ende; Oesterreich werde dann den gegen Frankreich gehobenen Arm auf der Stelle senken. „Vertrauen Sie mir," sagte Napoleon zu dem Erzkanzler Cambacérès, „vertrauen Sie meiner Thätigkeit. Ich werde die Welt durch die Wucht und die Schnelligkeit meiner Schläge überraschen."

Er gab dann einige Befehle für Italien und die Rheingrenze. Er befahl Eugen, in Mailand zu bleiben, und dem Marschall Jourdan, seinem militairischen Rathgeber, die Festungen zu versorgen, die Feldartillerie zu vereinigen, Zugpferde zu kaufen und Belagerungsparks zu bilden. Die Truppen, die bei Marengo und Castiglione paradirt hatten, ließ er der Etsch näher rücken. Er hatte seit einiger Zeit in der Umgegend von Pescara eine Reservedivision gebildet, um den General Saint Cyr im Nothfall zu unterstützen. Diesem General befahl er, auf seiner Hut zu sein, und sobald er die geringste Unternehmung der Russen oder Engländer gegen irgend einen Punkt von Calabrien erfahre, von Tarent nach Neapel zu ziehen, den Hof in das Meer zu stürzen und sich des Königreichs zu bemächtigen.

Die schwere Reiterei und die Regimenter, die an der Expedition

nach England nicht theilnehmen sollten, wurden an den Rhein geschickt. Nach Metz, Straßburg und Mainz ergingen Befehle, die Feldartillerie einzurichten.

Napoleon gab endlich auch Talleyrand seine letzten Befehle bezüglich der italienischen Angelegenheiten. Bei jeder neuen Nachricht über die Rüstungen Oesterreichs sollte er diesen Hof benachrichtigen, seiner Heuchelei überführen, mit der Hinweisung auf die Folgen eines solchen Benehmens schrecken. Dieses Mal war Oesterreich der Untergang gedroht, wenn es die Expedition nach England unterbrach. Was Preußen betrifft, so unterhandelte man mit ihm seit längerer Zeit über Hannover. Man mußte diese Gelegenheit benutzen, um es über diese kostbare Erwerbung auszuforschen und seine bekannte Herrschsucht zu erwecken. Gab es der Lockung nach, so wurde ihm Hannover sofort angeboten unter der Bedingung eines offenen Bündnisses mit Frankreich. Mit einem solchen Bündnisse konnte Frankreich Oesterreich erschrecken und für lange Jahre unbeweglich machen. Jedenfalls glaubte er seine Angelegenheiten im Canal besser zu fördern, als durch die geschicktesten Unterhandlungen.

Die Zeit drängte, an den Küsten des Oceans war Alles bereit und Villeneuve konnte in jedem Augenblicke vor Ferrol, Brest und im Canal erscheinen. Der Admiral Missiessy war nach Rochefort zurückgekommen, nachdem er durch die Antillen gesegelt, den Engländern Dominica genommen, Guadeloupe und Martinique mit Truppen, Waffen und Munition versehen und viele Prisen gemacht hatte. Er war indessen zu früh gekommen, und da er einigen Widerwillen verrieth, wieder in See zu gehen, so hatte ihn Napoleon durch den Capitain Lallemand ersetzt und diesen vortrefflichen Offizier gezwungen, noch vor der Ausbesserung seiner Schiffe auszulaufen, um Villeneuve bis nach der Höhe von Ferrol entgegenzufahren. Nachdem dies Alles beendet war, begab sich Napoleon mit dem Marschall Berthier nach Boulogne, ließ Cambacérès und Talleyrand in Paris zurück und ertheilte dem Admiral Decrès den Befehl, sofort dort einzutreffen. Er erreichte Boulogne am 3. August unter dem lauten Freudengeschrei einer Armee, die sich nach und nach zu langweilen anfing, daß sie seit $2\frac{1}{2}$ Jahren dieselben Uebungen wiederholen mußte, und fest glaubte, daß sich dieses Mal Napoleon an ihre Spitze stellen werde, um nach England zu segeln.

Gleich am folgenden Tage versammelte er die ganze Infanterie am Strande. Sie nahm mehr als 3 Stunden ein und bildete eine Masse von mehr als 100,000 Menschen. Seit er befehligte, hatte er nichts Schöneres gesehen. Am Abend schrieb er aus seinem Hauptquartier dem Admiral Decrès die bezeichnenden Worte: „Die Engländer wissen nicht, was über ihren Häuptern schwebt. Wenn wir zwölf Stunden lang der Ueberfahrt sicher sind, hat England gelebt.“*)

Er hatte jetzt in den vier Häfen (Ambleteuse, Wimereux, Boulogne, Etaples) links vom Cap Grisnez und unter dem Winde von Boulogne alle die Truppencorps vereinigt, die sich auf der Flotille einschiffen sollten. Dieser zwei Jahre alte Wunsch war endlich in Erfüllung gegangen, Dank sei es seiner großen Thätigkeit, Dank auch einem glänzenden Gefecht, das die batavische Flotille unter dem Befehl des Admiral Verhuel bei Cap Grisnez in Gegenwart des ganzen englischen Geschwaders bestanden hatte. Dieses Gefecht, das am 18. Juli (29. Messidor), einige Tage vor der Ankunft Napoleons stattfand, war das bedeutendste, das die Flotille gegen die Engländer zu bestehen hatte. Mehrere Divisionen holländischer Truppen trafen bei Cap Grisnez auf 45 englische Segel, Linienschiffe, Fregatten, Corvetten und Briggs und bekämpften sie mit seltener Kaltblütigkeit und einem vollständigen Erfolge. Das Zusammentreffen war gefährlich, weil die englischen Schiffe bei der großen Wassertiefe unsere schwachen Fahrzeuge ganz in der Nähe bedrängen konnten. Trotz dieses Vortheils des Feindes hielten sich die holländischen Schaluppen ihren mächtigen Gegnern gegenüber. Die Strandartillerie kam herbei, die Flotte von Boulogne lief zur Unterstützung aus und Admiral Verhuel segelte unter einem Regen von Kugeln in halber Kanonenschußweite an dem englischen Geschwader vorüber, ohne ein einziges Schiff zu verlieren. Dieser Kampf gründete den Ruf des Admiral Verhuel in der Armee und erfüllte die 160,000 Matrosen und Soldaten, die auf französischen und holländischen Fahrzeugen den Canal überschreiten wollten, mit Vertrauen.

Napoleon hatte gegenwärtig seine ganze Armee in Bereitschaft.

---

*) Schreiben an Decrès vom 16. Thermidor des Jahres XIII. (4. Aug. 1805); Archiv des Staatssecretariats.

In zwei Stunden konnten Menschen und Pferde eingeschifft und in 24 Stunden nach Dover hinübergesetzt werden. Was das Material betrifft, so befand es sich seit langer Zeit am Bord der Schiffe.

Die auf diesem Punkte vereinigte Armee bestand jetzt beinahe aus 132,000 Streitern und 15,000 Pferden, ohne das Corps des Generals Marmont im Texel, das aus 24,000 Mann bestand, und ohne die 4000 Mann in Brest, die auf dem Geschwader von Ganteaume segeln sollten. Die 132,000 Mann, die auf der Flotille übersetzen und aus den vier obengenannten Häfen auslaufen sollten, waren in 6 Armeecorps getheilt. Die Avantgarde, von Lannes befehligt und 14,000 Mann stark, aus der Division Gazan und den berühmten Grenadieren von Arras bestehend, sollte sich in Wimereux einschiffen. Diese 10 Grenadierbataillone, die an sich allein das schönste Fußvolk von der Welt bildeten, waren zu der Ehre berufen, unter der begeisternden Führung von Lannes und Oudinot auf der englischen Küste zuerst zu landen. Dann kam das Haupttreffen, in rechten Flügel, linken Flügel und Centrum getheilt. Der rechte Flügel, von Davoust befehligt und 26,000 Mann zählend, aus jenen tapfern Divisionen Morand*), Friant und Gudin bestehend, die sich später bei Jena und in tausend Schlachten unsterblich machten, sollte sich in Ambleteuse auf der holländischen Flotille einschiffen. Das Centrum, unter Marschall Soult, 40,000 Mann in vier Divisionen getheilt, unter dem Befehl von Vandamme, Suchet, Legrand und St. Hilaire, war für die vier um Boulogne vereinigten Geschwader bestimmt. Der linke Flügel endlich, das Lager von Montreuil, wurde von dem unerschrockenen Ney befehligt. Er bestand aus 22,000 Mann und zählte drei Divisionen, namentlich jene Division Dupont, die sich bald bei der Brücke von Halle und bei Friedland mit Ruhm bedeckte. Dieses Corps sollte von Etaples auf zwei Geschwadern der Flotille abfahren. Eine Elitedivision der Garde, 3000 Mann stark und gegenwärtig im Marsch, sollte sich in Boulogne mit dem Centrum vereinigen.

Die sechste Unterabtheilung dieser großen Armee war endlich das, was man die Reserve nannte. Ihr Anführer war der Prinz Ludwig; sie umfaßte die Dragoner und Jäger zu Fuß, von General Klein und Margaron befehligt, die schwere Reiterei unter Nansouty

---

*) In der damaligen Zeit noch Division Bisson.

und eine italienische Division, die in ihrer Haltung den schönsten französischen Truppen gleich kam. Napoleon hatte gesagt, er wolle den Engländern etwas zeigen, was sie seit Cäsar nicht gesehen hätten, nämlich Italiener auf ihrer Insel, und die Italiener werde er lehren, sich selbst zu achten und sich so gut zu schlagen wie die Franzosen. Diese Reserve, die aus 27,000 Mann bestand und hinter allen Lagern aufgestellt war, sollte das Ufer besetzen, sobald die fünf Armeecorps abgesegelt seien. Da man annahm, daß ein Geschwader die Ueberfahrt für einige Tage frei erhalten werde, so sollte die Transportflotille sich auf einige Stunden von der Kriegsflotille trennen, um diese Reserve wie die zweite Hälfte der Pferde aufzunehmen. In der That konnte die Flotille von den 15,000 Pferden blos 8000 auf einmal einschiffen; ein zweiter Transport würde die 7000 andern übergeführt haben.

So konnte Napoleon mithin außer den 24.000 Mann von Marmont und den 4000 Mann in Brest unmittelbar über eine Masse von 132,000 Mann verfügen, worunter 100,000 Mann Infanterie, 7000 Mann berittene, 12,000 Mann unberittene Reiterei, 13,000 M. Artillerie *).

Mit dieser furchtbaren Masse von Streitern erwartete Napoleon das Geschwader von Villeneuve.

Dieser Admiral war, wie wir gesehen haben, am 30. März von Toulon ausgelaufen, mit 11 Linienschiffen, worunter 2 von 80 Kanonen, und 6 Fregatten. Nelson kreuzte nach Barcelona hin. Um den Glauben zu erwecken, daß er in diesen Gewässern bleiben wolle, war er plötzlich nach den Küsten von Sardinien gesegelt, in der Hoffnung, daß die Franzosen, durch die verbreiteten Gerüchte getäuscht, die spanischen Küsten vermeiden und ihm selbst entgegenkommen würden. Durch ein Schiff aus Ragusa erfuhr aber die französische Flotte die Wahrheit, segelte zwischen den Balearen und Carthagena hin, erreichte den letztern Platz am 7. April und verweilte

*) Ich habe alle diese Zahlen einem Büchelchen des Kaisers, das er immer bei sich trug, entnommen. Dieses Büchelchen findet sich im Archiv des Louvre und giebt einzig und allein die wahren Angaben über die Armee des Oceans, die sich weder im Kriegs- noch Marine-Archive vorfinden. So haben auch sämmtliche militairischen Schriften nur ungenaue Zahlen über den Bestand der Armee angegeben.

dort wegen Windstille einen Tag. Der spanische Admiral Salcedo konnte sich mit ihr nicht vereinigen, da er keinen Befehl dazu hatte, und Villeneuve lief nun bei günstigem Winde wieder aus und zeigte sich am 9. April am Eingange der Meerenge, gegen Mittag segelte er in sie ein in zwei Colonnen, die Fregatten voran, alle Schiffe zum Kampfe bereit. In Gibraltar erkannte man die französische Flagge, läutete Sturm und feuerte die Lärmkanone ab, denn im Hafen befand sich blos eine sehr schwache Division. Villeneuve erschien an demselben Abende im Angesicht von Cadiz. Der Capitain des Aigle beeilte sich, als er seine Signale sah, von der Rhede auszulaufen, und auch der tapfere Gravina, der nichts vernachlässigt hatte, schickte sich an, die Anker zu lichten. Aber in Cadiz war noch zu Vieles zurück. Die 2500 nach den Inseln bestimmten Spanier waren noch nicht einmal eingeschifft, die Lebensmittel noch nicht ganz am Bord. Der Admiral Gravina brauchte noch mindestens 48 Stunden länger, aber Villeneuve drängte und sagte, er dürfe nicht warten. Obgleich seine erste Unruhe sich etwas gelegt hatte, glaubte der französische Admiral doch noch immer Nelson an seinen Fersen zu erblicken. Gravina schiffte sich nun in der größten Verwirrung ein, indem er sich vornahm, seine Einrichtung auf dem Meere zu vollenden, und lief während der Nacht aus Cadiz aus.

Gegen zwei Uhr des Morgens benutzte Villeneuve den günstigen Wind und nahm seine Richtung nach Westen. Am 11. befand er sich auf offenem Meere und war den Engländern mithin entschlüpft. Am 11. und 12. wartete er auf die spanischen Schiffe, aber blos 2 erschienen, und da er keine Zeit mehr verlieren mochte, so ging er unter Segel, indem er darauf rechnete, daß die andern Schiffe entweder unterwegs oder in Martinique zu ihm stoßen würden, denn dieser gemeinschaftliche Sammelplatz war jedem Schiffsbefehlshaber angedeutet worden. Uebrigens kannte Niemand, Villeneuve ausgenommen, die große Bestimmung des Geschwaders.

Villeneuve hätte sich beruhigen und einiges Zutrauen zu sich selbst fassen sollen, denn die größten Schwierigkeiten seines Unternehmens waren jetzt besiegt, nachdem er Toulon verlassen, die Meerenge zurückgelegt und die Spanier mit sich vereinigt hatte. Aber der Anblick seiner Schiffsmannschaften erfüllte ihn mit Kummer. Er fand sie weit unter dem, was die Engländer waren oder was

die Franzosen zur Zeit des amerikanischen Krieges gewesen waren. Dies war natürlich, denn sie verließen den Hafen zum ersten Male. Er beklagte sich nicht allein über das Personal, sondern auch über das Material seines Geschwaders. Drei seiner Schiffe, der Formidable, der Intrepide und der Atlas, segelten mittelmäßig oder schlecht. Ein neues Schiff, der Pluto, hatte schlechtes Eisen, das häufig brach. Der Admiral Villeneuve empfand überdies Alles den größten Kummer, der seinen Muth niederdrückte. Der Adjutant des Kaisers, Lauriston, that sein Möglichstes, um ihn aufzurichten, aber vergebens. Er hatte übrigens vortreffliche Capitaine, die der Unerfahrenheit der Mannschaft und der mangelhaften Rüstung möglichst abhalfen. Ein gewisser Trost für ihn lag in den spanischen Schiffen, die viel schlechter waren, als die seinigen.

Der getäuschte Nelson suchte das französische Geschwader anfangs im Süden und Osten des Mittelmeers. Als er am 16. April erfuhr, daß es nach der Meerenge segele, wurde er von Westwinden bis zum 30. zurückgehalten. Am 10. Mai ankerte er in der Bai von Lagos, wo er eins seiner Linienschiffe als Escorte für ein Convoi detachirte. Erst am 11. Mai stach er in die hohe See, um nach den Antillen zu segeln, wo er unser Geschwader vermuthete.

Zu dieser Zeit war Villeneuve dem Ziel bereits sehr nahe, denn am 14. Mai, nach sechswöchentlicher Fahrt, erreichte er Martinique. Er hatte die Freude, die vier spanischen Linienschiffe, die von seinem Geschwader getrennt worden waren, hier bereits vorzufinden. Dies war ein großer Vortheil, und er hätte etwas mehr auf seinen Stern rechnen sollen, der ihm bis dahin blos günstige Ereignisse zugesandt hatte.

Diese Fahrt war sehr nützlich gewesen. Sie hatte den Mannschaften Erfahrung gegeben. Da stets günstiges Wetter gewesen war, so hatte man das benutzen können, um das Takelwerk auszubessern. „Wir sind um ein Drittheil stärker, als im Augenblick unserer Abfahrt,“ schrieb der General Lauriston an den Kaiser *). Eine

*) „Alle unsere Fahrzeuge sind in gutem, ja in besserem Zustande, als bei unserem Auslaufen aus Toulon. Das günstige Wetter gab uns Mittel zur Hand, das Takelwerk nach Umständen zusammenzuziehen; trotzdem sind aber die Puttings (Haltseile der Masten) und namentlich das ganze Eisenwerk auf

geübte Flotte gewinnt nichts, wenn sie einen Raum von 12—1500 Stunden mehr durchsegelt, aber eine Flotte, die noch nicht auf dem Meere gewesen ist, lernt bei einer solchen Fahrt viel, und dies war mit der unsrigen der Fall.

Der Admiral Villeneuve, der vor seiner Verantwortlichkeit erschrak, schätzte diese Vortheile nicht nach ihrem wahren Werthe und fand vielmehr, daß uns zu viele Eigenschaften fehlten, als daß einige unterwegs in das Werk gesetzte Verbesserungen diesen Mängeln abhelfen könnten. Er beging den Fehler, die Verdienste des Feindes zu überschätzen, die Eigenschaften seiner Soldaten zu gering zu achten. Er sagte, daß er nicht wage, mit 20 französischen Linienschiffen gegen 14 englische zu kämpfen, und führte diese Sprache in Gegenwart seiner Offiziere. Zum Glück theilten Offiziere und Matrosen diese Ansicht nicht und sehnten sich im Gegentheil nach einer Schlacht. Der General Lauriston, der Villeneuve aufrichten und ermuthigen sollte, erfüllte seine Pflicht mit ununterbrochenem Eifer, erreichte aber nichts, als daß er Jenen durch seinen Widerspruch reizte. Gravina, einfach, voll Verstand und Energie, dachte wie Villeneuve über die Beschaffenheit seiner Schiffe wie Lauriston, über die Nothwendigkeit, sich zu schlagen, und war fest entschlossen, sich zu opfern, wo es auch sei, um nur Napoleons Pläne zu unterstützen. Nachdem man die Ueberfahrt glücklich vollendet hatte, mußte man vierzig Tage lang in Martinique auf Ganteaume warten, da man nicht wußte, daß er in Brest zu einer gezwungenen Unthätigkeit verurtheilt sei. Villeneuve, der am 14. Mai angekommen, mußte mithin in diesen Gewässern bis zum 23. Juni verweilen und sagte sich mit Kummer, diese Zeit sei mehr denn hinreichend, daß Nelson ankomme und ihn in Martinique blokire oder beim Auslaufen schlage.

Die erhaltenen Befehle verurtheilten ihn zu einer Art von Unthätigkeit und er hätte sich doch gern bewegen mögen. Er beklagte sich, daß er die englischen Inseln nicht verwüsten dürfe, was ihm

---

dem Pluto und der Hermione, ebenso wie das Tauwerk, das Mastholz und die Rahen von so schlechter Beschaffenheit, daß viele dieser Gegenstände zerbrochen sind. Gegenwärtig ist Alles wieder angeschlagen, Alles wieder ausgebessert; die Seeleute heben viel gewonnen; es zeigt sich ein merkbarer Unterschied beim Manoeuvriren; wir sind um ein Drittheil stärker, als im Augenblick unsrer Abfahrt." (Schreiben des Generals Lauriston an den Kaiser.)

mit seinen 20 Schiffen ein Leichtes gewesen wäre. Um die Zeit zu tödten, bemächtigte er sich des Diamantenforts, das vor Martinique liegt und das zu Napoleons großem Aerger der Admiral Missiessy zu nehmen unterlassen hatte. Man beschoß es mit mehreren Linienschiffen und ließ es dann durch einige Hundert Mann erstürmen. Man hätte die Besetzung Dominica's gern durch die Einnahme des Berges Cabry vervollständigt, aber diese Position, durch Natur und Kunst gleich stark, erforderte eine regelmäßige Belagerung, und eine solche zu beginnen, wagte man nicht. Villeneuve ließ seine Fregatten, die vortreffliche Segler waren, in den Antillen kreuzen, um Prisen zu machen und Nachrichten von den englischen Geschwadern einzuholen.

Missiessy, wie Villeneuve, hatte Truppen mitgebracht und es befanden sich in den französischen Antillen etwa 12,000 Mann. Eine solche Streitkraft gestattete wichtige Operationen zu unternehmen, aber man mochte nichts wagen, weil man Ganteaume zu verfehlen fürchtete. Uebrigens befanden sich die französischen Inseln in dem schönsten Zustande, waren mit Soldaten, Munition und Lebensmitteln versehen und von dem besten Geiste beseelt.

Um die Truppen indessen gegen die climatischen Fieber zu schützen, die sich bereits zu zeigen begannen, und um die Desertion zu hindern, zu der die Spanier sehr geneigt waren, beschloß man, einen Handstreich gegen Barbados zu führen, wo die Engländer wichtige militairische Etablissements besaßen. Dort befanden sich alle Depots ihrer Colonialtruppen. Der General Lauriston hatte 5000 Mann tüchtige Truppen mitgebracht, die zu dieser Operation bestimmt wurden. Er wollte Guadeloupe berühren, um dort noch ein Bataillon mehr aufzunehmen, denn man zählte darauf, in Barbados etwa 10,000 Mann vorzufinden, zur Hälfte Miliz, zur Hälfte Linientruppen. Der vierte Juni war zur Abfahrt bestimmt, aber an diesem Tage traf der Gegenadmiral Magon ein, mit den beiden Linienschiffen von Rochefort, die Napoleon abgeschickt hatte, um die erste Nachricht von der Abänderung seines Planes zu geben. Magon berichtete, da Ganteaume Brest nicht verlassen könne, so müsse man nicht allein ihn, sondern auch das Geschwader von Ferrol deblokiren und sich sodann in Masse in den Canal begeben. Er überbrachte indessen den Befehl, bis zum 21. Juni zu warten, denn es war möglich, daß Ganteaume bis zum 21. Mai aus Brest auslief. Nahm man für die

Fahrt von Brest nach Martinique einen Monat an, so konnte man erst am 21. Juni bestimmt wissen, daß jener Admiral nicht ausgelaufen sei. Man hatte mithin Zeit, den Plan auf Barbados auszuführen. Magon hatte Truppen und Munition an Bord. Er folgte dem Geschwader, das jetzt 27 Segel zählte, worunter 14 französische, 6 spanische Linienschiffe und 7 Fregatten. Am 6. Juni war man vor Guadeloupe, wo man ein Bataillon einschiffte. Am 7. befand man sich bei Antigua; am 8. war man dieser Insel, die unaufhörlich gefeuert hatte, vorbei, als man plötzlich ein Convoi von 15 Segeln erblickte. Es waren Handelsschiffe, mit Colonialwaaren beladen und blos von einer Corvette begleitet. Der Admiral zog auf der Stelle das Signal zur Jagd auf und noch vor Abend waren die Schiffe genommen. Sie hatten einen Werth von 9 bis 10 Millionen Franken. Einige amerikanische und italienische Passagiere gaben Nachricht von Nelson. Sie sagten, er sei in Barbados angekommen, also an demselben Orte, wohin man segeln wollte. Ueber seine Streitkräfte lauteten ihre Angaben verschieden. Im Allgemeinen gab man die Zahl seiner Linienschiffe zu 12 an. Er hatte sich aber mit dem Admiral Cochrane vereinigt, der diese Meere bewachte. Diese Nachricht machte auf den Geist des Admirals Villeneuve einen außerordentlichen Eindruck. Er sah Nelson mit 14, 16, wohl 18 Linienschiffen, d. h. mit beinahe gleichen Streitkräften, zum Kampfe herbeikommen. Er faßte daher auf der Stelle den Plan, nach Europa zurückzukehren. Lauriston berief sich dagegen auf die Angabe der Gefangenen, daß Cochrane blos 2 Linienschiffe habe, so daß Nelson höchstens über 14 verfügen könne, und behauptete, daß man mit 20 Schiffen den Kampf vortheilhaft bestehen könne; habe man sich der Verfolgung durch eine Schlacht entzogen, so werde man die Aufgabe der Flotte um so sicherer erfüllen. Villeneuve war dieser Meinung nicht und wollte durchaus nach Europa segeln. In seiner Eile weigerte er sich sogar, nach den französischen Antillen zurückzukehren, um die dort ausgeschifften Truppen an das Land zu setzen. Da man bei Antigua sich befand, weit westlich von Martinique, so hätte man gegen den Wind segeln müssen, der bei den Antillen von Ost nach West weht. Man hätte vielleicht zehn Tage verloren und sich einem Zusammentreffen mit den Engländern ausgesetzt. Er beschloß daher, die 4 besten Fregatten auszuwählen, sie mit so viel

Truppen als möglich zu beladen und nach Martinique abzuschicken. Er gab ihnen den Befehl, bei den Azoren zu dem Geschwader zu stoßen. Es blieben aber etwa noch 4—5000 Mann auf der Flotte, was für diese eine große Last war. Wenn man sie behielt, so beraubte man die Colonien einer wichtigen Macht, die sich vom Mutterlande äußerst schwer ersetzen ließ, und hatte eine Menge Menschen zu ernähren, was ein großer Nachtheil war, da es an Lebensmitteln fehlte, der Wasservorrath für die Reise kaum hinreichend war. Endlich lief man auch Gefahr, Ganteaume zu verfehlen, denn bis zum 21. Juni wußte man nicht mit Bestimmtheit, ob er Brest verlassen habe, um nach Martinique zu segeln. Zufällig traf man das Rechte, indem man annahm, daß er nicht abgesegelt sei, aber diese Voraussetzung war darum nicht weniger ein grober Fehler. Auf diese Einwürfe antwortete Villeneuve, wenn Ganteaume abgesegelt sei, so müsse man sich dessen freuen, denn in diesem Falle werde Brest nicht mehr blokirt und man könne vor diesem Hafen unbehelligt vorbeisegeln. Villeneuve entschied sich auf der Stelle, ließ soviel Truppen als möglich auf die Fregatten bringen und sandte sie nach Martinique ab. Die genommenen Schiffe beorderte er unter dem Geleit einer Fregatte nach einer französischen Insel. Am 10. Juni war er nach Europa unterwegs. Obgleich seine Motive Tadel verdienten, so wäre doch sein Entschluß nicht schlecht gewesen, wenn er seine Truppen in Martinique ausgesetzt, dort Lebensmittel und Wasser eingenommen und Nachrichten aus Europa eingezogen hätte.

Nelson, den er so sehr fürchtete, war nach einer merkwürdig raschen Fahrt in den ersten Tagen des Juni mit blos 9 Linienschiffen in Barbados angekommen. Da er annahm, daß die Franzosen für die Spanier Trinidad wieder erobern wollten, so hatte er die beiden Linienschiffe des Admiral Cochrane an sich gezogen und 2000 Mann Landtruppen an Bord genommen. Am 7. befand er sich im Golf von Paria auf der Insel Trinidad. Dort erkannte er seinen Irrthum, segelte wieder ab und befand sich am 10. in Grenada. Er schickte sich an, nach Barbados zurückzufahren, dort die aufgenommenen Truppen an's Land zu setzen und mit 11 Linienschiffen Europa wiederzugewinnen. Welche Thätigkeit und Energie! welche bewunderungswürdige Verwendung der Zeit! Es ist dies ein neuer Beweis, daß im

Kriege, und im Seekriege mehr noch als im Landkriege die Qualität der Streitkräfte weit mehr den Ausschlag giebt, als die bloße Masse. Nelson mit blos 11 Linienschiffen war voll Vertrauen, während Villeneuve mit seinen 20 Linienschiffen und seinen heldenkühnen Matrosen zitterte!

Villeneuve segelte bei günstigem Winde nordöstlich. Am 30. Juni auf den Azoren angekommen, fand er dort seine Fregatten, die blos vier Tage gebraucht hatten, ihre Truppen an das Land zu setzen, und die den Engländern nicht begegnet waren, was den Beweis gab, daß Villeneuve ohne alle Gefahr dasselbe hätte thun können. Die 4 Fregatten waren jener fünften begegnet, welche die englischen Schiffe begleitete, aber sie nicht zu den Inseln zu führen vermochte. Sie hatten sich entschlossen, diese Schiffe zu verbrennen, wodurch ein Verlust von 10 Millionen entstand. Man war nun bei den Azoren vereinigt und ging mit 20 Linienschiffen und 7 Fregatten unter Segel. Für den Verlust des Convoi entschädigte eine reiche Prise, eine Gallione von Lima, mit Piastern zu dem Werthe von 7—8 Millionen beladen, die man einem englischen Corsaren wieder abnahm. Diese Hülfsquelle wurde bald sehr nützlich. In den ersten Tagen des Juli, als man bis zum Cap Finisterre blos noch 60 Stunden hatte, sprang der Wind plötzlich von Nordost in die entgegengesetzte Richtung um. Man begann zu laviren, um nicht zurückgetrieben zu werden, aber der Wind blieb derselbe und wurde so heftig, daß mehrere Schiffe Schaden erlitten, einige sogar ihre Marsstangen verloren. Die beiden mit Magon von Rochefort ausgelaufenen Schiffe hatten Fieber mitgebracht und waren mit Kranken angefüllt. Die Truppen, die man von Europa nach Amerika geschickt hatte und nun von Amerika nach Europa zurückführte, wobei sie kaum das Land berührt hatten, litten schrecklich. Auf dem Geschwader herrschte Niedergeschlagenheit. Die achtzehn Tage, während deren der ungünstige Wind anhielt, steigerten die trübe Stimmung auf das Höchste und erschütterten den Muth des Admiral Villeneuve noch mehr. Er wollte nach Cadiz segeln, also nach einem Punkte, dem gerade entgegengesetzt, wo Napoleon ihn erwartete, wohin seine Instructionen ihn riefen. Der General Lauriston widerstand mit aller Kraft und trug endlich den Sieg davon. Da der Wind überdies am 20. umsprang, so verfolgte man auf's Neue die Richtung nach Ferrol.

Dieses Unwetter hatte zwei große Nachtheile: Einmal entmuthigte es die Mannschaft und ihren Chef, sodann gab es der englischen Admiralität Nachricht von unsrer Fahrt. Nelson hatte die Brigg Curious vorausgeschickt, um von seiner Fahrt Rechenschaft zu geben. Diese Brigg hatte das französische Geschwader entdeckt und war am 7. Juli in Portsmouth eingetroffen. Am 8. Juli waren ihre Depeschen in den Händen der Admiralität. Ohne die Absicht des französischen Geschwaders noch zu kennen, aber voraussetzend, daß es Ferrol deblokiren wolle, befahl die Admiralität dem Admiral Sterling, mit 5 Linienschiffen zu Calder zu stoßen, der in der Gegend vom Cap Finisterre kreuzte. Die verschiedenen Versuche unserer Flotten, aus den Häfen auszulaufen, die Abfahrt Villeneuve's, seine Ankunft in Cadiz, seine Vereinigung mit Gravina, seine Rückkehr nach Europa, wo zwei seit lange segelfertige Flotten, die eine in Brest, die andere in Ferrol auf sein Erscheinen zu warten schienen — alle diese Umstände hatten die Engländer dahin geleitet, einen Theil der Pläne Napoleons wenigstens im Allgemeinen zu errathen. An die Vereinigung mehrerer Geschwader im Canal dachten sie nicht, wollten aber den Entsatz von Ferrol oder Brest, der ihnen wahrscheinlich schien, verhindern. Sie hatten deshalb die Flotte von Cornwallis vor Brest auf 24, von denen fünf nach Rochefort abgeschickt waren, die vor Ferrol auf 10 Linienschiffe gebracht. Diese letzte mußte durch ihre Vereinigung mit der Division von Rochefort auf 14 bis 15 Linienschiffe steigen. Bei einem Plane, der geheim gehalten werden mußte, ist jede Verzögerung ein Unglück. Man giebt dem Feinde Zeit, nachzudenken und die Anzeigen zu sammeln, die ihn belehren könnten.

Am 22. Juli segelte Villeneuve in drei Colonnen in der Richtung nach Ferrol bei einem ziemlich starken Nordwestwinde, der von der Seite wehte. Gegen Mittag bemerkte er 21 Segel, worunter 15 Linienschiffe. Es war das Geschwader des Admiral Calder, der in entgegengesetzter Richtung daherkam, um Villeneuve den Weg nach Ferrol abzuschneiden. Man war von diesem Hafen etwa vierzig Stunden entfernt.

An einer Seeschlacht war nicht zu zweifeln. Villeneuve dachte nicht daran, sie zu vermeiden, denn was er fürchtete, war nicht die Gefahr, sondern die Verantwortlichkeit; aber auch jetzt noch ängstlich

verlor er eine kostbare Zeit damit, sich in Schlachtordnung zu stellen. Der General Lauriston drängte ihn seit 11 Uhr Morgens unaufhörlich, die Befehle zu geben, die er erst um ein Uhr ertheilte. So ging der beste Theil des Tages verloren, was man bald sehr zu bedauern hatte. Erst um 3 Uhr Nachmittags standen die 20 spanischen und französischen Schiffe in einer regelmäßigen Schlachtlinie, die Spanier an der Spitze der Colonne, Magon mit der Division von Rochefort und mehreren Fregatten im Hintertreffen. Der englische Admiral Calder mit den englischen Linienschiffen, worunter mehrere von hundert Kanonen, während unsere stärksten Fahrzeuge blos achtzig führten, stellte sich seinerseits in Schlachtordnung und bildete eine lange Linie mit der unsrigen parallel. Die Engländer richteten sich gegen Nordwest, wir gegen Nordost. Da der Wind aus Nordwest blies, so hatten ihn beide Geschwader von der Seite. Indem Beide in paralleler Linie, aber in entgegengesetzter Richtung vordrangen, konnten sie bei einander vorbeifahren, als Calder die Spitze seiner Colonne plötzlich gegen unser Hintertreffen vorschob, um dasselbe einzuschließen. Villeneuve, dem die Gefahr seine ganze Entschlossenheit zurückgab, errieth, daß der englische Admiral unsere Nachhut zwischen zwei Feuer bringen wolle, und ahmte das Manöver seines Feindes nach, wodurch seine Colonnenspitze der feindlichen gegenüber zu stehen kam. Die ersten Schiffe, die auf einander trafen, waren das spanische Admiralschiff „der Argonaut" unter Admiral Gravina und das englische Linienschiff „Hero". Engländer und Franzosen kamen bald in der ganzen Ausdehnung der Linie zum Gefecht. Da aber das englische Geschwader weniger zahlreich war als das unsrige, so dehnte sich das Feuer auf unsrer Seite nur bis zum 13. oder 14. Linienschiffe aus. Unsere Nachhut, die keinen Feind vor sich hatte und höchstens einige verirrte Kugeln empfing, konnte zu einem entscheidenden Manöver benutzt werden. Unglücklicherweise bedeckte beide Flotten ein dichter Nebel, der sich über Hunderte von Stunden ausdehnte, da man ihn auch in Brest bemerkte, und der so dicht war, daß das Admiralschiff einige Mal nicht wußte, ob es den Feind Backbord oder Steuerbord habe. Jedes Schiff sah nur das Schiff gerade vor ihm und bekämpfte kein anderes. Man hörte ein lebhaftes, fortdauerndes, aber keineswegs übereiltes Feuern. Die Franzosen und Spanier schlugen sich trotz ihrer Unerfahrenheit mit Ordnung und

Kaltblütigkeit. Unsere Schiffsmannschaft hatte noch nicht die Genauigkeit im Zielen erlangt, die sie heut zu Tage auszeichnet, aber nichtsdestoweniger litten die Engländer bei dieser Art von Zweikampf zwischen Schiff und Schiff ebenso viel als wir, und wenn unsere Nachhut, die keinen Feind zu bekämpfen hatte, nur hätte entdecken können, was vorging, wenn sie gegen die englische Linie gesegelt wäre, so würde sie einen Theil derselben zwischen zwei Feuer gebracht und den Sieg für uns entschieden haben. Villeneuve, der im Nebel nichts sah, konnte seine Befehle nur mit Schwierigkeit geben. Magon hatte ihn allerdings wissen lassen, daß er zur Unthätigkeit verurtheilt sei, aber diese Nachricht, die wegen des Wetters blos durch Fregatten überbracht werden konnte, war spät eingetroffen und hatte auf Seiten des französischen Admirals keine Entscheidung hervorgerufen, denn Villeneuve war nach einer kurzen Ermannung wieder in seine gewöhnliche Ungewißheit zurückgefallen, und wollte nicht handeln, da er falsche Manöver zu machen fürchtete. Alles was er wagte, war, daß er mit seinem Admiralschiff tapfer kämpfte.

Nach einer langen Kanonade war das englische Linienschiff Windsor so verletzt, daß es sich von einer Fregatte aus dem Kampfe führen lassen mußte, um nicht in unsere Hände zu fallen. Andere englische Schiffe hatten starke Beschädigungen erlitten. Die französischen Schiffe hielten sich gut und waren glücklich genug gewesen, schwere Verluste zu vermeiden. Unsere spanischen Verbündeten, die das erste Drittel der Schlachtlinie bildeten, hatten viel mehr gelitten. Ihre drei Linienschiffe España, San-Firmo und San-Rafael, die uns am nächsten waren, befanden sich in einem traurigen Zustande. Der San-Firmo namentlich hatte zwei Masten verloren. Da der Wind von uns nach den Engländern zuwehte, so trieben diese Schiffe, die nicht mehr manövriren konnten, in der Richtung nach dem Feinde hin. Als der tapfere Capitain des Pluto, de Cosmao, dieses sah, verließ er die Linie und segelte vorwärts, um die Spanier mit seinem Schiffe zu decken. Das erste der drei spanischen Schiffe, der San-Rafael, ließ sich zwischen beiden Linien nach der Nachhut hintreiben, indem es sich durch dieses Manöver zu retten hoffte. Den San-Firmo, der noch mehr gelitten hatte, suchte Cosmao zu vertheidigen, konnte aber nicht verhindern, daß er unter den Wind fiel und nun mitten unter die Engländer gerieth. Dem España ward es durch seine Unter-

stützung möglich, sich in der Linie zu behaupten. Gegen sechs Uhr hellte sich das Wetter auf, so daß Villeneuve das ganze Schauspiel übersehen konnte. Man sah den San-Rafael nach der Nachhut hintreiben, den San-Firmo bereits von Feinden umringt. Da man sich aus der Ferne schlug, so blieb zwischen beiden Flotten Raum genug, daß unsere Schlachtreihe vorrücken und die spanischen Schiffe durch diese Bewegung wieder in die Linie aufnehmen konnte. Der General Lauriston hatte Villeneuve nicht verlassen und war zugegen, als die Offiziere des Geschwaders dieses Manöver vorschlugen. Er rieth ihm daher, das betreffende Signal zu geben. Man würde dann dem Feinde näher gekommen sein und dieser, stark verletzt und geringer an Zahl wie er war, würde der Angriffsbewegung wahrscheinlich nicht Stand gehalten haben. Villeneuve zog aber den Verlust der beiden Linienschiffe der Gefahr einer neuen Schlacht vor, da er in dem Nebel die Vorgänge nur schlecht beobachten konnte und neue Unglücksfälle befürchtete, wenn er seine Schlachtordnung auflöse. Er weigerte sich, das Signal zu geben. In diesem Augenblicke brach die Nacht ein und das Feuer hörte fast überall auf. Die Engländer zogen sich zurück, indem sie die beiden spanischen Schiffe, die sie durch unsere Schuld bekommen hatten, und zwei ihrer eigenen durch das Feuer stark beschädigten Linienschiffe am Schlepptau mit sich fortführten.

Was uns betrifft, so hatten wir wenig gelitten. Alle unsere Schiffsmannschaften waren bereit, den Kampf nun zu beginnen, und alle hielten uns für Sieger, da das Schlachtfeld uns geblieben war. Den Verlust der beiden spanischen Schiffe kannte man in der Flotte nicht. Die ganze Nacht hindurch sah man die Engländer, die in der Ferne unter dem Winde lagen, die erlittenen Schäden bei Fackelschein ausbessern. Von unserer Seite geschah dasselbe. Bei Tagesanbruch ließ sich die Lage der beiden Geschwader klar überblicken. Die Engländer befanden sich auf dem Rückzuge, führten aber zwei spanische Linienschiffe mit sich fort. Der Schmerz und die Wuth auf unsern Schiffen läßt sich kaum schildern. Alles wollte kämpfen und eine entscheidende Schlacht liefern. Wir hatten den Wind für uns, denn er war derselbe wie am Abend vorher und wehte von unserer Flotte nach den Engländern hin. Wenn Villeneuve in diesem Augenblicke das Signal gegeben hätte: jedes

Schiff gegen den Feind, so würden von unsern 18 Schiffen 14, die mit derselben Schnelligkeit segelten, zu gleicher Zeit bei den Engländern angekommen sein; die 4 andern wären etwas später eingetroffen und der Kampf hätte gewiß eine für uns vortheilhafte Wendung genommen. Von allen seinen Offizieren lebhaft gedrängt, befahl Villeneuve endlich diese Bewegung und ging mit Lauriston an Bord der Fregatte Hortense, um jedem Divisionschef seine Befehle mündlich zu geben. Der Argonaut, das spanische Admiralsschiff, dem die kleine Marsstange gebrochen war, bat um Zeit, seinen Schaden auszubessern. Villeneuve wartete und so wurde es Mittag. Nun begann er die Jagd, aber der Wind war eingelullt und die Engländer entzogen sich ihm, ohne daß er viel näher kam. Da er glaubte, er werde sie erst in der Nacht erreichen, verschob er die Jagd bis zum andern Morgen, um bei hellem Tage zu kämpfen. Aber am andern Tage war der Wind in Nordost umgesprungen, d. h. in eine gerade entgegengesetzte Richtung. Die Engländer befanden sich vor uns im Winde und es war schwierig, sie zu erreichen. Villeneuve hatte nun einen guten Grund, inne zu halten. Er entfernte sich von Ferrol, die Engländer konnten Verstärkungen erhalten und er lief die Gefahr, um zwei verlorener Schiffe willen sein Ziel, den Entsatz von Ferrol, zu verfehlen.

So endete dieser Kampf, der ohne den Verlust der beiden spanischen Linienschiffe für einen Sieg hätte gelten können. Die Schiffsmannschaften hatten sich trotz ihrer Unerfahrenheit gut geschlagen, aber durch Villeneuve's übertriebenes Mißtrauen gegen sich selbst und gegen seine Matrosen, durch den Nebel, der seine natürliche Unentschlossenheit noch vermehrte, war es geschehen, daß unsere Hülfsquellen keine richtige Verwendung gefunden hatten, daß dieses Zusammentreffen keinen Sieg gegeben hatte. Hier wie in so vielen Seeschlachten war ein Flügel dem andern nicht zu Hülfe gekommen, aber dieses Mal war es nicht die Schuld des unthätig gebliebenen Flügels, denn der Gegenadmiral Magon war nicht der Mann, sich vom Feuer fern zu halten. Im ersten Augenblicke nach der Schlacht fühlte sich Villeneuve beinahe glücklich, daß er mit den Engländern gekämpft habe, ohne eine Niederlage zu erleiden, aber als die Aufregung nachließ, verwandelte sich seine gewöhnliche Traurigkeit in einen tiefen Schmerz. Er fürchtete den Tadel Napoleons und der

öffentlichen Meinung, daß er in einem Kampfe mit 20 gegen 15 Fahrzeuge zwei Linienschiffe verloren habe. Er hielt sich für entehrt und war der Verzweiflung nahe. Das strenge Urtheil seiner Mannschaften, die sich laut über seine Unentschlossenheit beklagten und die Tapferkeit des Admiral Gravina priesen, brach ihm das Herz. Zu allem Unglück war der Wind wieder ungünstig geworden. Zu den Kranken, deren Zahl gewachsen war, kamen die Verwundeten. Es fehlte an Erfrischungen, man hatte blos auf 5 bis 6 Tage Wasser. In diesem Zustande wollte Villeneuve noch nach Cadiz segeln. Lauriston widersetzte sich auf's Neue; man unterhandelte und einigte sich, nach Vigo zu fahren.

Dieser Hafen war wenig sicher und bot außerdem keine großen Hülfsquellen dar. Indessen fand man doch Mittel, den Kranken und Verwundeten Erleichterung zu geben. Drei Linienschiffe, ein französisches, Atlas, und zwei spanische, Amerika und España, waren so schlechte Segler, daß sie mit dem Geschwader nicht Schritt halten konnten. Villeneuve faßte den Entschluß, sie in Vigo zu lassen. Man machte aus dem Atlas ein Hospital, in dem die Kranken und Verwundeten Aufnahme fanden. Der General Lauriston hatte für seine Division das nöthige Material zu einem Feldhospital mitgebracht und trat es den in Vigo zurückbleibenden Matrosen ab. Man hatte das Geld der spanischen Gallionen, dessen man sich jetzt bediente, um dem Geschwader alles Nöthige zu verschaffen. Man versorgte sich mit frischen Lebensmitteln, nahm Wasser für einen Monat ein, zahlte dem ganzen Geschwader den Sold aus und ging dann unter Segel, nachdem die Mannschaft fünf Tage geruht hatte. Der Muth war wieder frisch geworden, wie dies bei Soldaten von so lebhaftem Temperament so leicht geschieht. Da der Wind nicht ungünstig war, so gelangte das Geschwader von Vigo bis zur Höhe von Ferrol und lief am 2. August in die offene Rhede ein, die Ferrol von Coruña trennt.

In demselben Augenblicke, als das französische Geschwader erschien, theilten die von Napoleon an das Ufer gesandten Consularagenten dem Admiral Villeneuve die für ihn bestimmten Befehle mit. Diese Befehle schrieben ihm vor, in Ferrol, wo die Ausfahrt schwierig ist, nicht einzulaufen, sich nur die nöthige Zeit zu nehmen, um die beiden auf ihn wartenden Divisionen an sich zu ziehen, und dann

nach Brest unter Segel zu gehen. Villeneuve übersandte diesen Befehl an Gravina, aber dieser befand sich bereits im Passe, in dem er nicht mehr rückwärts konnte, und ein Theil der Flotte lief mit ihm ein. Die übrigen Fahrzeuge ankerten mit Villeneuve in Coruña.

Diese Trennung entfernte die beiden Geschwader um drei bis vier Stunden von einander. Der größte Nachtheil, der daraus entstehen konnte, war ein Zeitverlust von zwei bis drei Tagen. Bei einem Admiral, der seine Zeit zu benutzen wußte, war ein solcher Zeitverlust sehr zu bedauern, aber bei Villeneuve konnte man sich trösten.

Dieser Admiral fand in Coruña dringende Befehle von Napoleon in ermuthigenden Worten und voll großartiger Versprechen, und Briefe von Decrès, seinem Jugendfreunde, vor. Der Kaiser und der Minister befahlen ihm, keinen Augenblick zu verlieren, von Brest zu segeln, Cornwallis eine Schlacht zu liefern und sich, wenn es sein müsse, vernichten zu lassen, wenn nur Ganteaume mit seinem Geschwader auslaufen könne. Diese Depeschen ermuthigten Villeneuve für einen Augenblick. Die geringe Wichtigkeit, die Napoleon auf den Verlust von Schiffen legte, wenn nur eine Flotte in den Canal gelangte, hatte für ihn etwas Beruhigendes. Wenn er seine Mission begriff, so mußte er eher zufrieden, als betrübt sein. Hatte er in der letzten Schlacht zwei Schiffe verloren, so war er doch unbeschädigt nach Ferrol gelangt, war den feindlichen Flotten entgangen und hatte die englische Admiralität getäuscht. Von den beiden Admiralen Englands und Frankreichs war Calder und nicht Villeneuve derjenige, der sich über das Glück am meisten beklagen konnte, denn Villeneuve hatte sein Ziel erreicht, Calder das seinige verfehlt. Rechnet man die zwei verlornen Linienschiffe und die drei in Vigo zurückgelassenen ab, so blieben in Ferrol noch 29 französische und spanische Linienschiffe vereinigt, die durch die Division Lallemand in jedem Augenblicke auf 34 gebracht werden konnten, und dann zahlreich genug waren, den Entsatz von Brest zu unternehmen. Uebrigens urtheilten die englische Admiralität und Napoleon wenige Tage später auf dieselbe Weise. Die Admiralität stellte Calder vor ein Kriegsgericht und Napoleon lobte Villeneuve öffentlich, daß er den

Zweck seiner Mission erfüllt habe, wenn auch zwei Schiffe in Feindeshand gelassen werden mußten.

Was konnte mithin ein Admiral fürchten, dem ein allmächtiger Herr, der über das Glück und die Ehre seiner Offiziere verfügte, unaufhörlich sagte: Lassen Sie sich schlagen, selbst vernichten, wenn Sie nur den Hafen von Brest öffnen. Aber es scheint, ais habe sich eine Art von Fatalität an die Schritte dieses unglücklichen Seemannes geheftet, um ihm den Geist zu verwirren, um ihn von Schmerz zu Schmerz zu dem Resultat zu führen, das er eben vermeiden wollte, nämlich zu einer großen verlorenen Schlacht, verloren ohne das einzige Resultat, das Napoleon verlangte, die Eröffnung des Canals auf vierundzwanzig Stunden.

Villeneuve schöpfte indessen einigen Trost, als er die Division des Contreadmirals Gourdon sah, die vor ihrer Einschließung in Ferrol lange Zeit das Meer gehalten hatte, sorgfältig ausgebessert und vervollständigt war und das größte Vertrauen verdiente. Mit nicht minderer Zufriedenheit sah er 9 spanische Linienschiffe von Grandellana ausgerüstet, die viel besser waren, als jene des Admirals Gravina, da man bei ihrer Ausrüstung die Zeit gefunden hatte, an der es bei der letztern fehlte. „Wollte Gott," schrieb Villeneuve, indem er die Division von Ferrol mit jener von Cadiz verglich, „daß das spanische Geschwader, den Argonaut ausgenommen, und das Linienschiff Atlas nie in meiner Flotte gewesen wäre. Diese Schiffe eignen sich zu gar nichts Anderem, als Alles in Verwirrung zu bringen, was sie auch stets gethan haben. Sie sind es, die uns zu dem äußersten Grade von Unglück geführt haben." Diese Sprache beweist, wie sehr Villeneuve entmuthigt war, da er einen Feldzug, der bis dahin das von Napoleon angedeutete Ziel erreicht hatte, und der ihm von Seiten dieses schwer zu befriedigenden Herrn Lobsprüche einbrachte, den höchsten Grad von Unglück nannte.

In diesem Augenblicke dachte Villeneuve blos an das, was ihn beim Auslaufen von Ferrol erwartete. Er nahm an, daß Calder, mit Nelson oder Cornwallis verbunden, wieder erscheinen werde, daß er dann eine neue Schlacht liefern müsse, in der er allerdings leicht vernichtet werden konnte. In der That sagten ihm Briefe aus Cadiz, daß Nelson nach Europa zurückgekehrt sei, daß man ihn in Gibraltar gesehen habe, daß er aber wieder nach dem Ocean gesegelt

sei, um sich entweder mit Calder vor Ferrol, oder mit Cornwallis vor Brest zu vereinigen. Die Wahrheit ist, daß Nelson vor Gibraltar Ende Juli, zu derselben Zeit, als Villeneuve Calder seine Schlacht lieferte, erschienen war, daß er die Meerenge wieder zurückgelegt hatte und nunmehr von ungünstigen Winden gehindert wurde, in den Canal einzulaufen, daß er sich weder mit Calder noch mit Cornwallis vereinigt hatte und die Absicht hegte, nach einer ununterbrochenen Fahrt von zwei Jahren einen Augenblick auszuruhen, um seine erschöpfte Division zu stärken. Villeneuve wußte um diese Thatsache nicht, aber er kannte seine Befehle, die für einen muthigen Mann leicht auszuführen waren, da sie ihm nicht vorschrieben, zu siegen, sondern auf Tod und Leben zu kämpfen, um Brest zu entsetzen. Wenn er vor Brest von Ganteaume unterstützt wurde, so ist es nicht wahrscheinlich, daß seine 50—55 Linienschiffe gegen die 20 englischen die Schlacht verloren. Wenn dagegen Meer und Wind Ganteaume verhinderte, an der Schlacht Theil zu nehmen, so mußte Villeneuve, wenn er auf Tod und Leben kämpfte, oder selbst vernichtet wurde, Cornwallis in die Unmöglichkeit versetzen, das Meer zu halten. Ganteaume vereinigte dann sein unverletzt gebliebenes Geschwader mit den Trümmern der glorreich besiegten Flotte und konnte dann den Canal einige Tage lang beherrschen. Das war Alles, was Napoleon von seinen Admirälen verlangte.

Unglücklicherweise hatte Villeneuve das Land berührt. Die Linienschiffe hatten Ausbesserungen vorzunehmen. Sie würden noch einen oder zwei Monate länger unter Segel geblieben sein, wenn sie dazu verurtheilt gewesen wären, das offene Meer zu halten, jetzt aber, da sie bei einem großen Arsenal waren, wollten alle irgend einen Schaden ausbessern. Man machte die Masten und das Takelwerk neu, man nahm Wasser ein und versorgte die Schiffe, die nicht genug Lebensmittel hatten, aus den Vorräthen der reichlicher versehenen. Das ganze Geschwader bekam dadurch Vorräthe auf 45 Tage. Die Befehle Napoleons, daß in jedem Hafen zwei bis drei Millionen Rationen Schiffszwieback lagern sollten, hatten in Ferrol wegen des Getreidemangels nicht ausgeführt werden können. In Brest, in Cherbourg, in Boulogne gab es aber Schiffszwieback in Menge. Ueberdies war ein Vorrath für 45 Tage ausreichend. Am 10. August schickte man sich endlich an, die Anker zu heben. Villeneuve

segelte in die Bai von Ares und wartete dort, daß Gravina und die zweite spanische Division aus Ferrol ausliefen, was wegen des Windes nicht leicht war. Er wartete drei Tage in einer Gemüthsstimmung, die am besten aus folgendem Schreiben hervorgeht, das er an den Minister Decrès richtete:

„Man legt die größten Interessen in meine Hand. Je mehr Vertrauen man mir erweist, desto größer wird meine Verzweiflung, weil ich auf keinen Erfolg hoffe, welchen Entschluß ich auch fassen mag. Es gilt mir als erwiesen, daß die Marinen von Frankreich und Spanien in großen Geschwadern sich nicht zeigen können. Divisionen von 3, 4, höchstens 5 Schiffen, das ist Alles, was zu commandiren wir fähig sind. Wenn Ganteaume ausläuft, wird er selbst darüber urtheilen können. Die öffentliche Meinung wird einen festen Halt gewinnen.

„Ich werde auslaufen, aber ich weiß nicht, was ich thun soll. Im Angesicht der Küste, acht Stunden weit entfernt, befinden sich 8 Schiffe. Sie werden uns folgen, ohne daß ich sie erreichen kann, um sich mit den Geschwadern vor Brest oder Cadiz zu vereinigen, je nachdem ich nach dem einen oder dem andern dieser Häfen segele. Es fehlt viel, daß ich mit meinen 29 Linienschiffen gegen eine annähernde Anzahl von Feinden kämpfen könnte; ich gestehe es Ihnen offen, daß ich nicht gern 20 begegnen möchte. Wir haben eine veralterte Schiffstaktik, wir verstehen weiter nichts, als uns in Linie zu stellen, und dies ist gerade das, was der Feind wünscht. Mit den Schiffscommandanten, denen die Schiffe beider Marinen anvertraut sind, eine andere Taktik zu besprechen, ist nicht möglich. Ich sah dies Alles vor der Abfahrt von Toulon voraus, hatte aber doch noch Hoffnung bis zu dem Tage, da ich die spanischen Schiffe sah... da aber verzweifelte ich an Allem..."

Im Augenblicke der Abfahrt wurden die von Rochefort kommenden Schiffe Algesiras und Achill auf's Neue vom Fieber befallen; mehrere der spanischen Schiffe stießen an einander; es gab zerbrochene Segelstangen und zerrissene Segel. Diese an und für sich sehr unbedeutenden Zufälle gesellten sich zu den Widerwärtigkeiten, die Villeneuve bereits erfahren hatte, und brachten ihn völlig zur Verzweiflung. Eben als er unter Segel gehen wollte, übersandte er Befehle an den Capitain Lallemand, der mit einer herrlichen Division von fünf

Linienschiffen und mehreren Fregatten am 15. oder 16. August in Vigo eintreffen mußte. Villeneuve hätte sich selbst dahin begeben sollen, um diese Division aufzunehmen und sich dadurch eine bedeutende Verstärkung zu verschaffen. Da er aber in der beständigen Furcht schwebte, Nelson zu begegnen, so sandte er dem Capitain Lallemand einen Offizier und befahl ihm, sich nach Brest zu begeben, obgleich er nicht wußte, ob er diesen Hafen selbst erreichen werde. An den Admiral Decrès richtete er eine Depesche, die alle Schmerzen seiner Seele enthüllte und den Entschluß durchblicken ließ, lieber nach Cadiz, als nach Brest zu segeln. Zu Lauriston, dessen Gegenwart ihm unbequem war, sagte er, daß Brest sein Ziel sei. Der General schrieb nun an den Kaiser, daß man endlich nach Brest und von Brest nach dem Canal fahre.

In diesem traurigen Zustande entfernte sich Villeneuve von Coruña und verlor am 14. das Land aus dem Gesicht. Zu allem Unglück wehte eben ein starker Nordost, der ihn keineswegs seiner großen Bestimmung zuführte. Das ist die traurige Folge der Entmuthigung, daß sie uns oft die höchste Gunst des Schicksals vernachlässigen läßt. In diesem Augenblick waren Calder und Nelson nicht etwa bei Ferrol vereinigt, wie Villeneuve dies fürchtete. Nachdem Nelson die Franzosen in Cadiz vergebens gesucht hatte, war er nordwärts gefahren, hatte lange gegen denselben Nordost lavirt, der eben wehte, und sich endlich mit Cornwallis vor Brest an demselben Tage vereinigt, an dem die französische Flotte aus Ferrol auslief. Er überließ Cornwallis die kleine Zahl seiner Fahrzeuge, die noch das Meer halten konnte, und segelte mit den andern nach Portsmouth, wo er am 18. August eintraf. Calder seinerseits war nach der Schlacht von Ferrol mit seiner stark beschädigten Flotte zu Cornwallis gestoßen. Ein Theil seiner Schiffe war nach den Häfen des Canals abgegangen, um ausgebessert zu werden. Cornwallis hatte ihm sofort eine Division von 17 bis 18 Linienschiffen übergeben und ihn damit nach Ferrol geschickt, während er selbst höchstens 18 Schiffe zur Blokade von Brest behielt. Calder war daher auf der Rückkehr begriffen und mußte Ferrol leer finden. Wenn Villeneuve nur etwas Muth faßte, sich in Vigo mit Lallemand vereinigte und auf der offenen See nach dem Canal segelte, so vermied er Calder, der unterdessen das leere Ferrol blokirt haben würde, überraschte Cornwallis

von Nelson bedrängt mit höchstens 18 bis 20 Linienschiffen, und griff ihn mit 35 an, ohne die 21 unter Ganteaume zu rechnen. Welchen Ruhm verlor er durch seine Niedergeschlagenheit! Uebrigens bedrängte ihn Lauriston mit den lebhaftesten Vorstellungen; sprang der Wind um, faßte Villeneuve Muth, so konnte der große Gedanke Napoleons doch ausgeführt werden.

Man kann sich kaum einen Begriff von der Ungeduld machen, die Napoleon auf diesem Strande von Boulogne empfand, wo er in jedem Augenblicke das Erscheinen seiner Flotten erwartete und damit die lange ersehnte Gelegenheit, nach England überzusetzen. Seine ganze Mannschaft vom Texel bis nach Etaples war eingeschifft. Im Texel befanden sich die Pferde der Artillerie und Reiterei seit mehreren Wochen an Bord. Die Truppen befanden sich ohne Ausnahme auf den Fahrzeugen. Das Liniengeschwader, welches das Gepäck escortiren sollte, erwartete blos das Signal, die Anker zu heben. In den vier Häfen von Ambleteuse, Wimereux, Boulogne und Etaples hatte man die 130,000 Mann, die auf den flachen Fahrzeugen übergesetzt werden sollten, mehrere Mal die Waffen ergreifen lassen. Man hatte sie auf die Quais geführt und jeden auf einem Fahrzeuge seinen Platz einnehmen lassen. Man hatte auf diese Weise erkannt, wie viel Zeit man zu dieser Operation brauchte. In Ambleteuse hatte man die Mannschaft Davoust's in einer Viertel, die Pferde in einer halben Stunde eingeschifft.

Es war mithin Alles bereit, als Napoleon Kunde von der Schlacht bei Ferrol und von dem Einlaufen in Coruña erhielt. So unangenehm ihm der moralische Zustand Villeneuve's auch war und so streng er ihn beurtheilte, so war er doch mit dem Gesammtresultat zufrieden und ließ in die Zeitungen den Bericht über die Seeschlacht einrücken, wobei Villeneuve und die beiden Flotten sehr gelobt wurden. Der Verlust der beiden Linienschiffe erschien ihm nur als ein durch den Nebel herbeigeführter Unfall, der ohne Zweifel bedauernswürdig, aber im Vergleich zu dem erlangten Resultat von keinem Gewicht sei.

Er zweifelte gegenwärtig nicht mehr, daß Villeneuve vor Brest zu suchen sein werde. Ganteaume war in Bertheaume, d. h. außerhalb der inneren Rhede, im Angesicht des offenen Meeres, unterstützt durch 150 Feuerschlünde, die auf der Küste in Batterien aufgefahren

waren. Es mußte sehr unglücklich kommen, wenn Ganteaume an der Schlacht nicht Theil nehmen konnte, wenn die Franzosen mit ihren 50 Schiffen die Feinde nicht schlugen und mit 30 bis 40 Linienschiffen, den Verlust zu 10 bis 20 angenommen, in den Canal einliefen.

„Sie sehen," sagte Napoleon zu Decrès, der bei ihm in Boulogne war, „daß trotz einer Menge von Fehlern und Unfällen der Plan so unverwüstlich gut ist, daß alle Vortheile auf unsrer Seite sind und der Sieg nahe bevorsteht."

Decrès, der die Schmerzen Villeneuve's kannte und sein Mißtrauen gegen das Glück theilte, war nicht so ruhig. „Das Alles ist möglich," erwiederte er, „denn die Berechnung war vortrefflich, aber wenn der Plan gelingt, werde ich den Finger Gottes darin erblicken. Uebrigens hat Gott die Operationen Ew. Majestät so oft begünstigt, daß ich nicht staunen würde, wenn es auch wieder bei dieser Gelegenheit geschähe."

Vom 15. bis 20. August stieg die Ungeduld Napoleons auf das Höchste. Auf den höchsten Punkten der Küsten waren Signale aufgestellt, um ihn zu benachrichtigen, wenn die französische Flotte am Horizont erscheine. Stets einen Courier erwartend, der von Paris oder von den Häfen eintreffe, gab er in jedem Augenblick neue Befehle, um die Unfälle gut zu machen, die seine Entwürfe durchkreuzen könnten. Da Talleyrand berichtet hatte, daß die Rüstungen Oesterreichs mit jedem Tage bedeutsamer und drohender würden, daß aber Preußen, durch die Hoffnung auf den Besitz von Hannover bestimmt, bereit zu sein scheine, mit Frankreich ein Bündniß einzugehen, so berief Napoleon, ohne einen Augenblick zu verlieren, Duroc und übergab ihm ein Schreiben an den König, wie die nöthigen Vollmachten, einen Vertrag zu unterzeichnen. — „Reisen Sie auf der Stelle ab, begeben Sie sich nach Berlin, ohne Paris zu berühren," sagte er ihm, „und bestimmen Sie Preußen, ein Bündniß mit uns zu unterzeichnen. Ich gebe ihm Hannover, aber unter der Bedingung, daß es sich sofort entschließt. Das Geschenk, das ich ihm mache, verlohnt der Mühe. Sind vierzehn Tage vorüber, so ist von einem solchen Vertrage keine Rede mehr. Gegenwärtig habe ich das Bedürfniß, gegen Oesterreich gedeckt zu werden, während ich mich einschiffe. Um von Preußen diesen Dienst zu erhalten, bewillige ich ihm ein großes Land, das seine Armee um 40,000 Mann vermehrt. Wenn ich

aber später gezwungen werde, die Ufer des Oceans zu verlassen, um mich gegen den Continent zu wenden, wenn ich meine Feldlager aufhebe, meine Entwürfe gegen England vertage, dann brauche ich Niemand mehr, um Oesterreich zur Vernunft zu bringen, und bezahle einen unnütz gewordenen Dienst nicht so theuer." — Napoleon verlangte mithin, daß Preußen sofort Truppenbewegungen nach Böhmen hin mache. Jede Bedingung, bezüglich auf Holland, die Schweiz und Italien, sollte von dem Vertrage ausgeschlossen bleiben. Er trat Hannover ab und wollte, daß man sich ohne irgend eine andere Bedingung mit ihm einige*).

Man kann nach diesem ernsten und raschen Schritte beurtheilen, wie großen Werth Napoleon in diesem Augenblicke darauf legte, seine Entwürfe frei ausführen zu können. An demselben Tage, an dem er Duroc diese Instructionen gab, traf in Boulogne der Courier ein, der in Ferrol abgegangen war, während Villeneuve absegelte. Napoleon empfing die Depesche Lauristons direct, während das Schreiben Villeneuve's, das an Decrès adressirt war, diesen in seiner Barrake am Ufer des Meeres aufsuchen mußte.

Von den Worten Lauriston's: „Wir segeln nach Brest," entzückt, dictirte Napoleon sogleich zwei Briefe, an Villeneuve und Ganteaume. Sie sind würdig, von der Geschichte aufbewahrt zu werden.

An Ganteaume schrieb er:

„Ich habe Ihnen durch den Telegraphen meine Absicht bereits zu erkennen gegeben, die dahin geht, daß Sie Villeneuve nicht einen einzigen Tag verlieren lassen dürfen, damit Sie, die große Ueberlegenheit benutzend, die Ihnen 50 Linienschiffe geben, auf der Stelle in See stechen können, um Ihre Bestimmung zu erfüllen und mit allen Ihren Streitkräften im Canal zu erscheinen. Ich zähle bei einer so wichtigen Gelegenheit auf Ihre Talente, Ihre Festigkeit, Ihren Charakter. Segeln Sie ab und kommen Sie hierher. Wir werden sechs Jahrhunderte der Schmach rächen. Niemals haben meine Soldaten für einen größern Zweck ihr Leben eingesetzt." (Aus dem kaiserlichen Lager zu Boulogne, 22. August 1805.)

---

*) Dies war der Inhalt der geheimen dem Marschall Duroc zugestellten Instructionen.

An Villeneuve schrieb er:

„Herr Viceadmiral, ich hoffe, daß Sie in Brest angekommen sind. Segeln Sie ab, verlieren Sie keinen Augenblick, mit meinen vereinigten Geschwadern in den Canal zu laufen. England gehört uns! Wir sind ganz bereit, Alles ist eingeschifft. Beherrschen Sie den Canal nur 24 Stunden, so ist Alles zu Ende."

Während aber Napoleon, durch die Depesche Lauriston's getäuscht, diese glühenden Worte an die beiden Admirale richtete, hatte Decrès von Villeneuve mit demselben Courier ein sehr verschiedenes Schreiben empfangen, das zu einer Fahrt nach Brest wenig Hoffnung machte. Er eilte damit zum Kaiser und machte ihn mit dem traurigen moralischen Zustande bekannt, in dem sich Villeneuve befand, als er Ferrol verließ.

Als Napoleon diese widersprechenden Nachrichten bekam, wurde er von einem heftigen Zorne ergriffen. Die ersten Ausbrüche seines Unwillens richteten sich gegen den Admiral Decrès, daß dieser ihm einen solchen Mann empfohlen habe. Sein Zorn gegen diesen Minister war um so heftiger, als er ihm ähnliche Meinungen, wie Villeneuve zuschrieb. Er machte ihm nicht allein seine Schwäche gegen seinen Freund zum Vorwurfe, sondern auch eine Geringschätzung der französischen Marine, die alle Seeleute zur Verzweiflung brachte. Er beklagte sich, daß er bei seinen großen Entwürfen keine Unterstützung erhalte und nur solche Männer finde, die aus Besorgniß für ihre Person oder für ihren Ruhm nicht einmal eine Schlacht zu verlieren verständen, da er von ihnen doch weiter nichts verlange, als daß sie den Muth besäßen, sich in einen Kampf einzulassen ohne Rücksicht auf den Erfolg. — „Ihr Villeneuve," sagte er zu Decrès, „ist nicht einmal fähig, eine Fregatte zu befehligen. Was soll ich von einem Manne sagen, der bei der Erkrankung von einem Paar Matrosen, bei dem Verlust von einem Paar Masten, bei jedem nachtheiligen Gerücht den Kopf verliert und seinen Befehlen entsagt? Hätten Nelson und Calder sich vereinigt, so wären sie beim Hafen von Ferrol und nicht im offnen Meere. Das ist ganz einfach und leuchtet Jedem ein, der nicht von der Furcht blind gemacht wird*)."

---

*) Diese Einzelnheiten, für welche kein lebender Zeuge mehr vorhanden ist, würden für die Geschichte verloren sein, wenn sich nicht die umständlichen Briefe

Napoleon nannte Villeneuve einen Feigen, einen Verräther und befahl, Depeschen auszufertigen, um ihn von Cadiz in den Canal zu bescheiden, wenn er nach Cadiz gegangen sei. Befände er sich unter Segel nach Brest, so sollte Ganteaume den Befehl übernehmen. Der Marineminister, der die Vereinigung unserer Flotten im Canal für höchst gefährlich hielt, da die Engländer jetzt zwischen Ferrol, Brest und Portsmouth concentrirt sein würden, bat den Kaiser, einen so verhängnißvollen Befehl nicht zu geben, da sonst eine furchtbare Katastrophe erfolgen würde. Napoleon hatte auf Alles dieselbe Antwort, nämlich, daß er vor Brest 50 Linienschiffe vereinigen könne, daß die Engländer nie eine so große Anzahl haben würden, daß außerdem der Verlust einer der beiden Flotten nichts bedeute, wenn nur die andere befreit werde, in den Canal einlaufen und ihn vier und zwanzig Stunden beherrschen könne. Decrès wiederholte seine Meinung noch einmal schriftlich. Er bat den Kaiser, wenn die Flotte sich in Cadiz befinde, dies für einen Fingerzeig der Vorsehung zu nehmen und sie nicht in den Canal einlaufen zu lassen. Es sei unglücklich für ihn, sagte er, daß er das Handwerk des Seemanns kenne, da der Kaiser auf diese Kenntniß nicht das geringste Gewicht lege; ein Marineminister, der in seinem eigenen Departement nichts zu sagen habe, könne keine Dienste leisten und müsse vielmehr schaden. Der Kaiser antwortete auf der Stelle: „Ich bitte Sie, mir morgen eine Denkschrift zu überschicken über die Frage: Was ist zu thun, wenn Villeneuve in Cadiz bleibt? Erheben Sie sich auf die Höhe der Umstände und der Lage, in der England und Frankreich sich befinden; schreiben Sie mir keinen Brief mehr wie den letzten; so etwas bedeutet nichts. Was mich betrifft, so habe ich nur ein Bedürfniß: zu siegen.“ (22. Aug. Archiv des Louvre.)

Am andern Tage legte Decrès dem Kaiser seinen Plan vor. Man müsse die Landung vertagen und die großen Geschwader in kleinere von je 5 bis 6 Schiffen theilen, die besten Schiffe, die besten Offiziere dazu verwenden und sie auf den Ocean schicken. Sie würden den

---

und Autographa des Admirals Decrès und des Kaisers erhalten hätten. Man sieht in ihnen die ganze Aufregung dieser denkwürdigen Tage. Es existirt eine große Anzahl für jeden einzelnen Tag, obschon der Kaiser und Decrès nur eine halbe Stunde von einander entfernt waren.

Engländern ihren Handel ruiniren und treffliche Matrosen und Offiziere bilden. Man gewönne dadurch die Elemente einer Flotte für ein späteres großes Project.

„Das ist der Krieg nach meinem Herzen“, sagte der Admiral Decrès. „Wenn Sie im Winter eine Flotte im Canal haben wollen, so giebt es ein Mittel dazu. Sie haben in Cadiz 40 Linienschiffe. Vereinigen Sie damit eine Armee und geben Sie dem Ganzen den Anschein eines Projects gegen Ostindien oder Jamaica. Theilen Sie dann das Geschwader in zwei Theile. Nehmen Sie unter den Schiffen die besten Segler, unter den Offizieren diejenigen, die sich als die fähigsten und kühnsten gezeigt haben. Lassen Sie blos 20 Linienschiffe heimlich auslaufen, damit die übrigen die Aufmerksamkeit der Engländer ablenken können, und lassen Sie diese 20 Schiffe um Irland und Schottland segeln und von da nach dem Canal. Rufen Sie Villeneuve und Gravina nach Paris, flößen Sie ihnen neuen Muth ein, und sie werden dieses Manöver zuverlässig ausführen.“

Als Napoleon diese Denkschrift las, entsagte er gänzlich der Idee, die Flotte von Cadiz, wenn sie dort sei, kommen zu lassen, und schrieb auf den Rücken der Depesche mit eigener Hand: „Es sollen 7 kleine Geschwader gebildet und zwischen Afrika, Surinam, St. Helena, dem Cap Isle de France, den Inseln unter dem Winde, den vereinigten Staaten, den Küsten von Irland und Schottland, der Mündung der Themse vertheilt werden.“ Es kam für ihn Alles darauf an, zu wissen, ob Villeneuve nach Cadiz oder nach Brest gesegelt sei. Bei der Lage Europa's würde man ihm den größten Dienst erzeigt haben, wenn man ihn über diesen Punkt aufgeklärt hätte, denn die Nachrichten von der österreichischen Grenze wurden mit jedem Tage beunruhigender. Die Oesterreicher verfuhren beinahe offen, indem sie an der Etsch beträchtliche Streitkräfte aufboten und den Inn und Baiern bedrohten. Wenn er in London keinen Schlag führte, so mußte er in Gewaltmärschen nach dem Rhein eilen. In diesem Bedürfnisse, die Wahrheit zu erfahren, schrieb er mehrere Briefe an den Admiral Decrès, um dessen persönliche Ansicht über den wahrscheinlichen Entschluß Villeneuve's zu hören. Decrès, der den Kaiser nicht reizen, aber auch nicht hintergehen wollte, antwortete jedes Mal auf eine fast widersprechende Weise, indem er bald ja, bald nein sagte. Er theilte die Unruhe seines Herrn, neigte sich aber der Meinung zu,

daß Villeneuve in Cadiz sei. Napoleon theilte sich nun zwischen zwei Entwürfen und gab am 23. die nöthigen Befehle, die sich auf eine doppelte Annahme gründeten. — „Mein Entschluß steht fest," schrieb er an Talleyrand. „Meine Flotten sind am 14. August auf der Höhe des Cap Ortegal aus dem Gesichtskreise verschwunden. Wenn Sie in den Canal kommen, so ist es noch Zeit, daß ich in London den Knoten aller Coalitionen durchhaue. Wenn dagegen meine Admirale Charakterschwäche zeigen oder schlecht manövriren, so hebe ich mein Lager am Ocean auf, falle mit 200,000 Mann in Deutschland ein, und halte nicht eher an, bis ich die Thore Wiens berührt, Venedig und Alles, was Oesterreich noch in Italien besetzt hält, genommen, die Oesterreicher aus Italien, die Bourbonen aus Neapel vertrieben habe. Die Oesterreicher und Russen werde ich schlagen, ehe sie sich vereinigen können. Ist der Continent beruhigt, so kehre ich nach dem Ocean zurück, um abermals an dem Frieden zur See zu arbeiten."

Er gab sodann seine ersten Befehle für den Continentalkrieg, ohne vorläufig an seinen Vorkehrungen für die Seeexpedition etwas zu ändern. Mit Neapel und Hannover, den beiden entferntesten Punkten, machte er den Anfang. Die Division des Generals Reynier in Pescara sollte mit mehreren Regimentern Reiterei und einigen reitenden Batterien verstärkt werden, um in diesem Lande der Guerillas bewegliche Colonnen zu bilden. Der General Saint-Cyr erhielt den Befehl, bei dem ersten Zeichen offener Feindseligkeit diese Colonne an sich zu ziehen und sich mit 20,000 Mann auf Neapel zu werfen, damit die Engländer und Russen in Italien (von Corfu und Malta aus) nicht landen könnten. Dem Prinzen Eugen, der auch als Vicekönig von Italien unter der Vormundschaft des Marschalls Jourdan stand, gab er die Weisung, auf der Stelle die französischen Truppen zu sammeln und nach der Etsch vorzuschieben, in ganz Italien Artilleriepferde zu kaufen und 100 Feuerschlünde zu bespannen. Da die französischen Truppen in Divisionen formirt waren und auf dem Kriegsfuße standen, so ließen sich diese Weisungen leicht ausführen. Nach Deutschland gingen ähnliche Befehle. Bernadotte, der den General Mortier in Hannover abgelöst hatte, sollte sich mit dem größten Theile seines Armeecorps, mit dem Gepäck und dem schweren Geschütz in Göttingen aufstellen, diese Bewegungen jedoch so ausführen, daß sie erst nach ein Paar Wochen errathen werden konnten, und sich persön-

lich am entgegengesetzten Punkte zeigen, damit der Zweifel verlängert werde. Wenn er sich mit Preußen über Hannover verständigte, woran er nicht zweifelte, so sollte Bernadotte mit seinem Heer nach Baiern marschiren.

Mit demselben Courier schickte er dem General Marmont, der im Texel war, den Befehl, Alles in den Stand zu setzen, daß er in drei Tagen marschiren könne. In Boulogne selbst endlich nahm er nur eine einzige Dislocirung der Truppen vor, die sich auf die schwere Reiterei und auf die Dragoner beschränkte. Er hatte viel mehr Reiterei, als er in Wahrheit bedurfte, und namentlich mehr, als er wahrscheinlich einschiffen konnte. Die Kürassierdivision unter Nansouty mußte sich mit den Dragonern unter Baraguay-d'Hilliers und eine Anzahl reitender Batterien auf den Marsch nach Straßburg machen. Zu gleicher Zeit erging der Befehl, im Elsaß Alles zusammenzuziehen, was es in Frankreich von schwerer Reiterei noch gab, zwischen Metz und Straßburg einen Feldpark zu bilden und die nöthigen Zugpferde aufzukaufen. Diese zahlreiche Reiterei, von Feldgeschütz und einer Art von Infanterie, den Dragonern, unterstützt, konnte den bedrohten Baiern eine erste Unterstützung gewähren. Außerdem mußten bald einige Infanterieregimenter eintreffen und Bernadotte konnte in 10 bis 12 Tagemärschen Würzburg erreichen.

Nachdem diese Anordnungen mit der Schwungkraft eines großen Charakters getroffen waren, gewann er wieder ein wenig Ruhe und wartete, was die Winde ihm bringen würden. Gegen den Admiral Decrès, dem er dieselbe Schwäche wie Villeneuve zuschrieb, war er finster und hart und befand sich unaufhörlich am Ufer des Meeres, am Horizont nach irgend einer unerwarteten Erscheinung suchend. Seeoffiziere, mit Fernröhren auf den verschiedenen Küstenpunkten aufgestellt, hatten den Auftrag, Alles zu beobachten und über jeden Vorfall zu berichten. Auf diese Weise brachte er drei Tage in einer jener ungewissen Lagen zu, die für glühende und starke Seelen am widerwärtigsten sind. Endlich erklärte ihm der Admiral Decrès, in Berücksichtigung der verflossenen Zeit, der herrschenden Winde und der Stimmung Villeneuve's sei er überzeugt, daß die Flotten nach Cadiz gesegelt seien.

Es geschah mit einem tiefen Schmerze, in den sich heftige Zornausbrüche mischten, daß Napoleon endlich seiner Hoffnung entsagte,

seine Flotte im Canal erscheinen zu sehen. Als Daru an diesem Tage bei ihm eintrat, fand er ihn aufgeregt, mit sich selbst redend und ohne daß er die ankommenden Personen zu bemerken schien. „Wissen Sie, wo Villeneuve ist?" rief ihm der Kaiser zu; „er ist in Cadiz"! Dann überließ er sich einer langen Diatribe über die Schwäche, die Unfähigkeit seiner Umgebung, sagte, daß die Menschen in ihrer Feigheit ihn verriethen, beklagte das Mißlingen des schönsten, sichersten Planes, den er in seinem Leben entworfen habe, und zeigte den Schmerz des Genies, das vom Glück verlassen wird, in seiner ganzen Bitterkeit. Plötzlich beruhigte er sich wieder und dictirte mehrere Stunden lang mit einer seltenen Geistesgegenwart, mit einem tiefen Eingehen in den Plan, den man im folgenden Buche lesen wird. Es war der Plan des unsterblichen Feldzugs von 1805. Weder in seiner Stimme, noch auf seinem Antlitz zeigte sich irgend eine Spur von Aufregung mehr.*) Seine großen Gedanken hatten die Schmerzen seiner Seele zerstreut. Statt England direct anzugreifen, wollte er es auf dem Continent bekämpfen, wo er eine unvergleichliche Größe und zuletzt den Untergang finden sollte.

Würde er das Ziel auf dem directen Wege, d. h. mittelst einer Landung, sicherer erreicht haben? Das wird man noch häufig fragen und doch kaum zu einer Entscheidung gelangen können. Wäre indessen Napoleon nach Dover wirklich gelangt, so beleidigt man die englische Nation wohl nicht, wenn man annimmt, daß die Armee und der Feldherr, die Oesterreich, Deutschland, Preußen und Rußland in achtzehn Monaten unterwarfen, auch hier den Sieg davongetragen haben würden. Man muß sogar sagen, daß die Unverletzlichkeit des Gebiets, deren England genießt, sein Herz gegen die Gefahren eines Einfalles nicht gestählt hat. Es ist daher wenig wahrscheinlich, daß es gegen die Soldaten Napoleons, die noch in voller Kraft und Zahl dastanden, Stand gehalten haben würde. Ein heldenmüthiger Entschluß seiner Regierung, z. B. nach Schottland zu fliehen und England verwüsten zu lassen, bis Nelson erscheine, um dem siegreichen Napoleon den Rückweg zu versperren, würde ohne Zweifel zu eigenthümlichen Combina-

---

*) Ich habe diese Darstellung einem Bruchstücke der von Daru aufgezeichneten Memoiren entnommen, deren Abschrift sich jetzt in meiner Hand befindet und die ich der verpflichtenden Güte seines Sohnes verdanke.

tionen geführt haben, aber ein solcher Entschluß lag außer aller Wahrscheinlichkeit. Wir sind fest überzeugt, daß England unterhandelt haben würde, sobald Napoleon sich vor London gezeigt hätte.

Es kommt daher Alles auf die Möglichkeit der Ueberfahrt an. Obgleich die Flotille im Sommer während einer Windstille, im Winter während eines Seenebels hätte segeln können, so bliebe eine solche Fahrt doch immer gewagt. Napoleon hatte deshalb an Unterstützung durch eine Flotte gedacht. Man wird sagen, dabei sei noch immer die Hauptschwierigkeit geblieben, den Engländern zur See überlegen zu sein. Nein, denn es handelte sich nicht darum, sie zu übertreffen, nein, selbst nicht darum, ihnen gleich zu sein. Blos darum handelte es sich, durch eine geschickte Combination eine Flotte in den Canal zu führen. Der Plan Napoleons hatte jede Aussicht auf Erfolg, wenn er in den Händen eines festeren Mannes lag, als Villeneuve dies war. Ohne Zweifel fand Napoleon hier die Nachtheile seiner Schwäche zur See unter einer andern Form wieder. Villeneuve, der diese Schwäche lebhaft fühlte, wurde dadurch entmuthigt, aber er wurde es zu sehr, wurde es in einem Grade, der seine Ehre vor der Geschichte blosstellt. Trotz dem hatte seine Flotte bei Ferrol sich gut geschlagen, und wenn er die Schlacht, die er kurze Zeit nachher bei Trafalgar kämpfte, vor Brest geliefert, so wäre Ganteaume ausgelaufen, der Canal frei gewesen. Würde man die Schlacht in diesem Falle eine verlorene haben nennen können? Villeneuve hat daher Unrecht, obgleich man ihn zu sehr verschrieen hat, wie dies Unglücklichen stets geschieht. Als Mann von Fach vergaß er, daß sich durch Eifer Manches ersetzen läßt, und vermochte sich nicht auf die Höhe seiner Nation zu erheben, wie dies Latouche Tréville an seiner Stelle gewiß gethan haben würde.

Das Unternehmen Napoleons war mithin kein Traum, sondern vollkommen ausführbar und macht ihm, obgleich es ohne Resultat blieb, vielleicht mehr Ehre, als manche andere, die von dem glänzendsten Erfolge gekrönt wurden. Der Plan war auch kein verstellter, wie gewisse Leute geglaubt haben, die da Tiefen suchen, wo es keine giebt. Einige Tausend Briefe der Minister und des Kaisers lassen in dieser Beziehung keinen Zweifel übrig. Es war ein ernstes Unternehmen, das mehrere Jahre lang mit wahrer Leidenschaft verfolgt wurde. Von einer andern Seite ist behauptet worden, wenn

Napoleon Foulton, der ihm die Dampfkraft anbot, nicht zurückgewiesen hätte, so würde er über den Canal gelangt sein. Die der Dampfschifffahrt in den Ereignissen der Zeit zugewiesene Rolle läßt sich heutzutage unmöglich vorhersagen. Daß sie Frankreich mehr Streitkräfte gegen England giebt, ist wahrscheinlich. Ob sie die Ueberfahrt über den Canal erleichtert, hängt von den Anstrengungen ab, die Frankreich machen wird, um sich in der Verwendung dieser ganz neuen Kraft das Uebergewicht zu sichern. Was die Weigerung Napoleons betrifft, so ist gewiß, daß Foulton ihm eine Kunst zubrachte, die noch in den Windeln lag und für den Augenblick keinen Nutzen bringen konnte. Napoleon that mithin Alles, was er nur konnte. Es läßt sich bei dieser Gelegenheit kein einziger Fehler ihm vorwerfen. Ohne Zweifel wollte die Vorsehung nicht, daß sein Plan gelingen solle. Und warum? Er, der seinen Feinden gegenüber nicht immer das Recht auf seiner Seite hatte, konnte es diesmal ganz für sich sprechen lassen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Leipzig, J. J. Weber.

Subscriptions - Anzeige.

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten

über alle

Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart, über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Handel, Gewerbe und Landbau, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Moden.

Prospectus.

Die Illustrirte Zeitung ist unter allen in Deutschland erscheinenden Zeitschriften die einzige, welche sich vorzugsweise zur Familienzeitung in den Städten und auf dem Lande eignet. Sie wird in ihrer jetzigen Auflage von

15,000 Exemplaren

von keiner deutschen Zeitung erreicht, vielweniger übertroffen und scheut sich nicht, mit jedem bestehenden oder noch beginnenden Blatte um den Preis der Vollendung zu ringen. Diese Thatsache erregt in hohem Grade unsere Dankbarkeit, weil wir unsere ungewöhnliche Verbreitung in keiner Weise der Großsprecherei oder irgend einem andern Mittel verdanken, welches sich nicht mit echt männlicher

Ehrenhaftigkeit vertrüge, und weil wir dieselbe lediglich dem strengen Einhalten der einmal eingeschlagenen Bahn und dem rastlosen Streben beimessen dürfen, die in unserer ersten Ankündigung gemachten Versprechungen vollständig zu erfüllen. — Die Illustrirte Zeitung hat es sich zur Aufgabe gemacht der deutschen Lesewelt die Zustände der Gegenwart in treuester Schilderung und bildlicher Darstellung zuerst selbst klar zu machen und dann der Nachwelt zu überliefern. Hätte es vor hundert Jahren, hätte es zur Zeit der französischen Revolution, ja nur der napoleonschen Kriege eine Illustrirte Zeitung gegeben, würden nicht schon jetzt ihre Bände in hohem Preise stehen, und sollte nicht schon das nächste Geschlecht mit dankbarer Rückerinnerung die Schätze zu würdigen wissen, die wir demselben mit nie rastender Sorge darreichen? Und behält dieselbe auch vorzugsweise das deutsche Vaterland im Auge, so geschieht auf der ganzen weiten Erde doch Nichts von irgend einiger Bedeutung und von einer auch nur möglichen Rückwirkung auf Deutschland, was nicht in ihren Spalten besprochen, und wenn es irgend rathsam oder möglich ist, ihren Lesern auch im Bilde vorgeführt würde.

Mit Sorgsamkeit und Redlichkeit ist die Redaction bei dem allmäligen Ausbau dieses großartigen Unternehmens zu Werke gegangen. Frei von jeder Verpflichtung hat sie weder den Hohen geschmeichelt noch den Niedrigen, sie hat nie und nimmer auf eine Partei sich gestützt und ihre ganze Stärke aus der Tadellosigkeit ihres Zieles empfangen; auf dem sichern Kampfgrund der Gerechtigkeit hat sie alle ihre Kräfte aufgeboten, die erhabenen Grundsätze der Sitte und des Rechtes zu verkündigen und selbst zu bewahrheiten. — Eltern werden keine Ursache haben, die Illustrirte Zeitung ihren Kindern vorzuenthalten; der Jüngling, der sie liest, wird nicht irre werden an den Idealen seiner Jugend, die Jungfrau sie nicht mit innerm Unwillen aus der Hand legen, sie werden in unsern Spalten die offene Anerkennung jeder öffentlichen Tugend, die wärmste Theilnahme an jeder Bestrebung für die Armen und Bedürftigen, Achtung vor dem Besitz neben der Mahnung finden, sich des Ueberflüssigen zu Erleichterung der Noth zu entäußern; sie werden die Rechte der Nationalität neben dem Anspruch auf friedliche Entwickelung

vertreten sehen, das Recht der Menschlichkeit neben der unbeugsamen Forderung des Rechtes. Wissen und Kunst haben wir mit gleicher Liebe gepflegt und was an uns war dazu beigetragen, den Genius zu beflügeln und dem verkannten Talent Ruhm zu verschaffen, mit einem Worte: wir haben uns an alle edleren Anlagen und Strebungen der Menschen gewendet, um den Fortschritt wahrer Bildung zu fördern und die Völker wie die Einzelnen zu dem Bewußtsein ihrer Würde zu erheben.

Für diesen Zweck sind wir mit den begabtesten Künstlern und Schriftstellern in ganz Deutschland wie im Auslande in die engste Verbindung getreten, und fortwährend wird unser Plan von den berühmtesten Namen gefördert und unterstützt. Jede Woche geben wir aus allen Gebieten des Wissens auf 48 Spalten den Inhalt eines mäßigen Octavbandes. Mit Aufmerksamkeit den Strömungen der Tagesbegebenheiten folgend, setzen wir unsre Leser in den Stand, sich in jeder hervortretenden Erscheinung zurecht zu finden, und reihen daran die wichtigsten Begebenheiten auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens des In- und Auslandes, selbst die entlegensten Länder nicht ausschließend. Was Kunst und Wissenschaft Neues bieten, was in irgend einem Bereich des Nützlichen und Schönen Aufmerksamkeit erregt: wir ruhen nicht und scheuen keine Mühen und Opfer, um es unsern Lesern in der vollendetsten Gestalt und mit gründlichster Erläuterung vor Augen zu stellen.

Möge man den Blick auf den reichen Inhalt — die bis jetzt erschienenen Bände enthalten über 4000 xylographische Abbildungen — auf die sich gleichbleibende Pracht der Ausstattung, auf die fortschreitende Ausbildung der Zeichnungen und Holzschnitte, auf die sorgsam abgewogene Zusammenstellung jeder einzelnen Nummer werfen: das Zugeständniß wird uns Niemand versagen, daß mit besserem Willen, mit größerer Sorgfalt und mit günstigerem Erfolg noch nie eine Zeitung herausgegeben worden ist und dies Alles zu einem Preis

— von wöchentlich nur 5 Ngr. —

ein Preis, der in jeder Hinsicht wohlfeil zu nennen und nur durch die Größe des Absatzes wie durch die bisherigen Aufopferungen des Verlegers erreichbar geworden ist. Wenn wir nun wünschen, daß

unsere Zeitung in allen Häusern heimisch werde und daß sich namentlich die gebildeten Bewohner der Länder und Bezirke, denen die flüchtigen Erscheinungen der Tagespresse minder zugänglich sind, durch unsere Zeitung das Mittel verschaffen möchten, mit geringen Kosten und geringem Zeitaufwande auf der Höhe der Zeit zu bleiben, so wünschen wir nur, was jeder Deutsche wünschen muß, gesunden Appetit, gesunde Kost und den allgemeinen Fortschritt, mit dem das Blatt und das Gedeihen unsers Vaterlandes unzertrennlich verbunden ist.

Subscriptions-Bedingungen.

Die **Illustrirte Zeitung**, das einzige Journal, welches die Tagesgeschichte, das öffentliche und gesellschaftliche Leben **bildlich** veranschaulicht, kann nicht nur allen **öffentlichen Lesecirkeln**, sondern auch jedem gebildeten **Familienkreise** als die belehrendste und unterhaltendste Lectüre empfohlen werden.

Die Illustrirte Zeitung erscheint regelmäßig jeden Sonnabend im größten Format von 48 Folio-Spalten mit 15—20 in den Text gedruckten Abbildungen und giebt dem Raum nach jährlich den Inhalt von **50 Bänden** mit mehr als **1000 Abbildungen.**

Vierteljähriger Pränumerations-Preis für 13 Nummern 2 Thlr. = 3 Fl. Conv.-Mze. = 3 Fl. 36 Xr. rhein.

26 Nummern bilden einen Band, zu welchem ein Titel und Inhalts-Verzeichniß unentgeltlich nachgeliefert werden.

Bekanntmachungen aller Art finden durch die Illustrirte Zeitung die **weiteste** Verbreitung. Die Inserations-Gebühren betragen für die Nonparielle-Zeile einer Foliospalte 5 Ngr.

☞ Bestellungen auf die Illustrirte Zeitung werden in allen Buch- und Kunsthandlungen sowie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen und prompt ausgeführt.

Leipzig, J. J. Weber.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs

Bd.: 5

Leipzig 1846

Gall.rev. 1019 l-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10619748-6